



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>

P6erm 3.2.4 (4')

Harvard College Library



FROM THE FUND BEQUEATHED BY
Archibald Cary Coolidge

Class of 1887

PROFESSOR OF HISTORY
1908-1928

DIRECTOR OF THE UNIVERSITY LIBRARY
1910-1928

1837
PL 111/11 33
N^o 1.

Gemeinnützige und unterhaltende

Rheinische

Provinzial-Blätter.

Herausgegeben

unter Mitwirkung vieler Gelehrten, Beamten,
Künstler, Techniker, Fabrikanten, Berg- und
Hüttenmänner, Forstmänner, Landwirthe,
Kaufleute u. s. w.

von

Dr. Jacob Nöggerath,

Königl. Oberberg-rath und öffentl. ord. Professor der
Mineralogie und Bergwerkwissenschaften bei der Rhein-
ischen Friedrich-Wilhelms-Universität, Mitdirektor des
naturhistorischen Museums derselben, Direktor des na-
turwissenschaftl. Seminars, Mitglied mehrerer Ak-
demien und gelehrten Gesellschaften des
In- und Auslandes.

Neue Folge. — Vierter Jahrgang.

Erster Band. — Erstes Heft.

Januar.

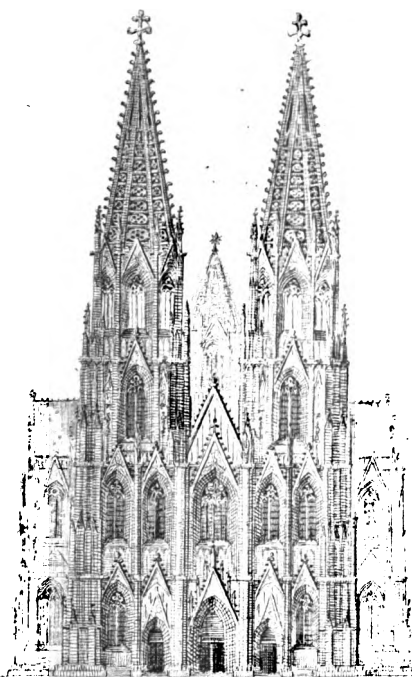
Köln am Rhein: *

J. P. Bachem, Hof-Buchhändler und Buchdrucker.

1837.

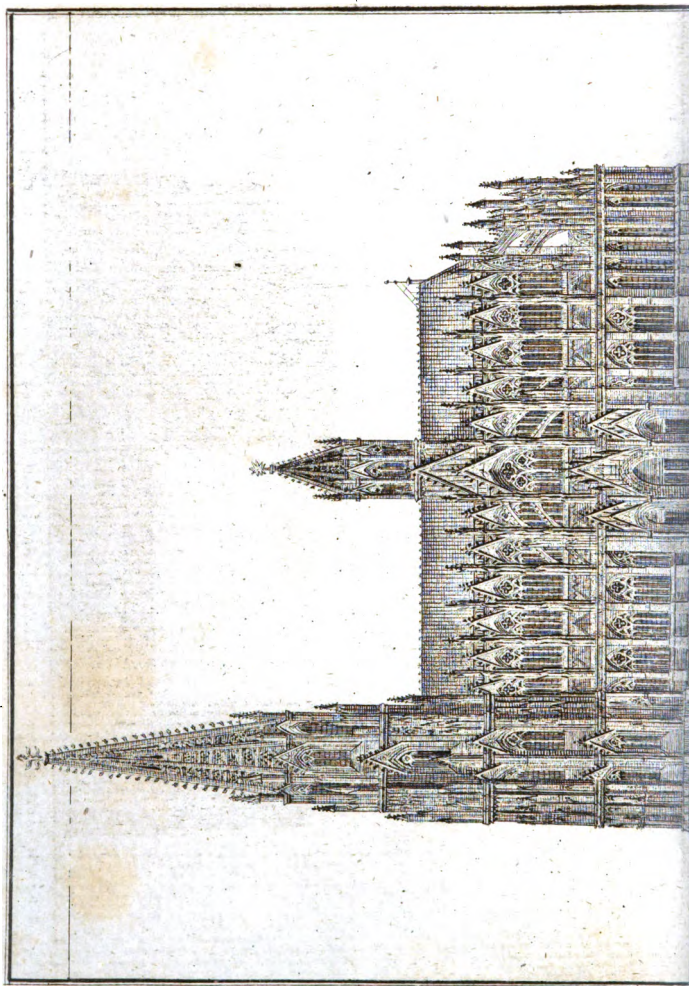
Inhalt.

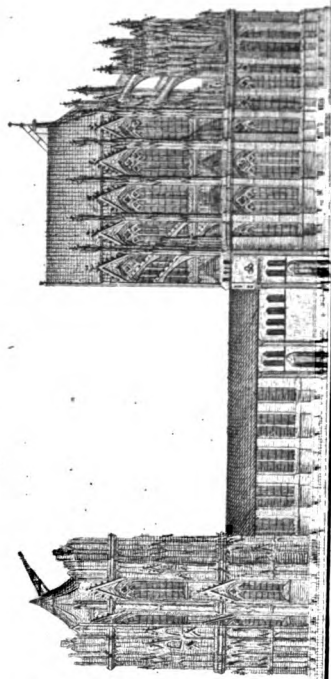
	S.
I. Einige Notizen über Kölns Christliche Vorzeit	3
II. Sagen aus dem Rathhale	33
III. Die Gewerbe, ihr Einfluß, Schwung und Be- trieb. Vom Herrn Dr. Desberger	48
IV. Ueber die Noth der Weinbauern	76
V. Ueber die Errichtung von Weinmärkten in der Rheinprovinz.	97
VI. Rheinsage. Vom Herrn Emanuel Geibel....	101
VII. Miscellen aus der Provinz.	
Hat Philipp Melancthon einem angeblich zu Köln am Johannisstage 1535 gehaltenen Convente der Freimaurer beigewohnt?....	103
Der Dombau zu Köln	103
Korrespondenz-Nachricht aus Kreuznach.....	113
Straßen-Bettelei u. ihre Abwendung betreffend	114
Die merkwürdige Nacht vom 12. auf den 13. November 1836	116
Boden-Cultur im Reg. Bez. Düsseldorf.....	119
Ueber das Ausbleiben der Segkartoffeln in manchen Gegenden des Westerwaldes	120
VIII. Miscellen aus andern Provinzen und dem Auslande.	
Die Ackerbauschule auf dem Hof Adamsthal bei Wiesbaden	121
IX. Verzeichniß der Herren Mitarbeiter zur neuen Folge der rh. Prov. Bl.	122
X. Verkehr der Redaktion	124



Ansicht der Vorder-Seite nach dem Plane.

1
2
3
4
5
6
7
8
9
10
11
12
13
14
15
16
17
18
19
20
21
22
23
24
25
26
27
28
29
30
31
32
33
34
35
36
37
38
39
40
41
42
43
44
45
46
47
48
49
50
51
52
53
54
55
56
57
58
59
60
61
62
63
64
65
66
67
68
69
70
71
72
73
74
75
76
77
78
79
80
81
82
83
84
85
86
87
88
89
90
91
92
93
94
95
96
97
98
99
100





Ansicht des Doms zu Köln im jetzigen Zustande nach der Südseite.

Gemeinnützige und unterhaltende

Rheinische Provinzial-Blätter.

Herausgegeben

unter Mitwirkung vieler Gelehrten, Beamten, Künstler,
Techniker, Fabrikanten, Berg- und Hüttenmänner,
Forstmänner, Landwirth, Kaufleute u. s. w.

von

Dr. Jacob Nöggerath,

Königl. Oberberggrath und öffentl. ord. Professor der Mineralogie
und Bergwerkwissenschaften bei der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-
Universität, Mitdirektor des naturhistorischen Museums derselben,
Direktor des naturwissenschaftl. Seminars, Mitglied meh-
rerer Akademien und gelehrten Gesellschaften des
In- und Auslandes.

Neue Folge. — Vierter Jahrgang.

Erster Band.



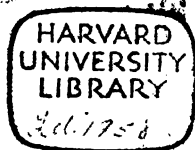
Köln am Rhein:

J. P. Bachem, Hof-Buchhändler und Buchdrucker.

1837.

4

P (ERM) 332. 4 (4')



513 (col (H))

I.

Einige Notizen über Kölns christliche Vorzeit.

Unsere Vorfahren, die Ubier, bewohnten in alten Zeiten ein raues und unwirthbares Land voll ungeheurer Waldungen, welches sich auf dem rechten Rheinufer von dem Berge Taunus, oder vielleicht von dem Lahnsflusse bis an die Lippe oder den Weseler-Bald, und auf dem linken Rheinufer von der Ahr bis in die Gegend von Uerdingen herabzog. ¹⁾ Als ein wildkräftiger, aber gutmüthiger, Volksstamm fanden sie in Krieg und Jagd ihre Lieblingsbeschäftigung, und wie bei allen alten Deutschen schlossen sich ihre Religion und ihre Sitten an die Natur an. Auf ihre religiöse und sittliche Bildung hatte die Bekanntschaft mit den Römern einen wesentlichen Einfluß; denn durch ihre Vereinigung mit den Agrippinensern, jener bekannten römischen Kolonie, ²⁾

- 1) S. die Urkunde Bichfrieb's bei Gelenius de admira-
randa Magnitud. Coloniae p. 272 und die Samm-
lung von Beiträgen zur Geschichte der Stadt Köln
und ihrer Umgehungen, vom Prof. Wallraf, p. 182.
- 2) Diese römische Pflanzstadt, deren Gründerin die un-
glückliche Mutter Kaisers Nero war, nennt Ammia-
nus Marcellinus eine magni nominis urbs. Sie lag
auf einer freundlichen Anhöhe, und der Rhein ergoß
sich vor ihr in zwei Arme, welche eine große und
waldige Insel umschlangen. Der Kopf dieser Insel,
die sogenannte Rhein-Au, ist noch übrig, und nach
der Behauptung mehrerer Alterthumsforscher soll auf
derselben die berühmte Ara Ubiorum gestanden ha-
ben. Mayern, deren Ueberreste noch den Stürmen
der Zeit trogen und allgemeine Bewunderung auf
sich ziehen, umgaben sie, und bildeten ein schönes

und den umher liegenden römischen Legionen *) verloren sie allmählig vieles von ihrer ursprünglichen

Biered, in welchem vier Hauptthore, über deren Abgen der goldene Name ihrer hohen Gründerin glänzte, sich vorzüglich auszeichneten. Nöstlich, dem Rheine zu, war die Porta Martia (Marspforte), von welcher eine Brücke auf die Insel führte. Von diesem Standpunkte aus, über die Insel her, erbaute auch Constantin der Große jenes Wunderwerk der Baukunst, wie der Panegyriker Eumenius sagt, die gewaltige Rheinbrücke. Unfern dieser Rheinpforte lagen das Civil-Prätorium und der von Agrippa erbaute und so sehr berühmte Tempel des Mars. In diesem Tempel wurde Vitellius zum Kaiser ausgerufen, und daselbst wurden unter verschiedenen Feldzeichen und Siegestrophäen das Schlachtschwert des Julius Cäsar und der Dolch, womit Otho sich entleibte, aufbewahrt (Sueton. in Vitell.). Nördlich war die Porta Paphia (Paphenpforte), welche den Namen von dem Tempel der Venus Paphia erhielt, mit welchem das Cömeterium der Römer, wie die vielen steinernen Särge beweisen, welche im Laufe der Zeit in dieser Gegend aufgefunden worden, verbunden war. Westlich befand sich die Porta Herae (Ehrenpforte) mit dem Tempel der Juno und dem großen Militär-Prätorium. Der noch erhaltene schöne Musaisk-Thurm bei St. Claren gibt uns heute noch einen Beweis von seiner ehemaligen Größe. Südlich erblickte man nun endlich die Porta Jovis (Hochpforte) mit dem Capitolium, der wahrscheinlichen Geburtsstätte der Agrippina, und einem prächtigen Tempel des Jupiter. Von da aus zog sich eine Heerstraße nach einem unweit Rothenkirchen gelegenen Kastell, welche nach der genannten Urkunde Wilsfrieds vom J. 948 die Burgstrazza genannt wurde. Außerdem war die Umgebung der Stadt mit vielen glänzenden Grabstätten, Delubern (kleine Tempel), Villen, Gärten, Bädern und künstlichen Wasserleitungen, wovon wir noch so viele Spuren finden, verziert. (S. d. W. bei Wallraf a. a. D.)

3) Tacitus Ann. I. XII. c. 27 u. I. I. c. 39.

Rohheit. ⁴⁾ Es kamen fremde Sitten und Gebräuche auf, und bald erstand aus ihnen ein Handel und Ackerbau treibendes Volk ⁵⁾, eine Würde, welche den Ubiern alle Jahrhunderte hindurch eigen geblieben ist. So wie der Ubi hierdurch an Bildung und Feinheit gewann, sank er aber auch an Kraft, und versiel endlich so tief in römische Verweichlichung, daß, wie der Bischof Salvian von Maffilien bemerkt, die Franken im J. 406 die Thore der Urbs Agrippinensium bereits erobert hatten, während die Einwohner sich noch an der Tafel im Wein berauschten. ⁶⁾

Unter solchen Umständen fanden sie die Verkündiger des Kreuzes, welche zuerst an den Rhein kamen, um den göttlichen Weingarten zu bearbeiten. Wer dieselben gewesen, wann und wo sie aufgetreten, läßt sich nicht mit Bestimmtheit angeben. Die ersten Spuren von Christen in unserer Gegend finden wir um das zweite Jahrhundert, wo dieselben, wahrscheinlich um der Wuth der Verfolgungen zu entgehen, ⁷⁾ von Italien aus über Gallien zu uns herüber gekommen sind. ⁸⁾ Ihr hoher Eifer für die Sache Gottes und die Standhaftigkeit der italienischen Glaubenshelden, wovon die Kunde bereits bis zum Rhein gedrungen, führte viele Ubi dem Christenthum entgegen, und keine äußere Gewalt hemmte dessen weitere Fortschritte. Die Christenverfolgung, welche indeß um das Jahr 288 am Rhein ausbrach, diente daher auch nur, um die neuen Christen in ihrem Glaubenseifer zu bestärken. Dieselbe eröffnete den blutigen Wirkungskreis des Maximianus Herculiüs, welcher kurz vorher vom Kaiser

4) Tacitus de mor. Germ. c. 18.

5) Tacitus Hist. l. IV. c. 65.

6) Baron. Ann. Eccl. ad a. 407.

7) Tertullian adv. Jud. c. 7 u. Irenaeus contra Haer. l. I. c. 3.

8) Vita sancti Saturnini apud Ruinart. in act. Mart.,

Diocletian zum Mitregenten angenommen, und mit einer bedeutenden Armee nach Gallien (in die gegenwärtige Gegend von Kempen) gezogen war, um die unruhigen Bagauden, welche sich nach dem Abzuge des Feldherrn Carinus gegen die römische Macht empört hatten, zur Unterwerfung zu bringen.⁹⁾ Die christlichen Soldaten seines Heeres, eine Abtheilung der sogenannten Thebäer-Legion, welche unter dem Befehle des Primitivus Mauricius bei Octodurum in der Schweiz stand,¹⁰⁾ fielen auf diesem Zuge als Opfer seines längst gehegten Hasses. Vor dem Militär-Prätorium der urbs Agrippinensium, worin der Tyrann eine Zeitlang ausruhte, ging die Hinrichtung des Hauptmanns Sereon mit seinen 300 Waffenbrüdern vor sich, und die Stätte, wo die Gräueltbat geschah, heißt noch heute der Mordhof.¹¹⁾ Ein gleiches Schicksal traf bei der Colonia Veterum (Xanten) Victor und seine Krieger, und unweit Bonn die hh. Cassius, Florentius und Malusius.¹²⁾ Da diese Christenverfolgung nur eine Folge der Rohheit eines vorüber ziehenden Heerführers war, blieben die ubsichen Christen dabei ungekränkt. Ihnen war die von Diocletian um diese Zeit vorgenommene Reichstheilung besonders günstig. Die Provinz Gallien bis zur Agrippina war hierdurch unter den Schutz des Vaters Con-

9) Entropius Hist. Rom. l. IX. c. 14, u. Orosius Hist. VII. c. 25.

10) Passio socii Mauricii apud Ruinart.

11) Gregor v. Tours. de glor. Mart. c. 62, u. Gelen. de Col. Agripp. Magn. l. III. synt. 2.

12) Gregor. v. Tours. de glor. Mart. c. 63. Eine Kapelle unweit des Dorfes Endenich und am Fuße des Kreuzberges gelegen, bezeichnet noch die Stätte, wo Cassius, Florentius und Malusius den Martyrertod erlitten, und die bonnischen Stiffisherren pflegten nach altem Gebrauch dieselbe in der Kreuzwoche zu besuchen.

stantin des Großen, des liebenswürdigen Constantius Chlorus, getreten, welcher dem Christenthum nicht abhold, und dessen edle Gemahlin Helene sich bereits öffentlich als Christin bekannte.¹³⁾ Während in andern Provinzen in einem schrecklichen Bürgerkriege das Blut der Christen gleichsam in Strömen dahinfließ, und die Auslöschung des christlichen Namens durch Inschriften verewigt werden sollte,¹⁴⁾ wurde derselbe in Gallien und am Rhein immer weiter verkündigt. Die Zahl seiner Verehrer stieg in wenigen Jahren so hoch, daß Sozomenes, ein Geschichtschreiber dieser Zeit, mit Verwunderung ausruft „Unter Constantin dem Großen hatten sich die Völker am Rhein dem Christenthum ergeben; denn die Kelten und Bewohner Galliens, schon lange der Christuslehre zugethan, hatten vom Meere her die Wunderthaten beobachtet und sich einem bessern Gottesdienst und bessern Sitten hingeneigt.“¹⁵⁾

Um diese Zeit, der Zeit nämlich, in welcher Constantin die christliche Religion zur Staatsreligion erhoben hatte, finden wir denn auch den ersten Bischof von Köln in der Person des h. Maternus, eines Missionären, welcher am Hofe des Constantins vor den Verfolgungen Schutz gefunden hatte.¹⁶⁾ Er ließ sich außerhalb der Stadt, welche er wegen des noch festen Heidenthums nicht beziehen konnte, auf der dabei gelegenen Insel nieder, und ein daselbst befindliches Deluber wurde die erste christliche Kirche.¹⁷⁾ Nach der damaligen Gewohnheit der

13) S. Lactantius de Mort. Pers. c. 15.

14) S. Jani Gruteri Insc. Rom. p. 280.

15) S. Sozomenes Hist. L. II. c. 5.

16) S. Hontheim Prodom. Hist. Trev. P. I. p. 76. §. 5.

17) S. die Sammlung von Beiträgen von Wauraf p. 24.

Dieses ehemalige Deluber, Crypta sct. Materni genannt, wurde später in eine größere Kirche umgeschaffen, und ist dormalen die Gruft zu St. Maria in Eyerkirchen. Selen a. a. D. p. 230 u. 357 und

Christen, sich um ihre Hirten zu versammeln, siedelten sich dieselben in dieser Gegend an, und so entstand ein Dörfchen, welches den Namen Noithaussen erhielt und später, nach einer Urkunde Erzbischofs Anno vom J. 1067, eine Vorstadt von Köln wurde. Der rastlose Eifer des Heiligen für die Religion des Gekreuzigten und das Vertrauen, welches ihm am Hofe des Constantin geschenkt worden, brachte ihn in eine sehr nahe Verbindung mit dessen mächtigen Sohne Constantin, welcher, nach dem Berichte der Panegyriker, zu seiner Zeit im Militär-Prätorium zu Köln oftmals Hoflager hielt. Aus Auftrag der Kaiserin Mutter suchte er die Gebeine der Thebaer-Martyrer hervor und weihte die prachtvolle Kirche, welche dieselbe zu deren Andenken erbauen ließ. ¹⁸⁾ Mit dieser Fürstin, welche et auf ihren

mit ihm andere Alterthumsforscher nehmen außerdem an, Maternus habe auch auf dem Graben vor der Porta Paphia dem h. Petrus zu Ehren eine Kapelle, welche später den Namen St. Matthias erhalten, und zwischen den Kirchen St. Andreas und Paulus gelegen war, und die noch bestehende St. Cäcilienkirche, ehemals St. Eugenia genannt, erbaut. Wir finden häufig, daß in diesen beiden Kirchen bis zur Zeit Carl des Großen der Domgottesdienst abwechselnd gefeiert worden.

- 18) Dieser Tempel, welcher seines vergoldeten Daches wegen „ad aureos Martyres“ genannt wurde, lag an der Stelle der gegenwärtigen St. Gereonskirche; er war viereckig und ruhte auf kostbaren Granitsäulen, welche Carl der Große später für das Münster zu Aachen gegen die Herrschaft Bierssen ausgetauscht haben soll. Eine dieser Säulen, welche zum Andenken in St. Gereon aufbewahrt wurde und an ihrem alten Platz stehen blieb, rissen die französischen Zerstörer der letzten Zeit, um sie nach Paris zu schleppen, nieder, und vertilgten somit gänzlich dieses so schöne Denkmal der ersten köln. Kirche. Cf. Gregor. v. Tours. l. I. miracul. c. 64.

Reisen durch Gallien häufig begleitete, stiftete er die Bisthümer Straßburg, Trier und Tongern, weihte in ihrer Gegenwart den Bischof Agritius von Trier (313) ¹⁹⁾ und ging dann nach Rom, um mit dem Papste Melchiades und den gallischen Bischöfen Reticus von Autun, Agritius von Trier und Marinus von Arles die berühmten Streitigkeiten der Donatisten gegen den Bischof Cäcilian von Carthago zu untersuchen. Sein Urtheil, welches zu Gunsten des letztern ausgefallen, erhielt auf dem Concil zu Arles am 21. Januar des J. 314 eine nochmalige Bestätigung, und unter den Unterschriften der Akten desselben lesen wir: „De civitate Agrippinensium Maternus Episcopus — Macrinus Diaconus.“ ²⁰⁾

Von den übrigen Thaten dieses h. Bischofs, wie auch von seinem Tode, haben wir keine zuverlässige Kunde. Die kölnische Kirche indeß feiert seinen Gedächtnistag am 14. September. ²¹⁾

Der zweite Bischof und unmittelbarer Nachfolger des h. Marternus war Euphrates, von Geburt ein Grieche. Er erschien im J. 347 auf dem Concil zu Sardes und untersuchte daselbst mit 300 andern Bischöfen die Anklagen gegen den h. Athanasius. Als ein bewährter und muthvoller Mann wurde er von den Vätern der Synode mit dem Bischof Vincentius von Capua beauftragt, den Kaiser Constantius vom Erfolge ihrer Verhandlungen zu unterrichten. Auf dieser Mission suchten ihn die Arrianer für ihre Irrlehre zu gewinnen. ²²⁾ Ihre Versuche

19) S. Honthelm a. a. D.

20) S. Optatus Milevit. de schism. Donat. adv. Parmenianum l. I. c. 23 u. Honthelm Prodom. T. I. p. 64 u. f.

21) S. Joh. Perierus in Com. de scto Marterno Ep. in actis Sanct. Sept. T. IV. Bolland. ad diem XIV.

22) S. Athanasius in Hist. Arrian. ad Monach. T. I. P. I. ed. Patav. p. 281.

aber mißlingen, und aus Rache darüber machten sie die Tugend des ehrwürdigen Bischofs verdächtig, und beschuldigten ihn fälschlich eines Abfalls von der orthodoxen Lehre. Er wurde zu Antiochien vor Gericht gezogen, aber in Gegenwart des Kaisers förmlich für unschuldig erklärt.²³⁾

Die Behauptung also, welche Cäsar von Heisterbach und nach ihm Egid. Gelenus aufstellen, daß er auf einem Concil zu Köln der arrianischen Ketzerei überwiesen und als Bischof abgesetzt worden, ist ganz unwahr; denn ihr widerspricht sowohl das vollgültige Zeugniß des h. Athanasius, als auch die Unmöglichkeit, daß um jene Zeit, wo in Köln das Heidenthum noch nicht ausgerottet war, daselbst schon ein Concil gehalten werden konnte.²⁴⁾

Auf den Euphrates, welcher gegen das Jahr 348 gestorben zu sein scheint, folgte der h. Severinus, geboren zu Bordeaux in Aquitanien. Der streng asketische Lebenswandel dieses Mannes und der apostolische Eifer, womit er das Wort Gottes verkündigte, schlug dem agrippinensischen Heidenthum eine unheilbare Wunde. Schaarenweise traten unter ihm die Ungläubigen zum Christenthum über, und da er, gleich seinen Vorgängern, sich nur außerhalb der Stadt behaupten konnte, so wurde die Umgebung der Urbs Agrippinensium dadurch immer mehr angebaut und bevölkert. Vor der Porta Jovis, an der Heerstraße (Burgstrazza), zwischen dem Forste, der da Dierlo hieß, und dem Rhein entstanden die Dörfer oder Honschaften Holvichen, Diedenhoven und Cunrich mit den Villen Seyne und Beyne.²⁵⁾

23) S. Athanasius a. a. O. u. Natalis Alexander in Hist. Eccl. Saec. IV. c. 3. a. 23.

24) S. Hedderich Dissert. de Synodis Colon. c. I.

25) Diese Villa, welche später der Erzbischof Engelbert von Falkenburg als Befestigung gegen die ihm feindliche Stadt Köln benutzte und mit Wächthäusern und Gräben umzingelte, wurde, wie der kölnische Dichter

Die Kirche des h. Maternus auf Roithausen reichte nicht mehr hin, die sich täglich vermehrenden Christen aufzunehmen, und Severinus erbaute eine neue Kirche, und weihte dieselbe zur Ehre der hh. Martyrer Cornelius und Cyprianus. ²⁶⁾ Seine ihm untergeordneten Amtsgehilfen, welche als fromme Einsiedler in dieser Gegend und um den Mordhof zerstreut umher wohnten, und nun zuerst Cleriker genannt werden, ²⁷⁾ waren Priester und Diakonen, Lektoren und Exorcisten. Sie pflegten an den Sonntagen sich um ihren Bischof zu versammeln und mit ihm nach beendigtem Gottesdienst die h. Stätten zu besuchen. Auf einem dieser Züge (Römersfahrten) wurde er mit seinem Archileviten Evergisus unweit der spätern Carthause durch einen himmlischen Gesang auf den seligen Tod seines Amtsbruders, des h. Martin v. Tours, aufmerksam gemacht. ²⁸⁾ Die Gegend, wo sich dieses ereignet, erhielt den Namen Martinsfeld, und Severinus erbaute an dem Orte, der ihm so besonders heilig geworden, eine Kapelle und nannte sie „Porta Coeli.“ ²⁹⁾

Unserm Heiligen, welcher durch sein rastloses Bemühen und langjähriges Wirken ³⁰⁾ dem Christenthum in unserer Gegend eine unbefiegbare Festigkeit

Goedbert van Hagen erzählt, gegen das Jahr 1261 von den Bürgern erobert und zerstört, und an ihrer Stelle erhob sich zum Schutze des Hafens und des Hansebundes der gegenwärtige Beyerthurm.

26) S. Urkunde Bichfrieds a. a. D.

27) S. Gregor. v. Tours. l. I. Miracul. seti Martini c. 4 in Biblioth. Magna Patrum P. II. gedr. zu Köln 1618. S. 579.

28) S. Gregor. v. Tours. a. a. D. u. Sulp. Sever. in vita seti Martini.

29) S. Gelen. d. A. M. G. p. 95—96.

30) S. Moerkens Conat. Chron. ad Catalogum Archiepisc. Colon. gedr. zu Köln 1745 in 4. p. 28.

gegeben, sollte aber nicht das Glück werden, die heidnische Römerstadt gänzlich zur Ueberzeugung zu führen. Die unbedeutenden Befehrungen, welche er erst in seinem hohen Alter daselbst vornehmen konnte, und wovon die Kirche zur h. Columba das Andenken erhalten soll, ³¹⁾ wurden durch die Einfälle der ripuarischen Franken beinahe völlig unterbrochen. Die häufigen und raschen Wiederholungen derselben scheinen unsern Bischof von seinem Sitze verdrängt zu haben; denn nach dem Berichte Gregor v. Tours starb er nach einem mehrjährigen Aufenthalt zu Bordeaux in den Armen des dortigen Bischofs Almandus am 21. Oktober des J. 408. ³²⁾

Fürchterlich waren die Verheerungen, womit die Ripuarier allenthalben ihre Siege verfolgten, ³³⁾ und die Urbs Agrippinensium, wo die Brücke des Constantin ihnen den Uebergang über den Rhein so sehr erleichterte, wurde namentlich der Schauplatz des größten Elendes. Das Uhierland, welches unter römischer Herrschaft noch eines der glücklichsten und gesegnetsten des Rheinstromes gewesen, ³⁴⁾ wurde jetzt in so große Armuth und Noth versetzt, daß, um ein Beispiel anzuführen, selbst die reichsten und zartesten Frauen den wilden Frankenweibern die niedrigsten Sklavendienste erzeigen mußten. ³⁵⁾ Dieses Loos, verbunden mit der Ungleichheit in Sitten, Religion und Lebensart, konnte für das Christenthum nicht ohne Folgen bleiben. Man hätte glauben sollen, das Kreuz wäre unter solchen Um-

31) *S.* Moerkens a. a. D. u. Gelen. d. A. M. C. p. 393.

32) *S.* De glor. Confess. c. 45 u. Gelen. a. a. D. p. 38. Seine Ueberreste wurden mit großer Feierlichkeit von Bordeaux abgeholt, zu Köln in einen silbernen Kasten gelegt und in der von ihm erbauten Kirche beigesetzt.

33) *S.* Ammianus Marcellin. l. XV. c. 5.

34) *S.* Ammian. Marcellin. Hist. l. XV. c. 11.

35) *S.* Christ. Brower Ann. Trevir. p. 324.

ständen gänzlich verdrängt worden; allein wie hart und grausam auch der Ripuarier gegen den Ueber war, so empfand er doch eine große Ehrfurcht vor seinen Gesetzen und Kirchen, welche trotz aller Wildheit der Barbaren unverletzt blieben.³⁶⁾

In dieser so traurigen Zeit, nämlich vom J. 403—418, stand der h. Evergislus, welcher an Muth und apostolischem Eifer seinem Vorgänger nicht nachstand, der kölnischen Kirche vor. Von ihm erzählt man, er habe Tag und Nacht im heiligen Dienste gearbeitet, und durch seine übermäßigen Bemühungen sich oft schwere Leiden, namentlich am Kopf, zugezogen; aber durch die Fürbitte der Thebaer-Martyrer sei er auf wunderbare Weise davon befreit worden.³⁷⁾ Er erlitt Vieles von der Wildheit der Barbaren; sie verfolgten ihn selbst bis in's Heiligthum, und im Gotteshause (St. Severin) wurde vor seinen Augen der fränkische Heersführer Sylvanus Bonitius, den man zum Kaiser ausgerufen, und an h. Stätte in einer Verfolgung Schutz gesucht hatte, jämmerlich ermordet.³⁸⁾ Im J. 418 am 14. Oktober wurde er in seiner Vaterstadt Tongern, wohin er gereist war, um das durch die Franken wieder aufgekommene Heidenthum zu unterdrücken, von denselben vor dem Altare erschlagen.³⁹⁾

Auf Evergislus folgte Solanus, auch Solmus

36) *S. Lex. Ripuar. Tit. 31 §. 3 u. Tit. 58 §. 1.*

37) *S. Gregor. v. Tours. l. I mirac. c. 62.*

38) *S. Ammianus Marcellin. Hist. XV. c. 5.* Diese Begebenheit scheint noch in die Zeit des h. Severin zu fallen, wo Evergislus Diakon war. Die Meinungen darüber sind verschieden.

39) *S. Surius Vit. sancti Evergisi.* Sein Leichnam wurde im J. 960 von Erzbischof Bruno dem Großen von Tongern abgeholt, und der Kirche St. Eugenia (Säcilienkirche) übergeben. *Gelen. de Adm. Magu. Col. p. 395.*

oder Aquilinus genannt, ein ebenfalls frommer Mann, welcher nach Angabe der Katalogen bis zum J. 470 der Kirche vorgestanden haben soll. ⁴⁰⁾ Er erlebte die Einfälle der Hunnen, welche unter ihrem gewaltigen Könige Attila, welcher die Streitigkeiten, so die fränkischen Fürsten unter einander entzweiten, benutzt hatte, und mit seinen Horden von Gallien aus in das Uhierland eingefallen war. Diese Barbaren, welche an Grausamkeit und Wildheit die Franken noch übertrafen, waren besonders den Christen sehr feindlich. Nach dem Zeugnisse alter Schriftsteller wurde die brittische Fürstin Ursula mit ihrem zahlreichen weiblichen Gefolge, welche des christlichen Bekenntnisses wegen zur Urbs Agrippinensium gekommen, von ihnen daselbst umgebracht. Es ist bekannt, wie verschieden die Meinungen sowohl über die Todesart als über die Anzahl der Jungfrauen sind, und daß sich darüber nichts Gewisses nachweisen läßt. ⁴¹⁾ Nach den Angaben des gelehrten Wandalbert, welcher um das J. 842 als Mönch in einem Kloster zu Prüm lebte, und des berühmten Usuard, welcher im J. 863 sein Martyrologium geschrieben, starben sie auf Befehl des Attila unweit der Stadt den Martyrtod. ⁴²⁾ Der Ort der Hinarichtung, welcher noch bis auf heutigen Tag der Ursulen-Acker heißt, soll vom Bischof Solinus mit Mauer und Graben umgeben worden sein ⁴³⁾ und derselbe soll in der Nähe eines Weges, welcher zum Andenken, daß das Blut der Martyrinnen durch denselben in den Rhein geflossen, die Bloot- oder Blomgasse genannt wurde, die Kirche der Mallabaer

40) S. Mörlens q. a. D. p. 32.

41) S. Binterim die alte und neue Erzdiözese Köln. Bd. I. S. 66.

42) S. Cramer de veterum Ripuar. et praecipue eorum Metropolis Coloniae Statu Civili et Eccl. (gebr. 1784) S. 38.

43) S. Gelen a. a. D. p. 33.

erbaut haben. ⁴⁴⁾ Weitere Nachrichten von diesem Bischofe, wie auch von seinem Nachfolger Simoneus haben wir nicht, und von letzterem ist uns nur der Name zum Andenken aufbewahrt, und sein Todestag auf den 30. September des J. 500 bezeichnet worden. ⁴⁵⁾

Die nun folgende Zeit, wo die römische Macht am Rhein aufgehört, und die der Merovinger unter dem furchtbaren Clodowig, dem ersten allerchristlichen König, sich erhoben hatte, gab der kölnischen Kirche eine ganz eigene Gestalt, und ihr Ansehen gewann besonders dadurch, daß Köln fortan eine Residenz der austraischen Könige wurde. ⁴⁶⁾ Diese Fürsten, an deren Höfen nur Rohheit, Blutdurst und Unwissenheit herrschten, mußten bald ihre Aufmerksamkeit auf die Bischöfe richten, und der erste, welcher eine besondere Auszeichnung von ihnen erhielt, war Domitianus. Dieser Bischof leitete mit Genehmigung des Königs Theodebert im J. 535 die Synode zu Averno, und legte ihm die Akten derselben vor mit der Unterschrift: „Domitianus in Christi nomine Episcopus Ecclesiae Coloniaensis.“ Ihr Inhalt ist sehr merkwürdig, weil da die Bestimmungen getroffen wurden, daß ein Bischof vom Klerus und dem Volke gewählt, und mit Wissen des Metropolitens geweiht werden müsse, — daß kein Aleriker von Laien gegen seinen Bischof vertheidigt werden dürfe, — und daß alle Priester und Diakonen die Festtage mit dem Bischof in der Stadt feiern sollten. ⁴⁷⁾

Der folgende Bischof Gaudentius oder Garentinus lebte um das Jahr 570, und war der liebenswürdigste Mann seiner Zeit. Der italienische Dich-

44) S. Mörlens a. a. D. p. 34 u. 35.

45) S. Gramer a. a. S. p. 53 u. Gelen a. a. D. p. 39.

46) S. Gregor. v. Tours. in vita Patrum c. 6.

47) S. Can. 2, 3 u. 4 Conc. Avern. apd. Harduin in Coll. Concil. Amp. T. II.

ter Benantius Fortunatus besingt ihn in einer Elegie als einen Mann von apostolischer Kraft, welcher alle Herzen an sich gefesselt, der ein Wohlthäter der Armen, ein Tröster der Betrübten, ein feiner Herr im Umgang gewesen, und welcher die meisten Kirchen in Köln erbaut oder verschönert habe. Daß dieser Bischof bei Hofe gern gesehen, und seinen Einfluß nur zum gemeinen Wohl geltend gemacht, geht daraus hervor, daß er den Namen „Vater des Volkes“ erhalten hat. Daß reiche Köln, heißt es, habe den Bischof Caraeternus den fruchtbarsten Aedern vorgezogen, indem er Alles, auch die unbekanntesten Menschen, an sich gezogen habe.⁴⁸⁾ Die Kirchen, welche er in der alten Stadt erbaut haben soll, waren die Pfarrkirchen klein St. Martin, St. Laurenz und St. Alban.⁴⁹⁾

Der neunte Bischof der kölnischen Kirche, ebenfalls ein sehr würdiger und vielvermögender Mann, war Ebregisilus. Wir finden ihn zur Zeit, wo die grausamen Furien des menschlichen Geschlechtes, Fredegund und Brunehild, die Gemahlinnen der Söhne Clotar I., der Könige Chlperich und Siegebert, sich befehdeten. Siegebert, welcher dem Bischof Ebregisilus vertraute, bediente sich seiner zu verschiedenen Gesandtschaften.⁵⁰⁾ Eine der wichtigsten war, wo er mit dem hochberühmten Gregor v. Tours, Maroveus v. Poitiers und andern Bischöfen über des Königs Nichte Chrodielde, einer Tochter Königs Charibert, die Excommunication aussprach. Dies geschah im J. 590, und alle fränkischen Könige unterwarfen sich einstimmig dem Urtheil der Kirche.⁵¹⁾

48) S. Mörkens a. a. D. p. 38.

49) S. Gelen a. a. D. p. 395 u. 397.

50) Gregor. v. Tours. Hist. I. IX. c. 29.

51) Diese Fürstin hatte auf königlichen Befehl in einem Kloster zu Poitiers, welches von der seligen Kade-

Nach Siegeberts Tod, als die grausame Brunehild ihr Blutregiment führte, nahm sich Ebregisilus mit besonderer Liebe der Franken an, wagte es, Brunehild zur Besserung ihres sündenvollen Lebens zu ermahnen, und wollte sie mit ihrer Gegnerin versöhnen, was ihm aber nicht gelang. Brunehild achtete dennoch unsern Bischof sehr hoch, und um ihm einen besondern Beweis ihrer Gnade zu geben, sandte sie ihn mit einem großen Schild, welcher mit Gold und Edelsteinen reich ausgeziert war, zum Könige Richard nach Spanien, um diesen mächtigen Fürsten um Beistand wider ihre Feinde anzufliehen. Auf diesem Zuge kam Ebregisilus in große Verlegenheit, und hätte beinahe das Leben eingebüßt; denn der fränkische Heerführer Ebrachar von Paris, welcher seiner Reise eine feindliche Absicht zuschob, ließ ihn aufgreifen und zu seinem Könige Guntram bringen. Guntram aber, zu sehr von der Redlichkeit des Bischofs überzeugt, gab sogleich Befehle, jede weitere Verfolgung gegen ihn einzustellen. ⁵²⁾

Unter Ebregisilus zeigten sich auch in Köln die

gund, einer Tochter des unglücklichen Königs Berthor von Thüringen, gestiftet worden war, den Schleier nehmen müssen. Weil der klösterliche Zwang ihr nicht behagte, versuchte sie es, ihrer ehrwürdigen Äbtissin Leubovera das Regiment zu entreißen, und mit Hilfe einer Freundin, Namens Basina, wiegelte sie die Nonnen wider dieselbe auf. Leubovera wurde eingekerkert, und bei Guntram, dem Könige von Burgund, wegen vieler Verbrechen angeklagt; aber nachdem auf dessen Befehl die genannten Bischöfe die Sache untersucht, wurde Leubovera befreit, und in ihre vorigen Rechte zurückgeführt, und Ebrodiebe sammt ihrem Anhang mit dem Kirchenbann bestraft. Gregor. v. Tours. Hist. I. X. c. 14—17.

52) G. Gregor. v. Tours. Hist. I. IX. c. 29.

letzten Spuren vom Heidenthum. Als nämlich König Theoderich I. daselbst seinen feierlichen Einzug gehalten, entdeckte der h. Gallus, ein Diakon und später Bischof zu Aversnes, in einer abgelegenen Straße ein Deluber, worin Heiden ihre Götzen mit sehr schändlichen Ceremonien verehrten. Begleitet von einem Kleriker wagte er es, in der Stille der Nacht sich dem bezeichneten Deluber zu nahen, und da er es von Menschen verlassen fand, warf er Feuer hinein, daß es in wenigen Augenblicken gänzlich zerstört war. Die Heiden, auf's Heußerste aufgebracht, wollten den Frevler am h. Gallus rächen; allein der König nahm ihn in Schutz, und die Heiden mußten die Stadt verlassen. ⁵³⁾

Auf Ebregisilus folgte Remedius, welchen wir aber nur wieder dem Namen nach kennen, den wir in der Lebensgeschichte seines Nachfolgers und ersten Metropolitens, des h. Cunibertus, genannt finden. ⁵⁴⁾ Cunibert, dieser glanzvolle Stern an der kölnischen Kirche, bestieg am 25. September des J. 625 den erzbischöflichen Stuhl. Als ein fränkischer Edelknabe mit den austrasischen Prinzen am Hofe zu Metz erzogen, und ausgestattet mit geistiger und körperlicher Schönheit, hatte er sich die Liebe und das Vertrauen dieser Fürsten in so hohem Grade erworben, daß sie ohne seinen Rath nie eine Sache von Wichtigkeit unternehmen konnten. ⁵⁵⁾ Weil er sich von Kindheit auf zum Dienste der Kirche berufen fühlte, so erhob ihn bald die königliche Gnade zur Würde eines Archileviten an der Kirche zu Trier, in welcher Pfarre er geboren war, und von da aus wurde er einstimmig von Klerus und Volk zum

53) S. Gregor. v. Tours. in vitis Patrum c. 6.

54) S. Eurius zum 18. November.

55) S. Fredegar. in Chron. c. 58.

Erzbischof von Köln gewählt. ⁵⁶⁾ Im ersten Jahre seines Hirtenamtes erschien er mit Roduald von Trier, Eupoald von Mainz und vierzig andern Bischöfen auf der ersten Synode zu Reims. ⁵⁷⁾ Bald darauf, als nach Königs Clotar II. Tod dessen Sohn Dagobert I. zur Herrschaft gelangt, stieg Köln durch seinen Oberhirten zu großer Macht und Ansehen; denn Cunibert, mit dem Bischof Arnulph von Metz, dem Herzog Adalgisel und dem Major-Domus Pipin wurden die ersten Reichsbeamten. Der aufrätsche Hof, wo ehemals nur Rohheit und Unwissenheit herrschte, wurde dadurch ein Sitz der Weisheit und Gerechtigkeit, so daß des Dagoberts Regierung allen andern den Vorzug abgewann. ⁵⁸⁾ Der König, um einen würdigen Nachfolger zu erhalten, übergab unserm Heiligen seinen Sohn Siegebert II. zur Erziehung. Cunibert rechtfertigte dieses Vertrauen, ⁵⁹⁾ und um ihn für seine Leistungen zu belohnen, schenkte Dagobert dem kölnischen Stifte das Schloß und die Stadt Utrecht. ⁶⁰⁾ Cunibert weihte den h. Remacius zum Bischof dieser Kirche, und um das Volk der Friesen leichter zum Christenthum zu bekehren, gab er ihm die Erlaubniß, in den Ardennen die beiden Mönchsabteien Malmedie und Stabulo zu errichten. ⁶¹⁾

Nach Dagoberts Tod nahm er im J. 638 auf Wunsch des verlebten Königs, mit dem Herzog Adalgisel und andern Großen zwischen den königlichen Prinzen, Siegebert II. und Clodewig II., die

56) G. Chapeville in f. Gestis Pontif. Tungerens. T. I. c. 2 p. 101.

57) G. Flodoardus in Hist. Rhemensi l. I. c. 5.

58) G. Fredegar. in Chron. c. 58.

59) Vita scti Siegeberti apd. Bolland ad 1. Febr.

60) G. Brief des h. Bonifacius an Pabst Stephan bei Baron. ad a. 755 Nr. 31.

61) G. Mabillon Annal. Benedictin. saec. II. p. 472 n. 9.

Reichstheilung vor.⁶²⁾ Der Friede wurde dadurch erhalten, und unser Erzbischof, welchen Siegebert nicht von der Seite ließ, arbeitete nur für die Religion und die Verbesserung der Sitten unter den Franken. In Köln, wo um diese Zeit der Handel besonders blühend war, sorgte Cunibert für die Verbesserung des durch die Insel gebildeten Hafens. Der Ursulen-Altar und das dabei befindliche Rheinufer, welches bisher noch sehr verödet gewesen, wurde jetzt sehr lebhaft; viele Menschen bauten sich hier an, und Cunibert erbaute ihnen eine schöne und große Kirche, und weihte sie dem h. Clemens, welchen die Schiffsleute als ihren besondern Patron verehrten.⁶³⁾ Zu diesem Stifte schenkte er bei seinem Tode die Güter und Rechte, welche ihm zu Zeltingen und Nachtig an der Mosel, und zu Boppard, Spen, Oberspen und Renne am Rhein, als väterliches Erbtheil zugefallen waren.⁶⁴⁾ Außerdem beschenkte er seine Domkirche zu St. Eugenia mit einer großen Glocke,⁶⁵⁾ und trug Sorgfalt für die bereits bestehende Kirche der h. Ursula, er ließ die Gebeine der hh. Jungfrauen auffammeln, und dieselbe damit ausschmücken.⁶⁶⁾

Gesegnet und geliebt von der ganzen Christenheit starb der h. Cunibert am 12. November des J. 663, und sein Leichnam wurde in der von ihm erbauten Kirche des h. Clemens beigesetzt.⁶⁷⁾

Sein Nachfolger und zweiter Erzbischof war Bo-

62) S. Vita acti Siegeberti a. a. D.

63) S. Gelen. a. a. D. p. 278.

64) S. Urkunde Bertolfs von Trier bei Hontheim Prodr. Hist. Trev. P. I. p. 82. u. Gelen. a. a. D. p. 279.

65) S. Gelen. p. 361. Mit dieser Glocke wurde nur geläutet am Festtage des h. Cunibertus, beim Tode einer Nonne aus dem Stifte St. Cäcilien und während eines Gewitters.

66) S. Gelen. p. 345.

67) S. Moerkens a. a. D. p. 44.

ralbus, auch Bocalbus oder Bocabus genannt. Das Hirtenamt dieses Bischofs, wovon uns keine besondern Nachrichten zugetommen, fällt in die Regierungsjahre der Könige Clobowig II. und Hilberich, und dauerte bis zum Jahre 674. ⁶⁸⁾

Stephanus, welcher hierauf folgte, scheint eine Kreatur des grausamen Ebroid gewesen zu sein. Dienerus, ein Mönch zu St. Laurenz, erzählt, daß zur Zeit, wo dieser Major-Domus so widerrechtlich gegen die Kirche und ihre Diener verfahren, der h. Lambertus, Bischof zu Mastrich, den Muth gehabt habe, dem Ebroid seine Lasterthaten vorzuhalten. Aus Furcht oder Gefälligkeit gegen den mächtigen Tyrannen habe nun Stephan den Klerus von Mastrich gegen Lambertus aufgehetzt, denselben seiner Würde entsetzt, und einen seiner Priester, mit Namen Faramund, zum Bischof der dortigen Kirche geweiht; Faramund habe sich aber nur kurze Zeit behaupten können; denn gleich nach dem Tode des Stephanus, welcher am 12. Februar des J. 680 erfolgte, sei er von dessen Nachfolger, dem ehrwürdigen Aldewin, von dem usurpirten Sitze verdrängt, und Lambertus in seine frühere Rechte zurückgeführt worden. ⁶⁹⁾ Aldewin, auch Abdelwin genannt, stand in hoher Verehrung bei Pipin von Heristall und dessen Gemahlin Plytride (Plectrud), welche zu seiner Zeit den fränkischen Pallast im alten Kapitol bewohnte, ⁷⁰⁾ und bestimmte diese großen Machthaber, der Kirche neue Rechte und größere Ausdehnung zu geben. ⁷¹⁾ Plytride, als ihr Gemahl sie durch die Liebe zur schönen Alphais verlassen, widmete ihre Sorgfalt fortan nur der Kirche und ih-

68) S. Moerlens p. 45.

69) S. Vita scti Lamberti c. 10 bei Chapeauville a. a. D. p. 418 u. 420 und Moerlens a. a. D. p. 45.

70) S. Ballraf a. a. D. p. 48 sq.

71) S. Vita scti Lamberti.

ren Heiligtümern. Nach der Weisung Aldewins erbaute sie im J. 688 bei ihrem Pallaste zur Ehre der h. Jungfrau ein Frauenkloster nach der Regel des h. Benedictus, ⁷²⁾ um daselbst in klösterlicher Zurückgezogenheit ihre spätern Tage zu verleben. ⁷³⁾ Sie half dem Bischof sehr thätig die Heiden bekehren, und ließ deshalb aus Schottland Benediktiner kommen. ⁷⁴⁾ Diese frommen und gelehrten Mönche, welche sich mit rastlosem Eifer ihrem hohen Berufe hingaben, waren Wilmo, Biro, Otger und Plechhelmus. Sie stürzten in Neuß das Heidenthum, und machten den dortigen Tempel der Venus zu einer christlichen Kirche, welche Erzbischof Aldewin zur Ehre der h. Büsserin Magdalena einweihte. ⁷⁵⁾ Um sie dafür zu belohnen, und der so tief gesunkenen Wissenschaft neues Leben zu geben, wurde ihnen ein Theil der romantischen Insel bei Köln zur Wohnung angewiesen. Mit Hilfe Aldewins erbauten sie sich aus den Geschenken der Plytride daselbst eine Klausen mit einer Kapelle zur Verehrung ihrer Landsmännin, der h. Brigida. Dieses geschah im Jahr 690. ⁷⁶⁾

72) S. Pagius in Critica Ann. Baron. ad hunc ann. n. 5.

73) S. Gelea. in vita et annal. Plectrudis viduae, wo sich unter Anderm aus dieser Zeit folgende Professionsformel findet: „Ich Schwester Hildegund gelobe vom heutigen Tage an und sofort, als Nonne nach der Regel des h. Abtes Benedictus, Keuschheit, Armuth und Gehorsam vor Gott und seinen Heiligen und in Gegenwart Ida, meiner Abtissin.“ Das Grab dieser Abtissin, als der ersten des Stiftes, ist noch in St. Marien zu sehen.

74) Cramer de vet. Ripuar. etc. p. 98.

75) Moerkens a. a. D. p. 96. Gelenius de A. M. G. p. 293 sagt, daß unter den Alterthümern der Kirche zu St. Andreas sich drei Tragg-Altäre befänden, deren sich die genannten Benediktiner bei der Bekehrung der Heiden bedient hätten.

76) Cramer a. a. D. Der Theil der Insel, den sie bes

Im Jahr 696 ließ Pyltride die Gebeine der hh. Martyrer Ewaldi nach Köln kommen und übergab sie unserem Aldewin, welcher sie auf eine feierliche Weise in der von Cunibert erbauten Kirche des h. Clemens beisezte.⁷⁷⁾ Aldewin starb noch in demselben Jahre, und Giso wurde zu seinem Nachfolger gewählt. Dieser Erzbischof zeichnete sich aus durch die Aufnahme der großen Heidenbekehrer, der englischen Bischöfe Suibertus und Willibrordus. Dem Einen verhalf er durch seine Fürsprache bei Pipin zu einer stillen Insel im Rhein (Kaiserswerth), wo sich ein schönes Kloster erhob, in welchem Suibert im J. 713 sein Leben beschloß;⁷⁸⁾ dem Andern, als er vom Papst Sergius zum Erzbischof über Friesland und Sufragan der kölnischen Kirche geweiht, trat er die vom Könige Dagobert dem kölnischen Stifte geschenkte Stadt Utrecht ab.⁷⁹⁾ Er starb nach dreizehnjähriger Regierung, und wurde in der Crypte zu St. Severin begraben.⁸⁰⁾

Sein Nachfolger Anno I. setzte den von seinem

wohnten, erstreckte sich von der gegenwärtigen Pfarrkirche zu St. Martin, die Mühlengasse hindurch, bis zur Reugasse, und heißt noch in den Schreinschriften „Insula sanctae Brigidae“, und die Kapelle soll, wie der unlängst verstorbene Alterthumsforscher, Herr Kaplan Forst, bemerkt, die gegenwärtige Crypte unter der Sakristei der Martinskirche sein. Erzbischof Bruno der Große beschenkte dieselbe im J. 961 mit Stiftungen und den Reliquien des h. Eliphius, und dessen dritter Nachfolger Marinus, um eine Gewissensschuld zu tilgen, baute im J. 999 das Kloster und die jetzige große Kirche. Geleit a. a. D. p. 975.

77) S. Moerkens a. a. D. p. 46 u. Beda in Hist. Eccl. Gentis Anglorum l. V. c. 2.

78) Bosland zum 1. März u. Mabillon in act. Sanct. Ord. scilicet Benedicti T. 3 p. 234.

79) S. Moerkens a. a. D. p. 47.

80) S. Moerkens a. a. D. Seine Asche liegt in einem marmornen Sarg vor dem Hochaltar.

Vorgänger begonnenen Bau des Klosters zu Kaiserwerth fort, und schenkte dem Stift zu St. Severin einige Einkünfte. Er starb nach einer kurzen Regierung den 22. Dezember des J. 709, und sein Leichnam wurde ebenfalls in der Crypte zu St. Severin begraben.⁸¹⁾

Den Nachfolger Anno I., Pharamund oder Wahr-
mundt, kennen wir nur wieder dem Namen nach,⁸²⁾
und darauf finden wir gegen das J. 712 den h.
Agilolf. Das Leben dieses Martyrers fällt in die
traurige Epoche, wo Carl Martell, der Sohn Pi-
pins und der Alphais, nach dem Tode seines Va-
ters alle fränkischen Lande in die größte Unruhe
und Verwirrung stürzte. Köln, wo Plectrud diesen
Sohn ihrer verhassten Nebenbuhlerin lange in Ver-
wahrjam gehalten, woraus er endlich entsprungen,
trafen harte Schicksale.⁸³⁾ Als er auf seinem ersten
Zuge vom Friesen Ratbod geschlagen, rückte er mit
seiner Armee vor die Mauern Kölns. Pityride,
welche alle königliche Schätze in ihrer Gewalt, und
die Leudes ihres Gemahls auf ihrer Seite hatte,
nöthigte den Gewaltigen Anfangs zum Rückzug.
Er sammelte wieder seine Krieger und unweit Sta-
bulo kam es zu einer entscheidenden Schlacht, wo
er siegte. Der Erzbischof Agilolf, welcher sich in
dieses Kloster zurückgezogen und von hier aus ihm
entgegengetreten war, um den Frieden zu erwirken,
wurde von den Franken meuchelmörderisch umge-
bracht.⁸⁴⁾ Carl, der sich hierauf zum zweiten Mal
Köln nahte, fand die Thore offen, und Plectrud

81) S. Moerkens a. a. D.

82) S. Moerkens a. a. D. p. 49.

83) Continuator Fredegarii c. 104.

84) Die Volland zum 9. Juli u. Gelen. d. A. M. C.
p. 308. Sein Leichnam, der Anfangs in Stabulo
ruhte, ließ Anno der Heilige nach Köln bringen, und
in einem silbernen Sarg der Kirche St. Maria ad
Gradus übergeben.

mußte ihm alle Schätze ausliefern.⁸⁵⁾ Diesem für Köln so nachtheiligen Kriege schreibt der Kartäuser Moerkens es zu, daß so gar wenige Nachrichten von den kölnischen Bischöfen, ihren Thaten und Begräbnißstätten vorhanden seien.⁸⁶⁾

Der Nachfolger des h. Agilolfs war Raginfred. Es ist ungewiß, wann er den erzbischöflichen Stuhl bestiegen.⁸⁷⁾ Er erschien im J. 742 auf der ersten Synode, welche auf Befehl Carlmanns gehalten wurde, und bewirkte da, daß die während der Regierung Carl Martells begonnene Verfolgung der Geistlichen und die Beraubung ihrer Güter eingestellt wurde. Da ward unter Anderm auch festgesetzt, daß jeder Pfarrer dem Bischof Gehorsam leisten, die Mönche und Nonnen nach der Regel des h. Benediktus leben, und die Bischöfe mit den Grafen Sorge tragen sollten, daß keine heidnischen Gebräuche unter dem christlichen Volke wieder aufkämen.⁸⁸⁾ Raginfred starb nach ruhmvoller Regierung im J. 747,⁸⁹⁾ und sein Nachfolger wurde Hildebert, auch Hildegard genannt, ein für unsere Kirche wichtiger Mann und Zeitgenosse des h. Bonifacius. Bonifacius hatte als apostolischer Legat dem h. Vater Bericht erstattet, daß die Kriegerumstände die Religion unter den Franken sehr in Verfall gebracht hätten, und daß deshalb in langer Zeit keine Synoden gehalten worden seien.⁹⁰⁾ Pabst Zacharias veranlaßte hierauf die fränkischen Fürsten, Carlmann und Pipin, eine Stadt in der Mitte von Deutschland als Metropole zu bestimmen, und er-

85) S. Gelen a. a. D. p. 106. Continuator Fredegarii c. 106.

86) S. Moerkens a. a. D. p. 50.

87) S. Moerkens p. 53.

88) S. Baronius Annal. Eccl. ad a. 742 n. 21.

89) S. Moerkens a. a. D. p. 53.

90) S. Ep. Bonifacii ad Zachariam, apud Pagium in Critica Annal. Baron. ad a. 741 n. 23.

nannte den h. Bonifacius zum Metropolitcn derselben.⁹¹⁾ Köln ward ausersehen, und vom h. Stuhl bestätigt.⁹²⁾ Daß aber Hildegard dem h. Bonifacius den Platz abtreten sollte, darüber konnten die Franken sich nicht verständigen, obgleich die frommen Bischöfe dem Ruf des Gehorsams folgen wollten. Dadurch entstanden neue Erörterungen, und im Mai des J. 751 erhielt Bonifacius den Befehl, seinen Sitz fortan in Mainz zu nehmen, welches von jetzt an die zweite fränkische Metropole wurde.⁹³⁾

Hildegard, welcher mit vielem Ruhm das Kirchenregiment geführt, und einer der einflußreichsten und geschicktesten Rathgeber Pipin des Königs war, bot Alles auf, das noch übrige Heidenthum aus den deutschen Landen zu verdrängen. Auf seine Bitten erließ Pipin den Befehl, daß die Grafen die Bischöfe in Allem unterstützen sollten, damit das Heidenthum ausgerottet würde, und das Volk nach dem Willen Gottes lebe.⁹⁴⁾ Dieser Befehl brachte das Erzstift Köln in eine sehr feindliche Stellung mit den jenseits des Flusses wohnenden Sachsen. Pipin unternahm im J. 753 gegen diese Barbaren einen Kreuzzug,⁹⁵⁾ und Hildegard, der sich demselben anschloß, starb am 8. August bei der Wichburg an der Weser den Tod eines Martyrers.⁹⁶⁾

Bertolin, sein Nachfolger, hatte Vieles von den Sachsen zu leiden, welche durch ihre nun häufiger

91) S. Ep. Zachariae ad Bonif. apd. Pagium in Crit. etc. ad a. 745 n. 2.

92) S. Pagius l. c. n. 4.

93) S. Pagius in Crit. Baron. ad a. 748 n. 3 u. Baron. Ann. T. IX. ad a. 751 n. 15.

94) S. Harzheim Conc. Germ. T. I. p. 49.

95) S. Freher. Annal. Francorum Fuldenses ad. a. 753. T. I. p. 8. (gedr. 1717.)

96) S. Moerkens a. a. D. p. 55. Sein Leichnam ruht in der Kirche St. Gereon, wo die Grabscrift noch zu lesen ist.

werdenden Einfälle die kölnischen Christen sehr beunruhigten, und viele heidnische Gebräuche wieder in Aufnahme brachten.⁹⁷⁾ Pipin berief dem zu Folge im J. 760 eine Reichsversammlung nach Düren, welcher alle Bischöfe und Vornehme bewohnten.⁹⁸⁾ Die Abtei Prüm wurde bei dieser Gelegenheit auf den Antrag Bertolini gestiftet⁹⁹⁾ und Köln mit neuen Kirchen bereichert; aber die Sachsen konnten dadurch für das Christenthum noch nicht gewonnen werden.¹⁰⁰⁾ Bertolin starb am 5. Febr. d. J. 772, und Nicolph oder Reichhulff, welcher sich durch seine Weisheit auf der gedachten Reichsversammlung sehr vortheilhaft ausgezeichnet, wurde von Carl dem Großen zu seinem Nachfolger gewählt.¹⁰¹⁾ Carl, welcher ihn schätzte, erneuerte ihm das Metropolitnen-Recht über das Bisthum Utrecht.¹⁰²⁾ Aus dem Umstande, daß die Sachsen die kölnische Provinz immer mehr bedrohten, glaubt man, daß Nicolph den großen Kaiser zu jenem berühmten Feldzug gegen dieselben veranlaßt habe. Der Rhein beschützte zwar noch immer die Stadt vor ihren Anfällen; allein Deuz und das rechte Rheinufer bis in die Gegend der Mosel wurde aus Rache wider die Franken verheert, alle vorkommenden Dörfer und Kirchen verbrannt, die Einwohner getödtet, oder in die Gefangenschaft fortgeschleppt.¹⁰³⁾ Der traurende Bischof klagte, und im J. 772 trat Carl den so sehr gefürchteten Feinden zuerst entgegen, er eroberte Ehresburg und stürzte die berühmte Irmensäule.¹⁰⁴⁾

97) S. Moertens a. a. D. p. 57.

98) S. Moertens a. a. D. p. 56.

99) S. Mabillon. Annal. Benedict. T. II. c. 23.

100) S. Moertens a. a. D. p. 57.

101) S. Moertens a. a. D. p. 57.

102) S. Heumann. de Re Diplomatica. T. I. p. 39.

103) S. Eginhardus Annal. Regum Francorum. Bei Reuber. Rer. Germ. (Frankf. Aufl.) p. 35.

104) S. Ann. Fuldenses ad a. 772. bei Freher. T. I. p. 11.

Im J. 778 griff er die dadurch noch nicht Entmutigten wiederum an, er erschlug ihrer Viele an der Eder, zog dann an die Lippe, bekriegte die Osnabrücker, und das Sachsenland war erobert. ¹⁰⁵⁾ Als die Sachsen den mit ihnen abgeschlossenen Frieden in kurzer Zeit wieder brachen, so erneuerte Carl nochmals den Kampf, lieferte ihnen die Schlacht bei Detmold, und nahm nun Bedacht, das wilde Volk durch Verbreitung der Religion und Errichtung neuer Bisthümer gesitteter und ruhiger zu machen. ¹⁰⁶⁾ Nicolph, der ihm dabei zur Seite stand, hatte die Freude, die Städte Münster, Osnabrück und Minden zu bischöflichen Sitzen erhoben zu sehen. Die von ihm hierzu geweihten Bischöfe, worunter sich der h. Ludger als erster Bischof von Münster, befand, ¹⁰⁷⁾ erkannten im J. 782 auf einer in Köln gehaltenen Synode den Erzbischof von Köln als ihren Metropolit an. ¹⁰⁸⁾ Nicolph überlebte dieses aber nicht lange, sondern starb noch in demselben Jahre. ¹⁰⁹⁾

Kaiser Karl, dem das Wohl der Kirche und der Wissenschaft gleich nah am Herzen lag, befand sich gerade in Aachen, als der Klerus in Köln zur Wahl eines neuen Erzbischofs zusammentrat. Die Wähler konnten sich nicht einigen, und Carl, dem dies zu Ohren gekommen, begab sich, um die Sache zu vermitteln, nach Köln. Nicht weit von der Porta Jani ereignete sich nun jene merkwürdige Begebenheit, welche so manchem Dichter Stoff zum Gesange geliefert. In einer Kapelle (Melaten), an welcher der Kaiser vorbeireiten mußte, läutete es eben zur Messe: Er stieg ab, band den Gaul an einen

105) S. Annal. Fuld. ad a. 779 p. 12.

106) S. Mabillon. Annal. Benedict. T. II. p. 282.

107) S. Moerkens p. 57.

108) S. Harzheim. Conc. Germ. T. I. s. 145.

109) S. Moerkens p. 57.

Thürposten, und trat in das Gotteshaus. Ein ehrwürdiger Priester stand vor dem Altar, um die heilige Handlung vorzunehmen, und als der Augenblick gekommen, wo die Gläubigen ihre Opfergaben auf den Altar niederlegten, da nahte sich auch Carl, und opferte einen Goldgülden. Der bescheidene Priester, welcher den Kaiser nicht kannte, schob die reiche Gabe zurück, und sprach: „Herr, hier opfert man nicht mit Gold. Ihr seid, wie ich sehe, ein Baidmann, und wollt Ihr mir Gutes thun, so schenkt mir das Fell eines Rehbockleins, welches Ihr erlegt, um meine Bücher damit bekleiden zu können.“ Carl versprach's und ging. Er erkundigte sich sogleich nach dem Lebenswandel des Priesters, und da er alles Lob über ihn vernommen, ließ er den Klerus zusammenkommen, und zeigte ihm an, daß er den Bischof bereits gewählt habe — und 783 bestieg der ehrwürdige Hildebold den erzbischöflichen Stuhl. ¹¹⁰⁾ Dieser wahrhaft große Mann wurde bald Carls vertrautester Freund und Gewissensrath, er unterstützte ihn in Allem mit seinem Rath, begleitete ihn auf seinen Zügen durch Italien, Sachsen und Gallien, und hatte auf den großen Reichstagen zu Frankfurt, im J. 794, und zu Mainz, im J. 813, unter allen deutschen, französischen und italienischen Bischöfen den Vorzug. ¹¹¹⁾ Hildebold, der bei seinem Eifer für Religion und Wissenschaft die traurige Ueberzeugung hatte, daß es seinen Vorgängern unmöglich gewesen, das Volk nach Wunsch zu unterrichten, und daß bei der großen Unwissenheit der Geistlichen gewinnsüchtigen Schwärmern, die sich fälschlich für Bischöfe und

110) S. Chronik von Köln p. 115 und Winheim Gesch. der ehemaligen Stiftskirche von St. Gereon, am Ende. Marsaeus Annal. Archiep. Colon. p. 36. u. Gelen. d. A. M. C. p. 269.

111) S. Catal. Mspt. Eccles. Metrop. p. 98.

Priester ausgegeben, es gelungen, die kurzſichtigen und leichtgläubigen Leute durch falſche Vorſtellungen zu bethören,¹¹²⁾ erwirkte im J. 789 das kaiſerliche Geſetz: „Man ſolle, damit das Volk nicht in Irrthum gebracht werde, alle Mährchen, zweifelhafte Erzählungen und andere ähnliche, mit dem Chriſtenthum nicht verträgliche Schriften verbrennen, und ſtatt deſſen kanoniſche Bücher, katholiſche Abhandlungen und die Schriften der h. Väter vortragen.“¹¹³⁾ Dem zu Folge errichtete er in Köln eine Schule, worin der junge Klerus unterrichtet, und im Abſchreiben der h. Schrift und anderer Bücher geübt werden ſollte. Er ſammelte alle vorfindlichen Manuſcripte, und es entſtand eine reiche Bibliothek, die unter dem Namen „Bibliotheca Metropolitana“ eine große Berühmtheit erlangt hat.¹¹⁴⁾ Zu den koſtbarſten Schätzen derſelben gehörte ein Codex des alt-kölniſchen Kirchenrechts, beſtehend aus einer *Collectio Canonum Dyonisii exigui*, welche derjenigen vollkommen gleich war, die Papſt Gregor II. dem h. Bonifacius für die deutſchen Kirchen feſtgeſetzt hatte. Dieſen Codex hatte Carl der Große bei ſeiner Anweſenheit in Rom vom Papſt Hadrian I. zum Geſchenk erhalten, und ſpäter ſeinem Freunde Hildebold als ein bleibendes Eigenthum für die kölniſche Kirche übergeben.¹¹⁵⁾ Bei dieſer Gelegenheit

- 112) S. Brief des h. Bonifacius an die Abtiſſin von Gabburg bei Serarius ep. 30.
- 113) S. Harzheim. Conc. Germ. T. I. p. 283 in Capitulari Aquisgr. Caroli M. de a. 789 c. 98.
- 114) S. Catal. Mspt. in Praef. §. 3 u. 4 u. p. 29, 47, 50 u. 53. Beim Heranrücken der Franzoſen im J. 1794 iſt dieſe Bibliothek mit andern Schätzen ausgewandert, und nicht mehr nach Köln zurück gekommen.
- 115) Dieſer hildeboldiniſche Codex umfaßte die fünfzig Canones der Apoſtel, die Schlußſe des Conc. Nicaeae I., der Concilien von Ancyra, Neocaſarea, Gangra, Laodicea, und die ſiebenzig Canones des Conc. Chalcedonenſis.

soll Carl ihn beauftragt haben, als Kanzler dem Papste Leo III., welcher den Kaiser in Aachen besuchen wollte, entgegen zu eilen, und Hildebold habe in Gegenwart des h. Vaters und mehrerer Cardinäle die Reliquien des h. Suibertus erhoben. ¹¹⁶⁾

Unser Hildebold, welchem wir so Vieles für die Wissenschaft und die Verschönerung Köln's zu danken haben, erhielt von seinem hohen Gönner auch eine schöne Burg mit ihrem ganzen Distrikte zum Geschenk. Dieselbe lag am Rhein auf dem untern Eckhügel der Römerstadt, und dabei erbaute er eine schöne und große Domkirche, und verband damit die genannte Schule und Bibliothek. ¹¹⁷⁾

gra, Antiochia, Laodicea, das Conc. Constantino-
polit. I. und endlich die ursprünglich lateinischen,
sardicenfischen und afrikanischen Canones. S. Spitt-
ler Gesch. des Canon. Rechts S. 35 und Harzheim
Conc. Germ. T. I. p. 131 u. 349.

116) Selen a. a. D. p. 269.

117) Diese Kirche, welche durch die Stürme der Norman-
nen im Jahr 1080 sehr viel gelitten, wurde unter
Ludwig dem Frommen im J. 873 von Erzb. Willib-
ert in Gegenwart mehrerer deutschen Bischöfe ge-
weiht. Selen p. 231 hat nach einem im Domarchiv
vorgefundenen Document eine Beschreibung dersel-
ben aufbewahrt. Sie hatte zwei Thore mit darun-
ter befindlichen Crypten, wovon das obere dem h.
Petrus und das untere, welches zwischen zwei höl-
zernen Glockenthürmen gelegen war, der h. Jung-
frau gewidmet war. Im obern allein waren auf
jeder der beiden Seiten vier und zwanzig kolossale
Fenster und mehrere reich verzierte Altäre. Von
diesem Dom erzählt die Sage, daß in der Nacht,
ehe Willibert denselben geweiht, die bösen Geister
ein gewaltiges Geseul hätten vernehmen lassen, weil
sie einen Ort, den sie so lange in sicherem Besiz ge-
habt, hätten verlassen müssen. Diese Sage scheint
wohl Prof. Wallraf auf die Meinung gebracht zu
haben, daß die merkwürdigen Säulenstücke, die sich
beim Abbruch der Kirche St. Maria ad Gradus un-

Hiltebold, welcher dem Kaiser noch im Tode beigestanden und die Sterbesakramente dargereicht, wie uns Eginhard in der Lebensgeschichte dieses großen Fürsten erzählt, überlebte ihn noch vier Jahre. Nachdem er Ludwig den Frommen noch zum Kaiser gekrönt, starb er am 2. September des J. 818, und wurde in der Kirche zu St. Gereon vor dem Altar des h. Mauricius begraben.¹¹⁸⁾

Möchten diese wenigen, eben hingeworfenen Nachrichten über das Entstehen und Aufblühen des Christenthums in unserer Gegend würdigern Männern zur Aufforderung dienen, einer Sache ihre Aufmerksamkeit zu schenken, welche uns, als Abkömmlingen der Uhier, so nahe angeht, und worin leider bis jetzt noch gar wenig gearbeitet worden ist.

Honnet, im November 1836.

ter den Fundamenten derselben vorgefunden, und gegenwärtig im Ballraffschen Museum aufbewahrt werden, von einem Tempel des Apollo Pythius herstammten.

Aus dem Umstand, daß der Domgottesdienst vor Erbauung dieser Domkirche in der Kirche zu St. Eugenia gefeiert wurde, entstand später eine Ceremonie, welche sich bis in das Mittelalter erhalten hat, nämlich daß die Erzbischöfe von Köln am h. Christfeste die erste Messe in ihrem wirklichen Dom feierten, und darauf die zweite in der Kirche zu St. Maria im Kapitol, als ehemaliger ersten Hauptpfarre des fränkischen Pallastes und der Stadt. Von St. Marien mußte die Abtissin von St. Cäcilien den Erzbischof mit einem Gaul und einer brennenden Leuchte abholen lassen, und er hielt daselbst, als im ältesten Dom, die dritte Messe. S. die Gesch. der Ueberbringung u. der h. drei Könige, von Herrn Kanonikus Boeder.

118) Moerkens a. a. D. p. 59 u. 60 u. Selen a. a. D. p. 269.

II.

Sagen aus dem Nahthale.

(Schluß der im vorigen Jahrgange enthaltenen Erzählungen.)

Herzog Rupert und die heilige Hildegard.

Legende.

Wo der Glan sich mit der Nah einet und die Nahe mit dem Rheine, liegen zwei Klosterruinen. Dort der Disibodenberg, hier der Rupertsberg, beide die reizendste Aussicht bietend; jene in das liebliche, blühende Nahthal, diese in den Garten Gottes, den herrlichen Rheingau. Beide vereinigt Geschichte und Sage, denn dort, wie hier waltete, träumte und hatte die heilige Seherin Hildegard von Böödelheim ihre wunderbaren Gesichte. Während noch ansehnlich die Ruinen des Disibodenbergs sich erheben; sind jene des Rupertsbergs beinahe gänzlich verschwunden; aber die Sage hatte die Stätte geweiht und ob sie auch dem Rheinthal angehöre, sie gehört nicht minder dem Nahthale an, das dort endet, wo der es durchfluthende Fluß sich an die Brust des gewaltigen Stromes schmiegt, zumal Hildegards Traum, den sie dort auf dem Disibodenberg träumte, beide Orte verbindet. Vernehmen wir die Legende:

Unter der Regierung der Karolinger lebte auf dem Schlosse Laubenheim an der Nah ein mächtiger Herzog, stammend aus dem alten Geschlechte, dessen Stammhaus die Burg Böödelheim war. Ihm gehörte und gehorchte alles Land, das zwischen der Selz, der Blies, der Simmer und der Heimbach lag, von Bingen bis Lothringen reichend. Er besaß eine Tochter schön und sanft, fromm und rein, wie Gottes Engel sind — Bertha geheißen, die eine gottesfürchtige, Christo, dem Herrn getreue Magd war. Gegen ihren Willen, denn sie wollte

sich weihen dem himmlischen Bräutigam, vermählte sie der Vater an den tapfern, aber rohen und wilden Grafen Roland, die Hoffnung nährend, daß sie ihn für das Reich Gottes gewinne, denn er war noch ein blinder Heide.

Bertha's sanfter Engelsreiz fesselte eine Weile den rohen Sinn des wilden Kriegers, dem Jagd und Fehde, dem Schwelgerei und wilde Leidenschaft mehr galt, als das stille Glück, welches die Häuslichkeit bietet. Nicht lange war es möglich, daß der stille Zauber, den Bertha's sanfte Tugend übte, ihn bannen konnte; es brach die wilde Lust in ihre altgewohnte Bahn aus, und er warf sich wieder in die Arme sittenloser Buhlerinnen und spottete der Thränen seines sanften Weibes, die alle Ausbrüche roher Wildheit, all den Hohn und Spott eines zu fühllosen Herzens zu tragen hatte. Sie buldete, und des Gebetes Segen ließ himmlisches Licht herabfallen in die dunkle Erdennacht. Das Schloß zu Laubenheim war ihrer Thränen Zeuge, während Roland bald in Bingen, bald in den Wäldern des Soon sich umhertrieb.

In diesem beifspiellofen Weh und Schmerze gelobte die unglückliche Frau, das Kind, das sie unter dem wunden, vielgequälten Herzen trug, dem Herrn im Himmel zu weihen und es in seiner Furcht zu erziehen. Als sie es endlich mit Schmerzen geboren hatte, und es nun, mit Thränen dankend dem Herrn, am mütterlichen Busen hielt, gab sie ihm in der heiligen Taufe den Namen Rupert (Ruhwerth) und gelobte auf's Neue, Alles anzuwenden, daß es heranwache in der Liebe zu dem Herrn, und seiner Gnade würdig.

Mit ungetheilte Seele hing nun Bertha an ihrem Sohne. Er war ihr Alles, der einzige, aber dennoch überaus reiche Ersatz für das Lebensglück, daß ihr fehlte. Früh schon pflanzte sie des Christenglaubens Keime in seine reine Brust und lehrte

ihn heilige Worte und Namen lassen und die kleinen Händchen falten, wenn sie betete für ihn und den wilden Vater, der seines Weibes und seiner heiligen Pflichten so schändlich vergessen hatte.

Das aber eben war es, was ihr Roland's rohes Herz noch mehr entfremdete, und seinen Zorn über ihre Erziehung noch mehr reizte. Wilber noch taumelte er dem Abgrunde zu, und auf einem Kriegszuge endete er endlich sein wüthes, ausschweifendes Leben, fern vom Vatter und Kind.

An Laubenheim's Schloßräume knüpften sich die allerbittersten Empfindungen und Erinnerungen, die Bertha's Thränen immer aufs Neue rinnen machten, sobald sie aufgefrischt wurden. Daher entschloß sie sich denn auch, das Schloß zu verlassen und sich in das Dörflein Bingen zurückzuziehen, das damals da stand, wo später auf der Höhe, die auf dem linken Rheufer liegt, das Kloster Rupertsberg von der heiligen Hildegard erbaut wurde. Hier wollte sie in der strengsten Einsamkeit und Zurückgezogenheit des Wittwenstandes ganz ihres Sohnes Erziehung leben, den Händen des weisen Kanzlers des Landes Regierung überlassend.

Bertha's Macht und Reichthum, so wie ihrer Jugend und Schönheit Ruhm zogen von nah und fern der ritterlichen Freier viele heran; aber umsonst buhlten sie um ihre Gunst, umsonst suchten sie ihr Herz zu bewegen, einen von ihnen zu wählen. Bertha's Erfahrungen waren zu bitter, als daß sie gestattet hätten, sich gleichem Gescheh noch einmal auszusetzen. Ihre Erklärung, sie würde sich nie mehr vermählen, war so bestimmt, daß sich endlich die Freier verloren und nun Bertha ungestört ihren Lieblingsgedanken ausführen konnte, sich ganz der christlich frommen Erziehung ihres Sohnes zu weihen. Dieser wuchs heran, der Mutter Abbild im Aeußern, und noch mehr im Innern; denn er nahm mit sehr empfänglichem Herzen die Keime alles Gu-

ten auf. Sie blieben aber nicht bloß Keime — sie entwickelten sich zu immer schön'rer Blüthe nach der frommen Mutter Sinne. Nicht die wilden Spiele der Knaben seines Alters zogen Rupert an; nicht die ritterlichen Uebungen seiner Zeit und seines Standes; Wohlthun aber war seine Freude und arme Kinder zu erquicken und zu erfreuen, sein liebstes Geschäft. Er theilte die Almosen der frommen Mutter aus an die Bedürftigen, die täglich in ungeheurer Zahl sich an ihrer Thüre sammelten; er rief als er einmal reden konnte, ganze Schaaren armer Kinder zu sich, und führte sie dann seiner Mutter zu, sagend: Sieh, Mutter, das sind nun deine Kinder! Als einst seine Mutter sich in ihrem Schlosse eine Kapelle bauen lassen wollte, um nicht in der rauhen Winterszeit stets in die Kirche des Dorfes wandern zu müssen — da sprach der kleine Knabe Rupert: Brich erst den Hungrigen Dein Brod, ehe Du daran denkst, ein prunkvolles Gebäude aufzuführen. Diese Armen sind lebendige Tempel des heiligen Geistes, darinne Du dem Herrn dienest nach seinem Wohlgefallen, so Du ihnen Gutes thust ohne zu ermüden.

Es konnte nicht fehlen, daß der fromme Knabe sich in dieser Handlungsweise die Herzen des armen Volkes erwarb, das ihn segnete und pries, anders aber dachten die Edeln des Landes, seine Vasallen. Mit Spott und Verachtung sahen sie Bertha's Erziehungsweise und des jungen Herzogs Richtung und sagten, seinem Kopfe passe besser eine Mönchs-Kugel, denn ein Herzogshut, und eine Rutte besser, denn der Herzogsmantel, und der Rosenkranz besser, denn das Schwert, vor dessen Schärfe er große Furcht haben würde. Die Edelknaben stellten ihm, von ihren Vätern belehrt, das Schmählliche vor, als künftiger Herzog mit Bettelknaben umzugehen, durch deren Nähe er sich entwürdigte; aber Rupert entgegnete: wenn ihr dieser Armen einen

verachtet, spricht der Herr, so verachtet ihr mich! Und er fuhr fort die Hungrigen zu speisen, die Kranken zu erquicken und die Nackten zu kleiden mit Freudigkeit und ohne Rücksicht, was seine Vasallen darüber urtheilten. Von den Kronen der Erde ab, war sein Auge auf die Krone der Gerechtigkeit gerichtet. Unter solchen Gedanken schlief er eines Abends auf einem bemooßten Felsen am Ufer der Nahe ein, unfern der Stelle, wo diese sich mündet in den Rhein, und bald träumte er einen wunderbaren Traum, so lebhaft, als wäre es Wirklichkeit. Er sah nämlich einen gar ehrwürdigen Greis am Ufer der Nahe stehen, um dessen ehrwürdige Gestalt ein weißes, faltenreiches Gewand floß, dessen Bart in schneeweißen Locken auf die Brust, ja fast bis zum Gürtel herabfiel, und dessen Antlitz leuchtete, wie die Sonne. Um ihn her sprangen viel muntere Knaben in das Wasser des Flusses. Der Greis wusch einen jeden derselben ganz rein, also daß er in einer verschönerten Gestalt aus dem Wasser hervorkam.

Als Rupert eine Weile dieß mit angesehen hatte, erhob sich mitten aus der Fluth eine grüne, blühende Insel, lieblich anzuschauen wie ein Paradies, und war mit Fruchtbäumen bedeckt, in deren Blätter-schmucke die lieblichsten Früchte lachten und singende Vögel wiegten sich auf den schlanken Zweigen.

Als nun der Greis die Knaben alle gewaschen hatte, führte er sie über das Wasser hinüber auf das blühende Eiland, bekleidete sie mit weißen Gewändern und wies ihnen des Eilands herrliche Früchte zum Genuß an.

Rupert, von dem lieblichen Anblicke ergriffen und von heißer Sehnsucht bewegt, auch das glückselige Eiland zu betreten, wandte sich bittend zu dem Greise und sprach: O laß mich doch bei den Kindern auf dieser schönen Insel weilen!

Der Greis sah ihn mild und freundlich an und

entgegnete: Nicht hier ist Deine bleibende Stätte! Du hast Dir durch Deine Liebeswerke eine Brücke zum Himmel gebaut, wo Du unter den Engeln des Himmels wohnen wirst in ungetrübter Freude und unvergänglichem Frieden!

Bei diesen Worten erblickte Rupert einen in vielen Farben gar wunderbar glänzenden Regenbogen, welcher sich unmittelbar aus dem Grün der Insel erhob und hoch und immer höher sich wölbte, bis er den Himmel berührte. Bald that sich der Himmel auf und Tausende von lichtglänzenden Engeln mit goldenen Fittigen schwebten herab auf den Regenbogen, betraten die Insel und stiegen wieder empor; aber auf der höchsten Wölbung des wunderbaren Bogens saß in vollster Glorie des Himmels das Jesuskind, und der kleine Johannes kniete vor ihm, und hielt ein weißes Lämmlein, womit beide spielten.

Bald darauf kam ein Engel geflogen, und trug das neue Kleid, welches kurz vorher, ehe er eingeschlafen war, Rupert einem armen Knäblein geschenkt hatte, und legte es auf des Jesuskindes Schooß, ihm erzählend, woher es sey. Da erhob sich das Christkind und ließ sich selbst bekleiden mit dem Gewande und sprach alsdann zu den Schaa- ren der Engel: Sehet, dieses ist das Kleid, welches mir der kleine Rupert geschenkt hat; dafür will ich ihn aber auch einst mit dem schönsten Glanze himmlischer Herrlichkeit bekleiden!

Im tiefsten Andachtsgeföhle wollte jetzt Rupert seine Knie vor dem Jesuskinde beugen und seine gefalteten Händchen zu ihm erheben — da verschwand das schöne Traumgebilde und Rupert erwachte, und zu seinen Füßen kniete der arme Knabe, dem er das neue Kleid geschenkt hatte, und erhob dankend seine Händchen zu ihm empor. —

Rupert, noch voll des Herrlichen, was er im Traume geschaut und erlebt, nahm den Knaben

mit sich nach dem Schlosse und erzählte der entzückten Mutter den Traum, die alle diese Worte in ihrem Herzen behielt. —

Bald darauf erwachte in Rupert's Herzen der Wunsch, nach Rom eine Wallfahrt zu thun zu den Gräbern der heiligen Apostel Petrus und Paulus, um dort das Gelübde abzulegen, sein Leben ganz dem Himmel zu weihen.

Als seine Mutter Bertha dieß erfuhr, wurde sie sehr betrübt, denn Rupert war ja noch im zarten Knabenalter und die Reise so weit und so gefährlich, darum suchte sie es ihm auszureden und sprach zu ihm: Bedenke mein Sohn, daß du das einzige Kind bist, das ich mit Schmerzen geboren habe, und auf dem die Erhaltung unsres edeln Fürstenthumes ruht. Du bist meine einzige Lebensfreude. Wie könnte ich ohne dich seyn, ohne dich leben? Ich müßte vergehen in meinem Schmerze und wenn du wiederkehren solltest, würdest du der Mutter Grab wohl finden, aber nicht der Mutter Herz und Arme! —

Tief war der Eindruck dieser Worte auf Ruperts weiches Gemüth. Er blieb bei der liebenden Mutter und lebte nach wie vor mit ihr ein Leben in Andacht, frommer Uebung und vielseitiger Wohlthätigkeit.

Als er nun zum Jüngling herangewachsen war, wo die Liebe sich regt und die Sehnsucht die Brust dehnt, da hoffte Frau Bertha, er werde ihr nun bald eine liebe Tochter in die väterliche Burg führen, die ihr Alter erheitre, auf daß in der Enkel blühendem Kreise sie sich des Lebens noch einmal freue; allein das in sich zurückgezogene, nur auf den Himmel gerichtete Herz des Jünglings blieb kalt gegen weibliche Reize. Bertha führte ihn in den Kreis der Ritter und Fräulein; aber wie er gefühllos gegen ritterliches Treiben blieb, so blieb er es gegen die Frauen. Nur ein Gedanke besetzte

ihn — die Wallfahrt nach Rom, die er nun länger nicht aufschob. Auch die Mutter, hoffend, daß unter andern Umgebungen das Leben mehr Reiz für ihn haben würde, hatte nichts dagegen. So nahm er denn den Pilgerstaab, den Muschelhut und Mantel, füllte die Kürbißflasche mit Wasser und zog nach Italien. Nach langer Zeit kehrte er wieder; aber sein Sinn war noch mehr der Erde ab- und dem Himmel zugewendet; denn dort am Grabe der heiligen Apostel hatte er das Gelübde abgelegt, seiner Herzogswürde zu entsagen, seine Güter unter die Armen zu vertheilen und nur für die leidende Menschheit zu leben. So that er denn auch; baute Krankenhäuser und pflegte der Leidenden, baute Klöster und stiftete Messen und der Erde und ihren Freuden und Gütern fremd, segnete er das Zeitliche, zwanzig Jahre alt, mit der Hoffnung himmlischer Herrlichkeit im Herzen. Auch Bertha folgte ihm bald nach und auf dem Rupertsberge wurde sie begraben.

Wild und schauerlich braußte der Flügelschlag der Zeit durch das Rhein- und das Nahtal. Die Söhne des wilden Nordens kamen rheinaufwärts und zerstörten Bingen. Vor der Berserkerwuth der wilden Normannen flohen die Bewohner auf das rechte Rheufer und bauten dort, als der Sturm vorüberzog, sich an. Zum Grabe des heiligen Rupert wallfahrtete wohl oft die gläubige Menge, aber Niemand kannte im wüsten Trümmerhaufen die Stätte, wo er ruhte genau. Im Munde des Volkes lebte die heilige Sage lebendig fort.

Es war im Jahre 1144 nach Christo, als die fromme und hochbegnadigte Magd des Herrn, die heilige Jungfrau Hildegard, die Aebtissin des Jungfrauen-Klosters auf dem Disibodenberge, noch schwach und matt von schwerer Krankheit alldorten in ihrer Zelle auf ihrem harten Bette lag. Ihr zu Haupten saß Hiltrudis, des Grafen Meginhard von Spon-

heim liebliche Tochter, im Nonnengewande, und zu Füßen ihres Bettes der Abt des Benediktinermönchsklosters gleiches Namens, der einen Kiel in seiner Hand hielt und Pergamentblätter vor sich auf einem einfachen Tische von Eichenholz liegen hatte. Todtenstille herrschte im Gemache. Hiltrudi's Blicke waren auf das ernste, bleiche Antlitz der geliebten Freundin geheftet mit dem Ausdrücke glaubiger Bewunderung und ängstlicher Sorge. Der Abt zeigte in seinen Zügen eine aufmerksame Spannung.

Jetzt zuckte Hildegard's Gestalt leise zusammen. Auf ihre Wangen kehrte ein leises Roth zurück und ein seliges Lächeln umschwebte den feingeschnittenen Mund. Der Geist spricht, hob jetzt mit einer sanften aber sehr klangvollen Stimme Hildegard an; der Geist spricht: schreibe was ich im Bilde geschaut und noch vor der Seele schwebet. Hoch erhebt sich aus grünem, blühendem Eilande ein glänzender Regenbogen zur Himmels Höhe empor. Tausend Sterne strahlen um ihn mit Sonnenglanz und die Engel Gottes steigen auf und ab. Und oben auf dem Bogen stehet das Lamm, das der Welt Sünde trägt, von Himmelsglanz umflossen, und neben ihm ein Jüngling sanft und mild.

Da spricht der Herr: dieß ist der heilige Rupert, aus deinem Stamme entsprossen! Und der heilige Rupert lächelt mich an. Da spricht der Herr und deutet auf die Stelle, wo einst vor der Zerstörung das Dörflein Bingen stand: Hier liegt des Heiligen Leichnam in kahler Erde. Nicht also sey's. Stehe auf, du erwählte Magd, und verlaß den Ort, wo du mir gedienet bis heute, und setze deinen Wanderstaab hierher und baue ein Kloster über dem Grabe des Heiligen und ziehe hierher mit deinen Jungfrauen und diene mir in Lauterkeit und Heiligkeit. Säume nicht! deine Leiden sind geendet, deine Krankheit ist gewichen. Also geschehe mein Wille!

Emsig schrieb der Mönch nieder, was Hildegard sprach und als er geendet, und harrete, daß eine neue Vision ihr werde — da schlug sie das matte Auge auf, richtete sich empor und sah selig lächelnd in der Freundin thranenden Blick.

Mir ist wohl, meine Hiltrude, sprach sie, mir ist sehr wohl. Ich will gehen und thun, was der Herr gebeten hat.

Und alsobald erhob sie sich und wanderte hinüber zu ihrem Vetter, dem frommen Grafen Meginhard von Sponheim, und that ihm kund den Traum, den sie gehabt und des Herrn Befehl. Freudig vernahm Meginhard des Herrn Befehl und steuerte reichlich zur Gründung des Klosters. Hildegard aber rastete nicht und schon 1148 war das Kloster vollendet. Und Hildegard verließ den Disibodenberg und zog mit ihren Jungfrauen in das neue Kloster, das sie zu Ehren des heiligen Rupert — Rupertsberg nannte.

Michel Mort.

(Eage.)

Als Graf Simon der Zweite von Sponheim gestorben war, zog Graf Johann der Zweite, auch wohl, weil er mit dem linken Fuße hinkte, der Lahme genannt, die Regierung der Sponheimischen Lande an sich. Seine Brüder waren minderjährig und das Land verwaist — das gab der Hab- und Herrschsucht Johann's den erwünschten Vorwand. Ihm galt es nicht, zu sorgen für die Seinen, sondern für sich, und sein Streben war nicht höher und nicht geringer, denn sich zum Alleinherrn der Lande zu machen und mit kleinem Erbtheil sie abzufinden. Ungestört blieb er in seinem Besitze, bis Heinrich heranwuchs und sein Erbrecht geltend machend, sein Erbtheil verlangte Mit Verachtung wies Johann dieß Ansinnen weg, meinend, er habe es noch zu thun mit dem weichen Knaben Heinrich,

der seine Blumen pflanzte und sich mit Lieberth erlastigte; aber aus dem blondlockigen Knaben mit dem zarten Gesichte war ein kräftiger Jüngling geworden, der am Hofe des Pfalzgrafen zu Stahleck und Heidelberg erstarkt war am Leibe und Geiste. Er führte ein kräftiges Schwert und ein kräftiges Wort und der Bruder, sich sicher wahnend im Besitze, staunte ob der Reckheit des Jünglings.

Bald loberte die Flamme des Bruderzwistes hell und drohend auf und schon bildeten sich Partheien unter den Dienstmännern und Vasallen. Da legten sich des Hauses Sponheim Verwandte drein, den Span beizulegen. Vertrauend ihrer Gerechtigkeit, ließ sich der jugendliche Heinrich ihren Schiedsrichterspruch gefallen. Auf dem Rauhenberg zu Kreuznach waren sie versammelt und Heinrich gewärtig, daß ihm werde, was Recht vor Gott und Menschen sey und nach des Stammes altem Brauche. — Aber der Spruch fiel, bestochen durch den schlaunen, ränkesüchtigen Johann, der aber des Volkes und namentlich der Kreuznacher Zünfte Gunst sich durch absonderliche Milde gegen sie, erworben, anders aus, als es Heinrich erwartet. Ihm sprachen sie zu: Zwei Drittheile des Schlosses Boedelheim nebst den Dörfern Weinsheim, Monzcha (Monzingen), Semisbach (Seesbach) und dem Gehöfte Nußbach (Nußbaum) nebst Land und Liden.

Grimmig loberte sein gerechter Zorn auf; allein er hatte das Schiedsgericht freiwillig anerkannt und seinem Spruche sich zu fügen gelobt. Knirschend sah er sich übervorthelt, betrogen — ohne die Mittel zu besitzen, mit Gewalt sich dem Unrechte zu widersetzen.

Glühender Haß, unbezähmbare Rachsucht loberte in seinem Herzen. So verließ er das Schloß zu Boedelheim, nur von einem Getreuen begleitet, und zog gen Mainz, wo Erzbischof Werner, des Grafen Johann persönlicher Feind, ihn mit Freuden auf-

nahm. Als er dem Churfürsten des Herzens Gepräße geklagt, schlug dieser ihm vor, sich durch den Verkauf seines Erbtheils an Churmainz empfindlich für Johann zu rächen.

Dieser Vorschlag gefiel dem jungen Grafen sehr und ohne langes Sinnen, wohl wissend, daß dieser Streich den treulosen Bruder bis in des Herzensgrund verwunden müsse, gieng er den Handel ein, den eine Kaufurkunde vom Jahre 1278 um vierzehn hundert Denare abschloß.

Ehe noch der Erzbischof Besitz genommen von dem erkauften Schloß und Lande, drang die Kunde davon gen Burg Sponheim, wo damals der Graf Hof hielt. Wie Heinrich vermuthet, wirkte mächtig dieser Schlag. Des Stammes wichtiger Besitz in fremder Hand, der Erzbischof Herr im Herzen der Sponheimer Lande — das war ein Dorn in Johannis Auge, und der Keim vielfachen, weithingreifenden Unheils. Darum bot er Ränke und Bestechung auf, den Kauf zu hintertreiben. Als das Alles fruchtlos blieb, erbot er sich sogar, dem Erzbischof die Summe baar zu erlegen, wenn er abstände von seinen Ansprüchen. Diese Rede aber war leerer Schall. Die Kirche giebt kein Gut zurück! war Werners höhnende Gegenrede. Jetzt erwachte Johannis ganzer Grimm. Mit Waffengewalt wollte er den Erzbischof zwingen zu dem, was er freiwillig versagt. Schnell warb der Graf Verbündete und zu ihm traten die alten Feinde des erzbischöflichen Stuhles von Mainz, die Grafen Gottfried von Sayn, Eberhard von Rakenelnbogen, Friedrich und Emich von Leiningen, die von Zweibrücken, von Böhlingen, der Landgraf von Hessen und alle Glieder des Sponheimer Stammes von dem Zweige von Starkenburg, nebst den alten Vasallen und Lehensleuten.

Ein mächtiges Heer sammelte sich zu Kreuznach und die Zünfte der Stadt rückten mit aus und

unter ihnen die Zunft der Wehger, wahrhafte, kernhafte Gesellen, voll Muth und Thatenlust, angeführt von dem tapfern Michel Mort, der mit starkem Arm das Banner der Zunft trug von blutrothem Tuche.

Durstig nach Kampf und Sieg, wie nach Beute, rückte das Heer in das Mainzer Gebiet und raubte, plünderte und brannte nieder, was ihm in den Weg kam — Schrecken vor sich her verbreitend.

Aber auch Werner von Mainz hatte nicht gezeit. Groß war seine Macht, weitreichend sein Einfluß. Die mächtigsten Grafen und Herren stießen zu seinem Banner, das Heinrich von Sponheim, der mißhandelte Bruder, trug und des Rheingau's tapfre Ritter und Mannen bildeten eine Phalanx, die den Ausschlag geben mußte, wo sie zum Streite kam. Klug berechnend, befahl der Erzbischof dem Marschall von Waldeck, seinem Vicedom im Rheingau, daß er mit seinen Schaaren bei Bingen auf das linke Ufer des Rheines übersehe, um unerwartet dem Feinde in den Rücken zu fallen, denn es war sein Plan, bei Gensingen und Sprendlingen dem verbündeten Heere des Sponheimers eine Schlacht zu liefern. Selber den friedlichen Krummstaab mit dem guten Schwerte vertauschend, rückte der Erzbischof den Verbündeten entgegen, die da frohlockten ob der kleinen Schaar, die heranzog, ihnen des Schwertes Spitze zu bieten.

Zwischen Sprendlingen und Gensingen, wo sich die Ebene des Gau's gegen die Mündung der Nahe in den Rhein hinabsenkt, trafen die Heere zusammen. Furchtbar drohend stand des Sponheimer's Heer in Schlachtordnung da. Der Graf Emich von Leiningen führte den rechten Flügel, der Basinger den linken. Johann gebot im Mitteltreffen und um ihn scharten sich die treuen Kreuznacher, die Fleischerzunft zunächst an seiner Person, Michel Mort an seiner Seite.

Mit beifpiellofer Wuth begann die Schlacht; aber wer am tapferften tritt — hier Sponheim oder dort Mainz — das blieb unentschieden, obwohl der Ruhm des Tages für die tapfern Mainzer war, da sie, die Schwächern, dem mächtigen Andrang des Feindes widerstanden. Raſtlos jagte der Erzbischof durch die Reihen. Streitet tapfer! rief er, der Herr ist mit uns und unserm guten Rechte! Haltet aus, die Rheingauer sind nahe!

Niemand im Sponheimer Heere ahnete die Gefahr, die im Rücken drohte. —

Wild und immer wilder tobte der Kampf. Schon neigte sich der Vortheil der überwiegenden Mehrheit der Sponheimer zu — da tönte plötzlich fremder Schlachtruf im Rücken; der Staub wirbelte auf; die Rheingauer waren da, und fielen, wie grimmige Löwen, in des Feindes ungeschützten Rücken ein. Jetzt wandte sich des Sieges Preis den Mainzern zu. Dumpfer Schrecken ergriff die Sponheimer. Gebrängt von allen Seiten, galt es jetzt, zu siegen oder zu sterben. Schon sah Graf Johann Schaa-ren seiner Getreuen das Schlachtfeld decken; schon waren die Helmbüſche der Grafen von Leiningen, Ragenelnbogen, Balingen und des Rheingrafen verschwunden — tob oder gefangen waren sie; schon sah er in wirrer Flucht den rechten Flügel seines Heeres ausbrechen, und die Gefahr immer näher zu ihm heran drängen; da rief er: Haltet aus, Ihr treuen Bürger Kreuznachs, haltet aus bei Eurem Herrn! Michel Mort hob hoch das Banner seiner Zunft. Vertrauet uns, Herr Graf! sprach er und stürmte muthig in den Feind an des Grafen Seite, von der er nicht gewichen war.

In der Mitte der Feinde stehend, schwang er sein Schwert rechts und links mit Wuth und entseßlicher Kraft und wüthete also, daß er mit eigner Hand mehr denn zwanzig Feinde niederstreckte. Aber immer dichter drängte der Feinde Macht sich

heran; immer kleiner wurde der Sponheimer Häuflein. Es war keine Hoffnung des Sieges mehr. Rettet Euch, Graf, rief er seinem Herrn jetzt zu, ich will Euch eine freie Gasse machen! Und wüthend hieb er um sich, mit der einen Hand das Banner, mit der andern das Schwert führend. Also bahnte er dem Grafen einen Weg zur Rettung und deckte, rücksichtslos sich der Gefahr hingebend, seinen Rückzug. Aber die Macht war zu groß für den Tapfern. Gedrängt von allen Seiten und selbst an den Füßen verwundet, sank er nieder; doch schnell erhob er sich wieder, sein Leben theuer zu verkaufen. Stehen konnte er nicht; allein auf dem Knien ruhend schwang er so furchtbar das Schwert, daß er noch fünfse der mit ihm kämpfenden Feinde niederstreckte, und mehrere schwer verwundete. Alle seine tapfern Mitstreiter waren gefallen. Er allein, der Löwe, vertheidigte sich noch — bis endlich die Kraft ihm sank, durch Blutverlust gebrochen, und der Todesstreich das treue Herz verbluten machte. — Er hatte des Grafen Leben mit dem Seinigen gerettet und fiel, der Letzte seiner Funst, die als Leichen, wie ein Wall, ihn umgab.

Der Erzbischof blieb Sieger und wüthete, schreckliche Rache für der Sponheimer Zerstörung nehmend, im Sponheimischen Gebiete. Allein er blieb im Besitze des erkauften Gutes durch den Schutz und Spruch Rudolphs von Habsburg, der den Frieden herstellte, als er 1281 in Mainz war. Graf Johann aber gab in dankbarem Auerkenntniß seltner Treue der Fleischerzunft in Kreuznach nachmals besondere und wichtige Privilegien. Zum Andenken an Morts Treue aber wurde auf der Wahlstatt ein steinerner Löwe errichtet, der jetzt in den Ruinen der Raubenburg in Kreuznach steht. Michel Morts Namen und sein Gedächtniß gehet nicht unter!

III.

Die Gewerbe, ihr Einfluß, Schwung
und Betrieb.

Die schönen Rheinlande, welche durch geographische Lage und die Natur, so wie durch Gesetz, Religion, Lebensweise und Sitten und in vielen andern Beziehungen, nicht bloß durch statistische Einteilung, sondern im wahren Verstande eine Provinz ausmachen, nämlich durch die Summe von Eigenthümlichkeiten durch sich selbst von andern Ländereien unterschieden, verdienen in jeder gemeinsamen Angelegenheit volle Beachtung. Um nur Einiges zu bezeichnen genügt die Erörterung, daß alles von Belang eigenthümlich hervortritt, die Landwirthschaft wird als verschieden von flachen Ländereien, ja selbst von dem zwar ebenfalls gebirgigen Schlesien, durch Natur und Boden selbst bedingt, der ausgedehnte Weinbau prägt dem Total-Eindruck von Kultur seinen Stempel auf, die Bergwerke und die Schifffahrt sind auf Volksleben und Thätigkeit wichtige Einflüsse, und selbst der Waldbau hat sein Besonderes.

Finden wir uns durch den Welt-Lauf vorwärts gerückt, und auf einen höhern Standpunkt gesetzt, fühlen wir Bedürfnisse, entdecken wir Gebrechen, welche mit der Harmonie des Ganzen in einem Mißklange stehen, so ist es doch nur an uns, unsere Kräfte auf unser privatives Daseyn und Thuen so hinzuwenden, daß der Einklang dadurch erzielt werde, und wir, so viel geschehen kann, auch von einzelnen Punkten aus mit dem Gemeinsamen weiterstreiten.

Es besteht in den Rheinlanden so wie in den meisten Gebirgsländern das Besondere, daß das Volk sich mehr dem Lebensgenusse und der Freude hingiebt, und wenn nicht besondere Umstände oder

Zwang bedingend darauf einwirken, so wird — in Allgemeinen — die geistige Ausbildung mehr in den Hintergrund gedrängt, und der Sinn für Vervollkommenung und besseres Betreiben einer Sache mehr vernachlässigt.

Durchreisen wir unter anderem Tyrol, so wird das muntere, lebensfrohe Volk, das allenthalben von den Bergen herabjauchzt, einen angenehmen Eindruck auf uns machen, wir werden auch die zutrauliche, biedere Geradheit nicht nachtheilig für uns finden, aber schon ein gewöhnlicher Bürger Berlins würde den Umgang der Tyroler und ihr Benehmen mit einem ganz andern Namen belegen.

Sollen wir uns daher befriedigt finden, so dürfen wir uns vorzüglich nur an das Schöne der Natur halten, und außer dem frohen Lebensgenuss wenigstens keine große Ansprüche an die Gesellschaft machen, denn angeerbte und hergestammte Sitten äußern nach allen Richtungen hin ihren Einfluß. Wenigstens das ältere Volk ist im Durchschnitt ohne Schulkenntnisse, abergläubig, starrig, für keine Neuerung geneigt. Betrachten wir als Landwirthe nur das in Tyrol übliche, quälende Joch der Leibeigenschaft, rücksichten wir auf den niedern Zustand der rohen Arbeiten der Handwerker, und beachten wir endlich die Literatur, so finden wir, daß Venedig's Residenzstadt allein mehr Gelehrte und Schriftsteller habe, als ein ganzes Gebirgsland.

Es ergibt sich unter Würdigung der Verhältnisse der Schluß, daß die Natur es nicht bloß bei Werken lasse, sondern auch den Einwohnern Gegend einen Charakter, gleichsam als Halm aufdrücke.

Möge es erlaubt seyn, einen solchen Habitus wenigstens mit Instincten zu vergleichen, und die Sittlichkeit und Bildung des Menschen in seine Instincte zu zerstören, so muß auch ei-

bitus in so weit zerstört werden, daß dadurch eine fortschreitende Bildung bedingt werde.

Die wichtigen Mittel, um zu solchem Zwecke zu gelangen, sind der Unterricht. Finden wir nun die Bewohner der Rheinlande den Einwohnern anderer Gebirgländer in der Hauptsache ziemlich ähnlich, wissen wir, wie störend und nachtheilig der Mangel der Schulkenntnisse im geselligen Leben sich äußere, wie er dem Emporheben der Landwirthschaft beim gemeinen Landmanne hinderlich ist, der allgemeinen Sittenverbesserung im Wege steht und lähmend auf bessern Betrieb der Gewerke einwirke, und geht uns das Beispiel der Behörden durch angeordneten Schulbesuch der Jugend voran, so dürfen wir eben nur bedenken, wie eingreifend die Handwerke in unser ganzes geselliges Leben sind, um Aufforderung genug zu finden, auch unserer Seits zum gemeinsamen Besten beitragen zu suchen.

Jede nützliche, und auf den Volksbedarf abzweckende, ernsthafte Beschäftigung bringt von verkehrtem Thuen und Denken, von rohen Sitten, von Unfug ab, und macht in Würde sich erkennen und fühlen.

So würde denn Unterricht für Handwerker nicht nur von bedeutendem Einflusse auf das Volk, sondern auch sehr gedeihlich für Befriedigung der Bedürfnisse aller Art seyn, und unser schönes Rheinland soll schon deshalb hierin nicht zurückbleiben, weil die Gewerbe in unserer Zeit zu dem gehören, was Epoche macht, und allenthalben viel dafür gethan wird.

Der Unterricht stellt sich in einer doppelten Rücksicht dar, nämlich für die Heranzucht künftiger Gewerksleute und für die gegenwärtig schon vorhandenen. Demnach ist er noch in zweifacher Weise nöthig: als Ertheilung von Schulunterricht, für jene, welche ihn in ihren frühern Jahren vernachlässigten, so wie als Nachhülfe und Befestigung der Schul-

kenntnisse bei denen, die von jetzt ab aus der Schule an ein Handwerk gehen; zweitens aber als technischer Unterricht für Gewerksleute.

Um den Anforderungen zu begegnen ist daher in der ersten Rücksicht eine Feiertagschule das Angebrachteste, und in der zweiten Beziehung eine Handwerkschule.

Diese beiden Absichten könnten durch Gründung eines Vereines erzielt werden, und hiernach schreiben wir zur nähern Entwicklung des Gegenstandes, der jedoch von allen Seiten gründlich erwogen werden muß, wenn nicht Mangelhaftigkeit den Antrag bezeichnen soll.

Gewerb ist eigentlich ein viel unter ihm begreifender Name, denn jeder Betrieb, durch den sich Jemand seinen Unterhalt verschafft, ist ein Gewerbe: Ein Mehl- oder Obsthändler, ein gewöhnlicher Krämer u. s. w. sind Gewerbetreibende. Obgleich alle solche Betriebe im Volksverkehre auch ihren Einfluß äußern, und dienlich sind, so äußert jedoch weder Kunst noch Wissenschaft einen Einfluß darauf, eine wirkliche Geschicklichkeit ist dafür nicht nothwendig, und ein Weiteres von Erheblichkeit tritt nicht hervor.

Jene Betriebe daher, welche auf Kunst und Wissenschaft beruhen, und wo zum gelungenen Vollführen der Verrichtungen persönliche Geschicklichkeit erfordert wird, sind Gewerbe im engern Verstande.

Auch diese Bestimmung jedoch ist für die Gränzen des gegenwärtigen Zweckes noch zu weit, und es müssen

1) alle Betriebe ins Große, folglich Fabriken und Manufakturen ausgeschlossen werden ¹⁾.

- 1) D. h. im wirklichen Verstande der Worte, denn es ist eine Sitte geworden, daß Meister, die mit einigen Gesellen arbeiten, ihre Werkstatt oder gar ihren Laden eine Fabrik nennen. D.

- 2) Die Kleinbetriebe von alle demjenigen, was gewöhnlich in Fabriken ins Große geht, und nicht eine Profession ist.
- 3) Die Betriebe, welche in das Gebiet der Kunst gehören, mögen auch einige davon wie ein Handwerk bestehen.
- 4) Diejenigen handwerksmäßigen, jedoch nicht als zünftig bestehenden Beschäftigungen, welche nur einzelne Gegenstände zu ihrem Ziele haben.

Demnach ziehen wir unsern Kreis so, daß er dasjenige umschließe, was als Gewerke im eigentlichen Verstande besteht, und durch Meister und Gesellen betrieben wird, sohin als Profession oder Handwerk bekannt ist.

Die Gewerke greifen am meisten in den Verkehr des Lebens ein, indem durch sie die Geräthe und Bedürfnisse befriedigt werden, welche sich unter Rubriken bringen lassen; sie sind am leichtesten unter Aufsicht zu bringen und zu beobachten, und es ist auf sie in geregelter Weise gelingbar zu wirken.

Es läßt sich nicht sagen, daß es unter unsern Vorfahren an tüchtigen Handwerkern gefehlt habe, denn allenthalben finden wir von ihnen Gegenstände aus der Vorzeit, die durch Dauerhaftigkeit den neuern Erzeugnissen trogen, durch Form und Zierlichkeit von Geschmack und Kunstsinne zeugen und durch Sauberkeit den Fleiß bezeugen, auch ist dieses unserer Zeit nicht abzusprechen, aber

1. sollen alle Gewerke gehoben werden, weil der Schwung des Einen den Anderen bedarf oder voraussetzt, und
2. ist mit einzelnen vorzüglichen Leistungen das Ganze nicht gefördert, sondern weil gemeinsamer Vortheil hervorgehen soll, müssen sie auch allgemein gehoben werden.

Zu vielen Leistungen unserer Zeit waren die Vorfahren nicht fähig, im Allgemeinen hatten sie mit mehr Schwierigkeiten zu kämpfen, ein größerer Zeit-

aufwand war erforderlich, weniger Einfachheit und Leichtigkeit herrschte im Betriebe, und das Gelingen hieng in manchen Umständen von Zufällen ab.

Es sind daher die allgemein bekannten und so sehr wichtigen Wahrheiten, welche in der Gegenwart so sehr viel ermöglichen, bloß nach hier herzustellen: nämlich daß die besonders in den Naturwissenschaften so sehr bedeutenden Schritte über alle Zweige des Volkslebens ein Licht verbreiten, und daß die so rege als höchst zweckmäßige und löbliche Theilnahme vieler Gelehrten, dadurch auch den Gewerben einen Schwung giebt, der sie zur Blüthe fördert, daß dem gemeinsamen Vortheile alles Verbeiliche zuzuwenden gestrebt wird.

Das ganze Wirken aber, wozu die Gelehrten nach ihrem Standpunkte sich bestimmt finden können, besteht in Büchern, Schriften und Zeitschriften, in Beschreibungen, Entdeckungen, Verbesserungen, Abbildungen, Aufschlüssen und Nachrichten u. s. w., was alles den Gewerksleuten unzugänglich und für sie daher dennoch nicht vorhanden ist. Das Wirken der Vereine hat zum großen Theile auch die Mittheilung durch Zeitschriften, welche nur wenigen zu Angesicht kommen, zum Ziele.

Es bestehn daher die Hauptpunkte für Emporhebung der Gewerke darin:

- a) den Gewerken alles für sie Ersprießliche zuzuwenden, damit
- b) sie insgesammt mit mehr Zeitgewinn, Leichtigkeit des Betriebes und Sicherheit des Erfolges bessere, schönere und dauerhaftere Produkte liefern.

In dem Maße als dieses erreicht wird, erhöht sich auch dadurch Bequemlichkeit und Wohlstand eines Landes, Nothwendigkeit und Luxus wird nicht dazu zwingen, Geld ins Ausland zu geben, die natürlichen Erzeugnisse werden mehr Absatz fin-

den, und auch der Bodenkultur neue Mittel zu höherem Ertrage an die Hand geben. 1)

Die Aufgabe liegt nun darin: Wissenschaften und Künste auch auf die Gewerke anzuwenden, und die Bedingungen dafür sind:

Unterricht, Aufsicht und Beschränkung.

Es giebt wohl Fabrikbetriebe, die Handwerke ins Große sind, und wobei also auch nebenher die Handwerker derselben Art bestehen, es giebt aber auch solche, wo nebenher kein Handwerk derselben Art aufzuweisen ist, endlich kann nicht einmal für alles, was die Handwerke leisten, eine Fabrik, der Sache selbst nach, bestehen, und zuletzt ist noch zu bemerken, daß die Fabrikanten, nach der Eigenthümlichkeit der Betriebe, weder alle noch allgemein den Bedürfnissen abhelfen oder jene des täglichen Volkslebens befriedigen können, sondern daß die Handwerker eben deshalb einer großen Beachtung verdienen, und wegen der gerechten Anforderungen an sie von Wichtigkeit werden.

Die Fabrikanten können einem Lande nur angenehm seyn, sowohl als vermögende Leute, die auch eine Menge armer und außerdem müßiger Leute beschäftigen; als auch wegen ihres Einflusses auf Handwerke und Handel, daß aber ihrer zu viele

- 2) Das Schmähren auf den Luxus ist überhaupt für gewöhnlich recht eitel, und wirklich schwer ist zu bestimmen, was Luxus sei. Recht viel im Land- und Gartenbau, in den Künsten und Gewerben ist geradezu auf den Luxus gegründet, das Gehen der Gewerbe begünstigt daher im Grunde genommen gerade nur diesen. Die große Aufgabe besteht in dieser Rücksicht darin, dem Luxus so zu begegnen, daß er durch das Inland selbst, und zwar ohne große Ausgaben zu erfordern, befriedigt werden könne, wodurch er zum Mittel des allgemeinen Wohlstandes und der Volks-Kultur wird. D.

werden, und der vertheilte Wohlstand dadurch auf Einzelne sich hinziehen würde, ist schwerlich zu fürchten, denn erstens gehn ihre Geschäfte ins Große, und das soll auch Bedingung für sie seyn, dann aber wird kein Gewerbe überflüssig, und da eine Fabrike voraussetzt, daß ihr Besitzer ein reicher Mann sei, so muß doch dieser sein Geld nach den Grundsätzen der Handelspolitik anlegen.

Von dem Kreise dieser Verhandlung nun müssen die Fabrikanten ausgeschlossen werden, weil für sie die höhern Lehranstalten bestimmt sind, und sie auch einer höheren Bildung bedürfen, als die Handwerker.

Ueber die mit 2 und 4 am Eingange bezeichneten Betriebe wird weiter unten noch besonders gehandelt werden, und was — Nr. 3 — ins Gebiet der Kunst gehört, ist rücksichtlich des Unterrichtes entweder an eine Kunstschule oder jene Lehranstalt zu verweisen, mit der sie verbunden ist.

Von den Gewerken selbst ist noch mehreres abzusondern, und sogar unter Abtheilungen zu bringen:

- a. Die Bauhandwerke, weil diese eines abgesonderten, und auf den Einzweck der Gebäude berechneten Unterrichtes bedürfen.

Wir zählen zu diesen die Maurer, Zimmerleute, Steinhauer, Brunnenmacher und Schiffbauer.

- β. Jene Handwerke, welche unter dem Einflusse der Künste oder Wissenschaften geradezu stehn, wie Mechanici, Schriftgießer, Musik- und Chirurgie-Instrumentmacher.

- γ. Jene, auf deren Betrieb weder eine Wissenschaft noch Kunst anzuwenden ist, sondern welche ihre Sache bloß mechanisch erlernen und ausüben. Sie haben als persönliche Eigenschaft bloß Geschicklichkeit zu erwerben, und verbesserte Werkzeuge und Geräthe so wie besseres Material erhalten sie durch den Schwung der Fabriken und anderen Gewerke.

Dazu ständen zu zählen: Pflasterer, Dachbeder, Kaminfeger, Hutmacher, Kammacher, Siebmacher, Lebzelter, Glaser, Barbier, Friseure, Schneider, Schuster, Kartenmacher, Spiegelmacher, Tabakspinner, Goldschläger, Tuchscheerer, Seiler, Buchbinder, Buchdrucker, Kattundrucker, Messerschleifer, Nadler, Bürstenbinder, Kürschner, Parasolmacher, Nagelschmiede und Feilenhauer.

(Einige von diesen haben die Modenjourmale zur Quelle, andere haben gar zu einfache Beschäftigung.)

Erreichung der ersten Bedingung.

(Unterricht.)

Unterricht für Handwerker, der, lediglich auf sie berechnet, ihnen in besondern Lehranstalten — Handwerks- oder Gewerkschulen — ertheilt wird ³⁾, ist schon aus dem Grunde als höchst nothwendig zu fordern, weil andere Unterrichtsanstalten ihnen entweder zu hoch im Unterrichte selbst oder zu umgreifend sind, und für sie daher kein Nutzen daraus hervorgeht, und weil außer einem Unterrichte für sie alles so gut als vermauert ist. Erstreckt ein Unterricht für Handwerker sich über Gegenstände, von denen keine Ueberzeugung für sie hervorgeht, daß sie davon berührt werden, ist er ihnen mit Schülern von anderer und höherer Bestimmung gemeinsam, und ist er ihnen nicht verständlich genug, so verliert sich entweder bald der Sinn und die Theilnahme dafür oder sie fangen gewissermaßen an zu schwärmen, und vernachlässigen das Arbeiten. Beide Uebelstände aber dürfen durchaus nicht eintreten. Es muß daher

- 3) Es versteht sich von selbst, daß eine Handwerkschule auch mit einer andern Lehranstalt verbunden seyn kann, sobald dabei beobachtet wird, was sich als nothwendig ergibt. D.

- 1) der Unterricht abgefordert ertheilt werden.
- 2) Muß in Ertheilung des Unterrichtes und Behandlung der Zuhörer selbst dafür gesorgt werden, daß, so lange nicht Meister bestehen, die als Gesellen und Lehrburschen unterrichtet wurden, die falsche Schaam hinwegfällt, weil es in einem Handwerke nichts geben kann, was nicht Meistern, Gesellen und Lehrburschen gleich wichtig wäre. Für einen ununterrichteten Meister geht weit mehr Nachtheil hervor, wenn sein Geselle oder Bursche den Grund der Sache weiß, als wenn er mit ihnen zusammen Unterricht nimmt, im zweiten Falle wird er immer ein Uebergewicht behaupten können, was aber durch Vortrag gelehrt wird, kann er durch sein bloßes Meisteransehn nicht erringen.
- 3) Der Unterricht muß populär seyn: von Systemen, Kunstwörtern aus einer Wissenschaft und fremden Sprachen und einer Art wissenschaftlicher Behandlung darf nichts vorkommen. Der Gewerksmann soll in seinem Handwerke tüchtig werden, und eine Schminke von höherer Bildung macht ihn weder brauch- noch achtbarer.
- 4) Der Unterricht soll nicht störend auf Arbeit einwirken, daher nicht alltäglich seyn. Arbeitet der Schüler zugleich, so findet er täglich Gelegenheit, die Wahrheiten des Unterrichtes in der Erfahrung bewähren zu finden, die Vortheile anzuwenden, und wißbegierig zu werden. Zwei Stunden wöchentlich sind in jedem Halbjahrscurse ausreichend. Der Schüler ist dann vermögend, den Unterricht auch leichter zu behalten und zu verbauen, als wenn er ihn überhäuft, und sehr zweckmäßig würde seyn, die Zuhörer nachschreiben zu lassen, ihnen aber die Pflicht aufzuerlegen, daß sie monatlich jedem ihrer Lehrer das Heft zur Durchsicht einreichen, der alsdann die eingeschlichenen Fehler zu verbessern hat.

- 6) Der Unterricht muß für alle unentgeltlich seyn, und jedem in Arbeit stehenden Gesellen, ohne Rücksicht auf seine Heimath, der Zutritt offen, den eingebornen Gesellen und auf alle Fälle den Lehrburschen aber als Zwang obliegen.
- 6) Nicht Wissenschaften, und selbst nicht Disciplinen sollen ganz und für sich gelehrt werden, sondern aus allen Zweigen ist nur dasjenige auszuheben, was in den Handwerken hervortritt.

Zu dem Behufe ist

- 7) von einer jeden Disciplin dasjenige gemeinsam abzuhandeln, was zu dem besondern Bedürfnisse eines Jeden den Grund abgiebt, dann aber soll herausgesucht werden, was die verschiedenen Handwerker aus einer jeden Disciplin für ihr Gewerbe bedürfen, und dieses muß speciell für ein jedes Gewerbe gelehrt werden. Dieser ganz ausführbaren Anforderung steht in Wirklichkeit gar keine Schwierigkeit entgegen, sondern bei genauer Prüfung erweist sie sich sogar als die einzig zum Zwecke führende Einleitung, es könnten nur durch Bequemlichkeit der Lehrer Schwierigkeiten gemacht werden.

Mit einer bloß allgemeinen Lehre kann keinem Handwerker gedient seyn, denn sie setzt voraus, daß er das für ihn Gehörnde heraushebe, und selbst anwende, wozu eine höhere Bildung gehört, als sein Stand fordert. Soll aber das Allgemeine als speciell zugleich angewendet seyn, so könnten nur Beispiele eingewebt werden, diese würden kein Handwerk in seinem Bedarf erschöpfen und dabei jeden Zuhörer mit dem unterhalten, wobei er nicht theilhaftig ist. Auch bedingen nur einige Handwerke, z. B. die Färberei, einen speciellen Unterricht von größerer Ausdehnung, und von diesen ist doch gar zu offenbar, daß bloß die allgemeinen Grundsätze der Chemie ihnen keinen Schwung im Betriebe ge-

ben könnten, sollte aber in einem gemeinsamen Vortrage die Färb-Chemie entsprechend abgehandelt werden, so sind alle andere Zuhörer, außer den Färbern, während der ganzen Dauer dieser Lehre, ganz unnütze Auscultanten. Ein ähnlicher Fall tritt ein, wenn ein Glockengießer, ein Essigfieber und ein Küfer zugleich die Chemie hören, wo den ersten die Composition der Metalle, den zweiten die Säure und den dritten die geistige Gährung interessirt, jeden aber die Gegenstände des andern gar nicht berühren.

Sind die Handwerker alle verzeichnet, welche dem Unterrichte einer Gewerkschule angehören, und ist in Uebersicht gebracht, was jeder an Unterricht bedarf, so ist weiter nichts nothwendig, als dem Lehrer jedes Faches ein Plan zuzustellen, der ihm nachweist, welche Handwerker für ihn gehören und was er für ein jedes Handwerk auszuführen habe. Für alle diese giebt er zuerst ins Gesamt die allgemeinen Grundsätze als Einleitung, sodann schreitet er zur Absonderung und dem speciellen Vortrage in der Art, daß täglich etwa von zwei Gewerken jedem eine Stunde gewidmet ist, und auf diese Weise können in jeder Woche sechs abgesonderte Vorträge gehalten werden, und der Lehrer verwendet nur zwölf Stunden darauf.

- 8) Es soll für jedes Handwerk sorgfältig gesucht werden, ob sich kein Gegenstand des Unterrichtes dafür findet, aber auch nur das Ersprießliche soll ihm zugewiesen werden.

Es giebt allerdings Handwerke, von denen man glauben möchte, es fände sich dafür kein Gegenstand, der Belehrung durch Unterricht fordere, obgleich recht wesentliche Rücksichten hervortreten, was sich im Verlaufe dieser Abhandlung noch zeigen wird.

Eine Handwerkschule braucht eben so wenig zu-

gleich eine Elementarschule zu seyn als sie eine Art von naturgeschichtlicher Lehranstalt seyn soll. Es muß vielmehr vorausgesetzt werden, die Volksschulen seien den Anforderungen unserer Zeit entsprechend organisirt oder werden es, und auf den Schulbesuch werde so gehalten, daß davon keine Ausnahme bestehe. 4)

Dazu steht nur noch zu fügen, daß Sonn- und Feiertagschulen die weitere Fortführung des Unterrichtes vollenden könnten, würden diese also von den Lehrburschen fleißig besucht, so bleibt ihnen nur der Unterricht für ihr Handwerk und ein tüchtiger Meister zur Erlernung zu wünschen übrig, um nach gut vollbrachter Wanderzeit ein guter Bürger werden zu können. Steht auch noch fremden Gesellen der freie Besuch der Sonntagschulen offen, um, wenn ihnen die Elementar-Kenntnisse fehlen, dennoch die Handwerkschule besuchen zu können, so werden durch den Elementar-Unterricht an den Handwerkschulen bloß die Volksschulen ohne Noth vermehrt.

Werden Handwerkschulen zu einer Art populärer Lehranstalt für Naturgeschichte, so wird der Zweck schon dadurch verfehlt, daß das Unnütze mehr Zeit raubt, als das Wichtige, und vom Schüler die Gabe vorausgesetzt wird, aus dem Viel sich das Seinige selbst herauszusuchen, und für sich zu bearbeiten. Besucht z. B. ein Spengler die Lehranstalt, so wird ihm die Kenntniß von einigen Steinen und Pflanzen für sein Gewerbe nie Vortheil bringen, oder einem Töpfer oder Seifensieder wird die Einsicht für sein Gewerbe durch den Unterricht von den Blüthentheilen der Gewächse, durch die Naturgeschichte einiger Schmetterlinge, durch das Erken-

4) Ueber den Unterricht berufe ich mich auch auf einen der Literatur-Zeitung für Deutschlands Volksschullehrer übergebenen Aufsatz. D.

nen des Abendsterns u. s. w. ebenfalls nicht vergrößert, u. dgl. m.

Hiernach liegt ob, alle Gewerke, die eines Unterrichtes bedürfen, nach den Haupterfordernissen für sie zusammenzustellen, und darnach eine Uebersicht zu machen. Es bedürfen:

a) des Zeichnens:

Büchsenmacher, Büchschäfter, Conditior, Drechsler, Faßbinder, Futteralmacher, Gießer, Goldschmiede, Glockengießer, Gürtler, Korbmacher, Kupferschmiede, Knopfmacher, Lackirer, Messerschmiede, Posamentier, Riemer, Sattler, Schmiede, Schlosser, Schwertfeger, Spengler, Tapezier, Tischler, Töpfer, Tüncher, Uhrmacher, Wagenbauer, Zinggießer und die sogenannten Zeugschmiede oder Geschmeidmacher.

Es läßt sich sehr leicht einsehn, daß bei den Zeichnungen zwar für mehrere Gewerke viele Aehnlichkeit in den Formen bestehe, dagegen aber andere bedeutend von einander abweichen; die Zeichnungen eines Tapeziers, eines Schlossers, eines Tischlers und eines Wagenbauers gegen einander gestellt, werden auf die auffallendste Weise den Beweis liefern. Für den Zeichnungs-Unterricht sollen die Volksschulen ebenfalls die Grundlage abgeben und die Sonn- und Feiertagschulen die Anfangsgründe zur weiteren Ausbildung bringen oder unter Umständen auch die Grundlinien lehren, wenn aber die Gewerkschule dazu dienen soll, den Handwerker für seine eigentliche Bestimmung ganz zu befähigen, so muß der Zeichnungs-Unterricht an dieser ganz auf den Zweck hingelenkt werden.

Sind nun die Zeichnungen der Handwerker sehr von einander abweichend nicht nur, sondern wirklich auch der Wesenheit nach verschieden, so folgt von selbst daraus, daß jeder Handwerkschüler nur in der Zeichnung für sein Handwerk befähigt und ausgebildet werden soll.

Der Zeichnungslehrer hat es dabei viel leichter,

als jeder andere, es darf nur von Seiten der Anstalt dafür gesorgt werden, daß für jedes zum Zeichnungs-Unterrichte bestimmte Handwerk zureichend gute Musterblätter vorhanden seyn. Erhält der Lehrer diese gut geordnet, und hat er auf einer Liste seine Schüler mit Bemerkung ihres Handwerkes verzeichnet, so kann er in einer gemeinschaftlichen Stunde bloß jedem die geeigneten Musterblätter zutheilen, und über das Zeichnen Aufsicht halten.

b) Mathematischer Kenntnisse:

Büchsenmacher, Faßbinder, Glockengießer, Mühler, Schmiede, Schlosser, Spengler, Tischler, Uhrmacher, Wagenbauer.

Es zeigt sich auf den ersten Anblick sogleich wieder, daß die hier aufgeführten Handwerker rücksichtlich der von ihnen zu erwerbenden mathematischen Kenntnisse keineswegs gleich zu stellen seien: für Tischler und Spengler z. B. genügt die meist sogenannte allgemeine Mathematik, durch welche er einen Kreis, ein Dreieck, Viereck, Oblongum, Polygon u. s. w. kennen und beschreiben lernt, dieses ist aber auch für ihn nothwendig, denn er bedarf dieser Figuren täglich bei Anfertigung seiner Arbeiten.

c) Der technischen Waarenkunde:

Bäcker, Brauer, Brenner, Farbenmacher, Färber, Küfer, Metall-Arbeiter, Mühler, Tischler, Töpfer.

Es besteht auch die Meinung, daß Leute, welche die Bedürfnisse des Tages befriedigen, keiner Belehrung fähig wären, um so mehr kann daher auf fallen, einen Bäcker, Brauer, Brenner und Mühler hier aufgezeichnet zu finden. Was in den Handwerken Gegenstand des Verarbeitens und der Zubereitung wird, gehört in die technische Waarenkunde, und was als Speise oder Getränk der Gesundheit

5) Es sei denn, man nehme an, daß er die Mühle nicht zu kennen braucht.

nachtheilig werden kann, ist nicht minder wichtig, als das, wodurch Bequemlichkeit und Bierde gefördert wird.

Die Getreide sind von verschiedener Güte, unterliegen Krankheiten und können verderben, diejenigen Handwerker daher, welche damit umzugehen haben, sollen sie kennen und auch vorzubeugen lernen, nach Grund und Ursache aber kann auch hierin nur durch Unterricht Kenntniß erlangt werden.

Farbmacher und Färber müssen die Materiale für ihren Betrieb kennen; Küffer sollen die Weinsorten kennen lernen; die Metallarbeiter müssen die Metalle unterscheiden lernen; Tischler müssen in der Kenntniß des verarbeitbaren Holzes unterrichtet seyn und Töpfer bedürfen der Kenntnisse von den Thonarten.

d) Der Physik und Chemie:

Brauer, Brenner, Essigsieder, Farbmacher, Färber, Firnißsieder, Gärber, Küffer, Metallarbeiter (Gießer, Glockengießer, Goldschmiede, Gürtler, Zinn gießer), Seifensieder, Töpfer, Vergolder.

Was dabei zu bemerken steht, ist schon weiter vorne beigebracht, eine besondere Anwendung wird aber noch erfordert in Rücksicht auf Feuerstellen für alle, welche der Defen, Schmelzen, Herde u. dgl. bedürfen, um ihnen den Grund, die zweckmäßige Anlegung und Einrichtung begreiflich zu machen.

e) Des Webeunterrichtes:

Tuchmacher, Seidenweber, Leineweber, Band- und Strumpfwirker. Dieser so wichtige Gewerbszweig fordert für sich einen Unterricht, in welchem alles sich darauf Beziehende zusammengefaßt wird.

f) Eines populären Unterrichtes über diejenigen Krankheiten des Schlachtviehes, welche von den Besitzern verheimlicht werden können, bedürfen die Metzger.

Endlich ist noch ein Lehrer nothwendig, welcher die Maschinen, Vorrichtungen und Werkzeuge ken-

nen lehrt, welche in den verschiedenen Handwerken gebraucht werden, und an diesem Unterrichte können auch noch mehrere Handwerker Theil nehmen, welche außerdem am Eingange dieser Abhandlung als solche bezeichnet wurden, für welche kein Lehrgegenstand nachweisbar ist. Eben diesem Lehrer könnte auch obliegen, den Handwerkern die für sie gehörende Literatur und die für sie bestimmten Zeitschriften und heftweise erscheinenden Muster nachzuweisen. Diese Rücksicht ist recht wesentlich, weil nicht bloß für mehrere Professionen brauchbare Lehrbücher vorhanden sind und weil einzelne Gegenstände in Schriften gut behandelt werden, sondern auch, weil es den meisten Handwerkern so sehr an Mustern gebricht, daß sie bei Bestellungen meist sogar glauben, es seie außer einigen veralteten Dingen, die sie in schlechten Zeichnungen vorlegen, nichts zu machen möglich.

Die gesammten Lehrgegenstände sind dem Vorangegangenen zu Folge: Zeichnen, Mathematik, Technische Waarenkunde, Physik und Chemie, Maschinen und Werkzeuge, (Literatur), Weberei, Krankheiten der Schlacht-Thiere.

Sollte diesen noch ein Gegenstand zuzufügen seyn, so wäre es eine Geographie für reisende Handwerker, um sie zu belehren, in welchen Ländern und Städten Unterrichts-Anstalten bestehen, die ihnen zugänglich sind, welche Einrichtungen für Handwerke da sind, wo das eine oder andere Gewerbe mehr Vortheil für praktische Ausbildung darbietet, wo sich gute Sammlungen von Modellen, vorzügliche Meisterstücke u. s. w. befinden.

Eine Handwerkschule muß nothwendig auch versehen seyn mit technischen Büchern und Zeitschriften, Zeichnungsmustern, einer Waarensammlung, Modellen und Abbildungen von Maschinen, Werkzeugen u. dgl. so wie mit einer Sammlung der vorzüg-

lichsten Gewerks-Erzeugnisse, zum aufmunternden Beispiele.

Dieses alles jedoch muß auf den Zweck berechnet seyn. Es soll an allem, was nothwendig ist, nicht fehlen, alle andere Ausstattungen aber mit Gegenständen, die nicht auf die Gewerke ihren Einfluß äußern, sind im Grunde nichts, als eine Verspottung der Anstalt.

Die Handwerkschule soll sich mit den besten Meistern der verschiedenen Gewerke desselben Ortes der Art in Verbindung setzen, daß ihr diese von allen in ihren Werkstätten eingeführten Verbesserungen, Neuerungen, vorzüglichen Vorrichtungen, Maschinen, Werkzeugen und sogar seltenen oder sehr gelungenen Arbeiten Nachricht geben, und den Schülern des betreffenden Gewerkes den Zutritt und die Einsicht gestatten.

Endlich soll die Lehranstalt für jedes zu ihr gehörende Handwerk einen ausgezeichneten Meister ersuchen, daß er, unter Beiseyn und Aufsicht der Lehrer, die zum Vortrage gehörenden Versuche und Uebungen vornehme und vornehmen lasse. Im Falle es darauf ankommt, mit besondern Maschinen, Geräthen, Vorrichtungen u. dgl. eine Arbeit vorzunehmen, würden Meister auf Kosten des Staates oder dazu dotirter Anstalt zum Behufe des Unterrichtes zu versehen seyn.

Ein Lehrer soll die Obliegenheit haben, in ein eigens dazu bestimmtes Buch, nach dem Anfangsbuchstaben des Betreffes, jede auf Gewerke und andere Betriebe der Art sich beziehende Erfindung, Verbesserung u. s. w. einzutragen, um sowohl allen Gewerks-Meistern als Jedem, der ein technisches Geschäft hat, die Nachricht zu seinem Vortheile zuwenden zu können. Dieses würde dadurch zur Ausführung zu bringen seyn, daß die Handwerkschule von Zeit zu Zeit der Ortsbehörde Nachricht giebt, für welche Handwerke oder Betriebe

eine Mittheilung zu machen ist. Die Ortsbehörde soll alsdann die Betreffenden berufen, und sie an den bestimmten Lehrer der Schule anweisen, welcher ihnen Nachricht und Aufschluß zu geben, und mit Rath an die Hand zu gehen hat. Dadurch würde Belehrung auch an alle gelangen, für welche sich der Unterricht an der Handwerkschule nicht eignet.

Erreichung der zweiten Bedingung. (Aufsicht.)

Ohne Aufsicht ist der Zweck nicht erreichbar, die Handwerke zu heben. Es wird daher alles, was Wachsamkeit betrifft, so wie sonstige Mittel für Emporhebung der Gewerbe hier zusammengefaßt.

Ein jedes Handwerk, das nicht als zünftig besteht, muß zünftig gemacht werden, und mehrere Zünfte, welche miteinander verwandte Betriebe haben, müssen eine Corporation bilden. Einer jeden Corporation ordne man einen inspecirenden und einen berathenden Commissarius zu. Der erstere wache über die den Gewerken obliegenden Vorschriften und die Ordnung ihrer Angelegenheiten, und bringe alles Erhebliche zur Anzeige, dem zweiten sei zur Pflicht, die Ausübung der Handwerke zu beobachten, auf alle an ihn ergehende Anfragen mit Rath an die Hand zu gehn, und auf alles Neuere sie aufmerksam zu machen, nöthigen Falls aber sich an geeigneter Stelle für sie zu verwenden. Der beratende Commissarius soll daher ein Lehrer der Handwerkschule oder wissenschaftliches Mitglied eines Gewerbe-Vereins seyn. Wenigstens monatlich ein Mal sollen sich die Corporationen bei ihren Commissarien versammeln.

Ein jeder Lehrbursche werde vor seinem Einschreiben ins Gewerk bei den Commissarien angemeldet, und keiner werde angenommen, der nicht aus der Volksschule entlassen ist. Ein jeder Lehrbursche werde bei seiner Einschreibung der Sonn- oder Feiertags-

schule, und jene von Gewerken, die an die Handwerkschule gehören, zugleich dieser überwiesen, in beiden aber müsse er bleiben bis zu seiner Freisprechung. Die Lehrzeit werde für ein jedes Gewerke festgesetzt; die Commissarien sollen sich während dieser um die Burschen bekümmern, und wenn der Bursche aus Verschulden seines Meisters nichts lernt, ihn zum Nachtheile des letztern einem andern übergeben, die Freisprechung aber dürfe nur geschehn, nachdem der Bursche unter den Augen der Commissarien und des Altmeisters in der Werkstätte ein von diesen aufgegebenes und als gut befundenes Probestück abgelegt hat. Aus den Schulen gäbe man den Freigesprochenen Zeugnisse mit, die sie für ihre künftigen Absichten zu verwahren haben.

Zu Meistern nehme man für die Folge nur Gesellen an, welche — in Rücksicht auf ihre Fähigkeit — als Lehrburschen die obengenannten Bedingungen erfüllten oder als Gesellen das Nothwendige mit Erfolg nachholten, ihre Zeugnisse in Ordnung und ihre Wanderzeit vortheilhaft benutzt haben.

Man theile ferner die Meister in zwei Klassen:

1. Lehrmeister,
2. Betriebmeister.

Lehrmeister allein sollen das Recht haben, Bursche in die Lehre zu nehmen, und als Bedingung für sie soll bestehn: an der Handwerkschule eine Prüfung abzulegen, ihr Gewerke mit den anerkannten Verbesserungen zu betreiben; ihre Werkstätten auf die als vortheilhaftest erkannte Weise anzulegen, und zum Betriebe die besten Werkzeuge anzuschaffen. Alle Meisterstücke aber sollen von den ältern Meistern nur in Uebereinstimmung mit den Commissarien aufgegeben und genau geprüft, jenen Bewerbern aber, welche ihre Meisterstücke schlecht liefern, die Annahme verweigert werden. Man hält die Gewerks-Privilegien für ein wichtiges Mittel zur Emporschwingung der Gewerbe, und es ist die-

ses wohl in einigen Beziehungen richtig, keineswegs aber in allen Rücksichten.

Die Gewinnsucht ist die einzige Triebfeder der Anstrengung, auf welche für Wichtiges zu rechnen steht, fällt also die Erfindung u. s. w. nicht so aus, daß diese dabei wirkt, so giebt es auch weiter keinen Grund des Bestrebens, und nichts zu erwarten.

Erfindungen und Verbesserungen der verschiedensten Art können viele Zeit, Mühe und Geld kosten, es steht also dem Erfinder schon nach aller Billigkeit das Recht zu, durch ein Privilegium mindestens wieder zu seinem Gelde kommen zu können. Vieles ist auch von der Art, daß das Privilegium die gewünschte Aussicht giebt, allein Manches, auf das der Erfinder viel verwendete, gewährt ihm nur die Aussicht, durch ein Privilegium zum Erlasse zu kommen, in diesem Falle steht er dann gegen einen andern bedeutend ab, was also mehr niederschlagend, als ermuthigend einzuwirken vermag.

Endlich bleibt eine Entdeckung u. s. w., und sei sie auf das Allgemeine noch so einflußreich, für die ganze Zeit des Privilegiums eine für das Gemeinsame nicht vorhandene Sache, der Einfluß äußert sich, wenn er nicht bloß auf den Gewinn des Erfinders berechnet ist, nur einzeln oder auf die nächsten Umgebungen, und bis das Privilegium erloschen ist, liegt auch die Sache in den meisten Fällen in der Vergessenheit, die Publikation des aufgehörten Privilegiums ist daher noch wie eine Zeichenrede.

Aufheben lassen sich aus schon angegebenen Gründen die Gewerbsprivilegien, ohne ungerecht zu seyn, nicht, aber auf andere Mittel sollte nebenher gedacht werden, um den Eifer rege zu erhalten, und dem Staate sind genug ergreifbar, ohne eine Ausgabe zu bedingen.

Ein zweites Mittel für den Schwung der Gewerbe ist Unterstützung. Bleiben wir bei unserm Zwecke stehen, so ist auszusprechen, daß es

förderlich seyn würde, jenen Meistern eine Unterstützung zu gewähren, welche ihr Gewerbe in einer verbesserten Weise mit dem anerkannten Vortheile betreiben wollen oder betreiben, welche unsere Zeit darbietet, wenn nämlich dazu Einrichtungen, Maschinen und Geräthe gehören, welche im Verhältnisse zum gewöhnlichen Betriebe einen größern Aufwand fordern. Jene Handwerker dagegen, welche beim Alten stehen bleiben, können auf eine Unterstützung keinen Anspruch machen, denn der Vortheil, daß die Gewerbe gehoben werden sollen, kann durch sie nicht erreicht werden. Eine Ausnahme davon könnte nur in Gemeinden entstehen, welche eines Handwerkers ermangeln, der für sie Bedürfniß ist.

(Fabrikanten sollen vom Staate nur dann eine Unterstützung erhalten, wenn ein neuer Industriezweig durch sie eingeführt, ein schon bestehender auf eine ausgezeichnet vortheilhafte Weise betrieben oder die Verschickung des Geldes ins Ausland verhütet wird.)

Alle andere Betriebe, wo es sich bloß darum handelt, daß ein Mensch seinen Unterhalt mehr oder minder reichlich finde, daß ein Bürger, der in Verfall geräth, einer Aufhülfe bedarf, oder welche Gegenstände betreffen, die leicht zu erreichen sind, gehören nicht für die Wichtigkeit einer Unterstützung, oder fallen den Communen als eine Armensache anheim.

Erreichung der dritten Bedingung.

(Beschränkung.)

Es haben sich viele Stimmen für eine allgemeine Gewerbsfreiheit erhoben, und gemeint, diese sei ganz geeignet, um einem Jeden Gelegenheit zu geben, sich frei emporzuheben u. s. w. In Wahrheit aber ist der Grundsatz einer völligen Gewerbsfreiheit ein verderblicher, wobei schon auf die Wahrheit vergessen ist, daß eine jede Freiheit Beschränkung seyn

müsse, oder es wird höchst nachtheilig der Begriff von Willkühr mit dem der Freiheit verwechselt!

Die Förderer der sogenannten Freiheit denken sich in die staatswirthschaftlichen Verhältnisse nicht wirklich hinein, und fußen nur auf Beispiele, ohne die innern Verhältnisse und mit der sogenannten Freiheit verbundenen Nachtheile zu kennen.

Oberflächlich betrachtet sieht man das scheinbare Aufblühen, das tägliche Entstehn von Betrieben gleicher Art, das Wetteifern der Menschen, etwa ihren scheinbaren Wohlstand, den Ueberfluß an Erzeugnissen u. s. w. und betrachtet dieses als die Blüthe, zu der man es überall bringen müsse, ein tieferer Blick aber führt zu ganz andern Resultaten —. Es besteht eine fortwährende Woge: Neues derselben Art entsteht in jedem Augenblicke, Anderes geht unter, immer ist es im Daseyn, aber selten lange durch dieselben Personen; auf die Trümmer des Einen baut der Andere sein Heil, das neue Gebäude versperrt den Weg zu ältern, und hat bald dasselbe Schicksal; es sind überall anscheinend Wohlhabende und in denselben Verhältnisse Verarmte.

Nicht bloß darauf kann es ankommen, daß allenthalben mit Gewerben sich alles regt, und Jeder sich beeifert, dem Andern zuvorzukommen, sondern daß auch der nöthige Wohlstand der Gewerbetreibenden gesichert sei, und nicht durch das Gewerbswesen selbst ein Grund zur Verarmung gesetzt werde.

Beschäftigungen verschiedener Art, die kein Handwerk im Wortsinne sind, so wie Krämereien und ähnliche Betriebe können ohne Beschränkung zugelassen werden, denn es ist dabei die Voraussetzung zu machen, daß ein Mensch gar leicht wieder einen andern Nahrungsweig ergreifen könne, und dazu immer Gelegenheit finde, aber alle Handwerker sollen sich nur unter gewissen Bestimmungen ansäßig machen dürfen. Es ist demnach zu ermitteln, wie viele Meister von einem Handwerke, nach den Ver-

hältnissen eines Orts, ihren Unterhalt ungefährdet finden können, mehr aber sollten nicht angenommen werden, denn ist die Gefährdung nicht verhütet, so werden aus einigen Meistern zuerst Pfscher, und dann Verarmte, die der Gemeinde zur Last fallen.

Wo die Niederlassung eines Handwerkers zulässig ist, sei die offene Stelle auch auf eine Art entstanden wie nur immer seyn möge, da gestatte man die Niederlassung Jedem, der die Bedingungen dafür erfüllt, und enthalte sich der Bevorzugung aus andern Gründen. Die Ortsbehörden können auch Handwerker, welche sich zu einer Zeit zur Niederlassung melden, wo sie noch nicht statthast ist, vormerken, und bei Entstehung einer offenen Stelle sie benachrichtigen, wo ihnen dann der ältere Anspruch in so ferne gelten soll, als sie in Erfüllung der Bedingungen hinter Andern nicht zurückbleiben.

Wenn an einem Orte für Niederlassung eines Handwerkers eine Stelle frei wird, und kein Bewerber da ist, der den Bedingungen für den Schwung der Gewerbe genügen könne, so mache man dieses durch die öffentlichen Blätter bekannt. 6)

- 6) Mit der Freiheit der Gewerbe steht in Balern das Heirathen in einem Zusammenhange, obgleich bei dem Heirathen ganz andere Bewandnisse bestehen. Es muß dieser Umstand hier in Erwägung gezogen werden, weil die Beschränkung des Heirathens ein Mittel gegen Armuth seyn soll.

Das Recht zu Heirathen ist ein natürliches, weil dazu ein angeborener Trieb im Menschen liegt, der nicht herausgenommen werden kann.

Dem Staate, der den Menschen nicht nach seiner Natürlichkeit umschaffen kann, steht auch das Recht nicht zu, eine natürliche Freiheit zu nehmen, vielmehr liegt die Pflicht ob, und es beruht die Weisheit des Staats darauf, alles, was als nothwendig im Menschen liegt, so zu entwickeln, daß es zu Staatsmomenten in der Art wird, für den gemeinsamen Zweck daraus Vortheil zu ziehen. Verheirathete brau-

Zum Schlusse dieser Abhandlung ist noch einer Ansicht zu begegnen, welche in einer technischen

den ihren Unterhalt nicht zuversichtlich begründet zu wissen, als ihnen dieses im lebigen Stande möglich war, und brauchen ebenso keinen größern Aufwand und Wohlleben zu führen. Erwerbsmittel giebt es allenthalben, und zwei Lebige, von denen Jedes sich zu erhalten vermag, finden auch als verheirathet ebenso ihren Unterhalt

Gewerbtreibende finden ihren Unterhalt gerade auf keine Zuverlässigkeit, sondern vielmehr auf Zufälligkeit begründet, und auch die Gewerbefreiheit liefert den Beweis hierüber, daß den Gemeinden nicht so fast Verheirathete zur Last fallen, als vielmehr verarmte und in ihren Hoffnungen getäuschte Gewerbsleute, so wie bei beschränkter Freiheit des Heirathens uneheliche Kinder und deren Mütter.

Von der Population eine gewisse Voraussetzung machen, und nur so sie erzielen wollen, wie sie in einer Absicht liegt, wird eine immer vereitelte Sache bleiben, sobald Unterdrückung und Erschwerung des Heirathens das Mittel seyn soll.

Die Geburtslisten fallen bei einer solchen Einrichtung nicht schwächer aus, als sie unter den Umständen des freien Heirathens es würden, aber die Zahl der unehelichen Kinder nimmt zu, und die Sterbeliste wird stärker.

Die politische Arithmetik liefert die deutlichsten Ueberzeugungen, daß die Bevölkerung durch uneheliche Kinder leidet, und zwar weil die Mehrzahl davon im ersten Alter schon stirbt. Außerdem leidet noch die Brauchbarkeit der erwachsenen unehelichen Kinder, wegen mangelhafter und vernachlässigter Erziehung. Man erhält also beim erschwerten Heirathen, der Zahl nach, nicht weniger Kinder, als beim freien, erzielt sie aber durch einzelne Menschen, anstatt durch Ehen, und weil bekannt ist, daß von den unehelichen Kindern die Mehrzahl frühe dahinstirbt, so ist die Erschwerung des Heirathens im Grunde nichts weiter, als einem Theile der Gebornen, durch gesetzte Bedingung, das Lebenrecht indirekte abzuspochen,

Zeitschrift vorgebracht wurde, und die ohne Zweifel, nach des Entäufferers Meinung, mit recht wüthigen und bespöttelnden Worten gegeben seyn soll, obgleich im Grunde weiter nichts dahinter liegt, als gangbare Mißbräuche vertheidigen wollen und Bequemlichkeit in Schutz nehmen, ohne dabei wirklich kritisch zu verfahren, nämlich, daß man für den einzig richtigen Weg hält, Gewerbschülern *) allen Unterricht gleich zu geben, sie in den Naturwissenschaften gründlich (!) zu unterrichten, und ihnen einen metaphysischen Schwung zu geben.

Das quasi philosophische Präludium der in Rede stehenden Abhandlung, die fürs Erste nicht näher bezeichnet werden soll, enthält besonders viel darüber, daß das Metaphysische vernachlässigt sei, und durch Ausbildung von dieser Seite erst der Mensch sein Daseyn habe (von einer Moralschule ist aber die Rede nicht!), daß folglich diese Rücksichten in den Gewerbschulen die vorzüglichsten seyen. —

Abgesehen nun davon, daß man wohl in anderer Weise die Forderung einräumen möchte, so ist doch der Vortrag des Verf. jener Abhandlung keinesweges philosophisch, und durchaus inconsequent.

Heben wir alle Gegenstände hervor, die nach des Verf. Aufsatz an einer Gewerbschule gelehrt wer-

dadurch die Bevölkerung zurückhalten, und nebenher die Sittlichkeit herabstimmen.

- 7) Es ist zwar in jener Abhandlung von Gewerbschulen die Rede, welche eine höhere technische Lehranstalt seyn sollen; in Wirklichkeit sind aber diese Anstalten Handwerkschulen zugleich, und stehen den Gesellen, Lehrburschen und Knaben, die zu einer Profession bestimmt sind, offen, und um so viel auffallender muß daher gefunden werden, wenn ein junger Mensch, der Schwertfeger, und ein anderer, der Tischler werden soll u. s. w. mit künftigen Geodäten, Baumeistern, Fabrikanten u. dgl. den Unterricht gemeinsam hat.

D.

den, so sind sie: Zeichnen, Schreibunterricht, französische Sprache, Religion, Geschichte, Geographie, Arithmetik, Mathematik, Encyclopädie der Gewerbe und der Landwirthschaft, landwirthschaftliche Zweige, Handelsgegenstände, Naturgeschichte, Naturlehre, Physik, Chemie, Botanik, Zoologie und Mineralogie.

Was nun von allen diesen Gegenständen philosophisch seyn soll, das läßt sich wenigstens vom Philosophen nicht einsehen, will man aber alles Metaphysik nennen, was der Mensch als Wissen sich zum Eigenthume macht, oder sogar nur erlernt, so ist eine solche Terminologie völlig außer den Gränzen der Philosophie. —

Selbst die Religion, wenn es nicht Religionsphilosophie ist, gehört nicht zur Metaphysik, sondern sie ist das gemeinsame Band, durch welches auch der roheste Mensch, von der allergewöhnlichsten Beschäftigung, ein geistiges Daseyn hat.

Als metaphysische Disciplin möchte sich die Religion für Gewerbschulen sicher für immer eben so wenig eignen als gelehrt werden oder Nutzen stiften. Wir erblicken daher im ganzen Lehrplane lediglich gemeinsame oder, wenn zweckmäßig zu wirken gesucht wird, auf besondere Zwecke angewendete und physische Gegenstände, was auch sogar in der Forderung liegen muß, wenn unser Zeitalter nicht die Schwärmerei durch alle Stände durchgeführt wissen will.

Es ist in unserer Abhandlung dem Verfahren zureichend begegnet, jeden Unterrichtszweig als ganz allgemein für alle verschiedenen Schüler zu behandeln, und wir möchten daher nur fragen: was denn aus Gewerbschülern werden soll?

Die Verschiedenheit der vorgesezten Bestimmung dieser Schüler abgerechnet, sollen nach unserer bestimmt auszusprechenden Behauptung aus jenen, die sich zu Professionen bestimmen, tüchtige Handwerker werden.

Im entgegengesetzten Falle aber würden Leute mit der Schminke von Halbwisserei darauf, wobei ungewiß bleibt, ob sie für ihr Gewerbe jene Tüchtigkeit erlangen, die vorzüglich und als Hauptsache den Zweck ausmachen muß, und ist im Einzelnen dieses der Fall, so bleibt alles Andere lediglich eine Eitelkeit, die nur zu Dünkel führt, und für immer sehr weit von Wissenschaft absteht.

Dem Begriffe nach gehören die Gegenstände der Schulbildung nur auf eine andere Weise an eine Separatschule, als wenn eine besondere Richtung oder Anwendung dabei nothwendig ist, und eine objective Widerlegung ist dagegen gar nie aufzubringen. Alle dießfällige Einwendungen treffen nur die Schuleinrichtungen: man prüfe die Bedürfnisse der Zeit, und organisire die Schulen dem Zwecke entsprechend! *)

Dr. Desberger.

- 8) Der Verf. des bezeichneten Aufsatzeß sagt, die Naturwissenschaften sollen an den Gewerbschulen gründlich studiert werden, und meint, diejenigen, welche den Gewerben nur zuwenden, was ihr Betrieb erfordert, hätten es nicht weit darin gebracht.

Dagegen wenden wir ein, daß der Verf. des in Rede stehenden Aufsatzeß in den reinen Naturwissenschaften unsers Wissens keine Epochemache, oder ein solches Ansehen habe, daß sein Urtheil für competent gelten könnte, seine Aeußerung aber schließt so viel Unbedachtes ein, daß sich weit eher darauf schließen ließe, er habe es in Gründlichkeit nicht Vielen zuvorgethan.

Im Grunde genommen drückt das Begehren aus, es sollen aus Gewerbschulen vollkommen ausgebildete, tüchtige Naturforscher hervorgehen (wovon denn der Eine ein Bierbrauer und der Andere ein Leinweber wird —).

Der bemerklich gemachte Verf. nimmt die Mineralogie zum Beispiele, wovon er sagt: Es wäre keine gründliche Kenntniß, die Fossilien nur durch äußere Merkmale kennen zu lernen. Darauf sprechen wir

IV.

Ueber die Noth der Weinbauer.

In der sechsten General-Versammlung des niederrheinischen landwirthschaftlichen Vereins hat Herr Professor Kaufmann einen Vortrag über die Nothwendigkeit und die Mittel, dem außerordentlichen Nothstande der Winzer abzuhelpen, gehalten, und um demselben eine recht allgemeine Aufmerksamkeit und Theilnahme zuzuwenden, veranlaßt, daß der Vortrag in besondern Abdrücken nach allen Seiten der Provinz hin vertheilt werde. Wir sind dem Herrn Professor für die wohlwollende Anregung, welche er gegeben, zu Dank verpflichtet, und glauben ihm dies auf keine bessere Weise darthun zu können, als indem wir uns in eine etwas gründlichere und umfassendere Erörterung des Gegenstandes einlassen.

Daß die Weinproduzenten in der Rheinprovinz seit dem Jahre 1829 in einer gedrückten Lage sich befinden, und dieser Druck bis auf den heutigen Tag fortbauert, ist eine nicht zu bestreitende Thatsache; daß Mittel und Wege aufgesucht werden, diesem Nothstande zu begegnen, ist löblich und ehrenwerth; ob aber die Aufhebung der Moststeuer, die Doppelspinnerei und die Seidenzucht dies vermögen, mögten wir bezweifeln.

Wir wollen den Berathungen der Provinzial-

sogar deutlich aus, daß gerade der Gewerbschüler die Mineralien nach äußern und physikalischen Merkmalen kennen lernen soll, denn wenn nicht etwa der Steinhauer die chemische Analyse des Granit und der Juwelier die des Saphir u. s. w. vornehmen sollen, um gewiß zu wissen, was sie haben, so ist ihnen die Bestimmung nach Stoffen eine nie brauchbare Grundsätzlichkeit.

D.

Stände nicht vorgreifen und es ihnen anheimstellen, ob sie es im wohlverstandenen Interesse der Weinproduzenten halten, auf Abschaffung der Moststeuer anzutragen; unserer Meinung nach besteht der Druck dieser Steuer, welche von manchen Produzenten als eine Schutz-Anstalt der inländischen Produktion betrachtet wird, nicht so sehr in der Substanz derselben, als vielmehr in dem Mißverhältnisse, in welches sie zu den Weinpreisen, wenn diese niedrig stehen, tritt. Sie absorbiert alsdann bis zu 15 pCt. des Werthes des Weines, eine Besteuerung, welcher nicht leicht eine andere gleichkömmt. Diesem Uebelstande dürfte indessen durch eine Modification bei der Erhebung abzuhelpen seyn, welche ganz einfach darin bestände, daß die Moststeuer nach einer auf die jährlichen Durchschnittspreise der Weine zu gründenden Scala geregelt und erhoben würde.

Die Doppelspinnerei ist sicherlich eine nützliche Erfindung, und den Familien, welche nach guter alter Sitte ihren Bedarf an Linnen noch selbst erzeugen, nicht kaufen, sehr zu empfehlen. Weiter reicht aber auch ihr Vortheil nicht. Sie würde sonst seit den zehn Jahren, daß sie in der Rheinprovinz bekannt ist, mehr Fortschritte gemacht, und dem Gespinnste aus Schlesiens und dem sächsischen Erzgebirge, welches sich durch seine Schönheit und Preiswürdigkeit immer mehr Abnahme gewinnt, die Wege versperrt haben.

Die Seidenzucht aber ist ein Industriezweig, welchen die wenigsten Bauern-Familien betreiben können. Wollten wir auch der Zeit, welche zur Anzucht der Maulbeer-Bäume erforderlich ist, nicht gedenken, nicht der Maifröste Erwähnung thun, welche so häufig in den Thälern der Weingelände die zarten Kinder des Frühlings tödten, auch nicht der Thatsache, daß man in Frankreich schon so weit gekommen ist, in einem Jahre 4 Seiden-Ernten

zu machen ¹⁾, es mithin vor allem rathsam seyn dürfte, das Verfahren der Franzosen näher kennen zu lernen, und zur allgemeinen Belehrung mitzutheilen, um nicht durch erfolglose oder unbefriedigende Versuche gleich von vorne hinein abzuschrecken und zu ermüden; so kommt hiebei wesentlich in Betrachtung, daß es in den meisten Bauernhäusern an Raum, so wie an der unentbehrlichen Gleichmäßigkeit der Temperatur und Reinheit der Luft fehlt, um die Seidenraupen erziehen zu können. Zu einem einzigen Loth Grains ist ein Raum von 40 □ Ellen erforderlich, und wollte man diese auch in 4—5 Etagen vertheilen, was bei der Niedrigkeit der Stockwerke in den wenigsten Bauernhäusern möglich ist, so müßte man jedenfalls einen Raum von 8—10 □ Ellen haben. Je mehr die Raupen ihrem letzten Lebensalter sich nähern, desto größer wird ihre Reizbarkeit. Sie erfordern alsdann eine sehr sorgfältige Behandlung und erkranken leicht und in großer Anzahl, wenn in Rücksicht auf Futter, Temperatur, oder Reinheit der Luft etwas versäumt wird. Ein Loth Grains gibt bei guter Behandlung 40—45 Pfund Cocons, welche, wenn sie verkauft werden, einen Werth von 20 Rthlr. haben, dagegen 4—4½ Pfd. abgehaspelter Seide, zum Werthe von 32—40 Rthlr., liefern können. In diesem Abhaspeln besteht eigentlich der größte Gewinn, indem damit, außer der Anschaffung des Haspels, keine Ausgabe verknüpft ist, und insofern sich Anstalten oder Einrichtungen fänden, in welchen große Quantitäten Cocons gezogen werden könnten, würde allerdings vielen Personen ein willkommener Zuwachs an Beschäftigung und Erwerb durch das Abhaspeln der Cocons gewährt werden können. Jedenfalls mögten wir allen, welche diesen

1) Vid. Allgem. Zeitung vom 30. August und 1. Oct. 1836. Auffs. Beil. Nr. 403, 404, 459 u. 460.

Industriezweig versuchen wollen, anrathen, vorher mit den darüber erschienenen Schriften von Bolzani, Hazzi und Hout sich bekannt zu machen. Daß übrigens die Seidenzucht, wenn sie in einiger Ausdehnung betrieben werden kann, sehr lohnend und daher als Industriezweig, da, wo die Bedingungen zu einem freudigen Gedeihen vorhanden sind, zu empfehlen ist, unterliegt keinem Zweifel.

Nach dieser Abschweifung wollen wir nun zum Weinbau zurückkehren, und untersuchen, wodurch der jetzige Nothstand der Weinproduzenten entstanden ist, und welche Mittel zur Abhülfe hier empfohlen werden können.

Forschen wir nach den Ursachen, durch welche die ungewöhnliche Anhäufung von Weinen in den Händen der Produzenten und; als Folge davon, die Verlegenheit derselben entstanden ist, so bieten sich uns als nächste Veranlassungen:

- 1) die vermehrte Produktion,
- 2) die Zollvereinigung der Weinproduzierenden Staaten und
- 3) die in einem Zeitraume von 12 Jahren, 1825 bis 1836, ungewöhnlich reichen Wein-Ernten dar.

Man würde indessen irren, wenn man glauben wollte, als habe ein einzelnes der vorgenannten drei Momente für sich allein, die Noth, welche die Weinproduzenten drückt, herbeiführen können. Es ist vielmehr ihr Zusammenwirken, und zwar dieses allein, welchem, wie wir uns gleich überzeugen werden, dieselbe zugeschrieben werden muß, und darin liegt, bei den ewig unwandelbaren Gesetzen der Natur; wieder der Trost und die Beruhigung, daß dem Zustande der Bedrängniß auch wieder eine Zeit freiern und lohnendern Aufschwunges folgen werde.

ad 1. Im Jahre 1816 hatte die Rheinprovinz
 43630 Magd. Morg.
 Weinberge, und im Jahre 1833 . 48632 " "
 der Flächen-Raum derselben ist
 also innerhalb 18 Jahren um 5002 " "
 oder ungefähr $8\frac{1}{2}$ pCt. des ursprünglichen Gehal-
 tes gewachsen.

Von diesen kommen auf
 die Ahr 592 M. M.
 „ Mosel und Saar 1179 " "
 „ Nahe 2784 " "
 den Rhein 256 " "
 und die kleinern Flüsse Ried, Sieg u. 191 " „²⁾

Die Produktion während den zehn Jahren von
 1824—1833 betrug, wenn man den von dem Hrn.
 Professor Kaufmann angegebenen Quantitäten für
 die Jahre 1824—1831 2,679,150,
 die Erträge der J. 1832 u. 1833 mit 286,078

zusetzt, im Ganzen 2,965,228,
 oder im zehnjährigen Durchschnitte ungefähr $7\frac{1}{2}$
 Eimer auf den Magdeburger Morgen. *) Der Zu-
 wachß an Produktion betrug also für jene 5002
 Morgen ungefähr 36000 Eimer, oder nahe an 13
 pCt. des jährlichen Durchschnitts-Ertrages.

Betrachten wir nun das Steigen der Bevölke-
 rung, welches während den verflossenen 18 Jahren
 wenigstens zu 1 pCt. jährlich angenommen werden

2) Vid. Staats-Zeitung pro 1834. Nr. 173.

3) Herr Kaufmann gibt den Flächengehalt für die Jahre
 1824—1831 zusammen auf 312,067 an.
 Für das Jahr 1832 betrug derselbe . 48,536 und
 für " " 1833 " " . 48,632

Also während zehn Jahren 409,235,
 oder im jährlichen Durchschnitte . . . 40,924.

Die Einwendungen, welche man gegen diese Durch-
 schnittsberechnung machen kann, sind uns nicht unbes-
 kannt, aber es kommt hier auf eine ganz genaue
 Berechnung nicht an.

tant, daneben die Vermehrung der Zahl der Consumenten in den Provinzen Niederrhein und Westphalen, als Folge des allgemein gestiegenen Wohlstandes und Wohllebens; ferner den Absatz der im vaterländischen Rheinlande gewonnenen Weine nach den östlichen Provinzen, welcher doch jährlich nicht weniger als 10,000 Eimer betragen mag, und die allmähliche Beseitigung der französischen Weine, welche vor der Zollorganisation zahlreichere Abnehmer in der Rheinprovinz fanden, dann besteht wohl kein Zweifel mehr, daß im gewöhnlichen Gange der Dinge die gestiegene Produktion durch die vermehrte Consumtion vollkommen ausgeglichen werde.

ad 2. Im Jahre 1828 trat das Großherzogthum Hessen dem vaterländischen Zollverbände bei, und die Wirkung dieses Beitritts war, daß die 1828er Weine noch im Jahre 1829, selbst zu niedrigen Preisen keinen Absatz fanden. Es war dies die natürliche Folge der Anhäufung von Weinen, welche seit 1819 in der Provinz Rheinhessen durch Mangel an Absatz in die diesseitigen Provinzen entstanden war, durch den Zollanschluß wurden diese Weine auf den Markt gebracht, und sie konnten die Creszenz von 1826 und 1828 um so leichter verdrängen, als einestheils die ältern Weine von 1819, 22 rc. von weit besserer Qualität, anderntheils die Produzenten froh waren, den günstigen Moment zur Aufräumung derselben zu benutzen.

Im Jahre 1829 schlossen Rheinbaiern und Württemberg einen Handelsvertrag mit der Krone Preussens, wodurch der Eingang der jenseitigen Weine zwar erleichtert wurde, aber immer noch hoch genug besteuert blieb, um die größere Masse der rheinbayerischen Weine zurück zu halten. Bald nachher, 1831, trat Churhessen dem Zollverbände bei, ein Land, welches keinen Wein produzierte, und da gleichzeitig zwei Fehljahre, 1829 und 1830, sich gefolgt waren, so erhielt die Nachfrage nach inländischen

Weinen neues Leben, und sie fanden preiswürdigen Absatz. Nun folgte im Jahre 1833 der wirkliche Anschluß von Baiern und Württemberg an unsern Zollverband, und 1835 traten Baden, Nassau und Frankfurt bei. Die Preussische Rheinprovinz würde sich demungeachtet immer noch in einer vortheilhaften Lage, als diejenige war, in welcher sie sich vor 1818, dem Anfange der Zollorganisation befand und wo alle, selbst die französischen Weine in der Rheinprovinz ungehindert circulirten, befunden haben, wenn nicht die Wirkungen des Interdiktes, unter welchem die zuletzt beigetretenen Staaten 17 Jahre lang gestanden hatten, jetzt auf die Rheinprovinzen zurückgefallen wären. Dort hatten sich, wie früher in Rheinhessen große Quantitäten älterer und vorzüglicher Weine angehäuft, welche nun mit einmal ihrer Haft ledig und in den Handel gebracht wurden. In der Zeit von wenig Monaten wurden über 5000 rheinische Stück aus Rheinbaiern und Nassau an den Niederrhein versendet.

Wären diese Lücken, wie in den Jahren 1829 und 1830 nicht sogleich wieder ausgefüllt worden, so würde die Stockung im Absatze, welche die diesseitige Provinz empfand, vorübergegangen, und der Verlust, welcher die Weinproduzenten traf, wenn auch nicht ausgeglichen, dennoch bald überwunden worden seyn. Aber nun kamen zufälliger, und fast mögten wir sagen, unglücklicher Weise mehrere reiche Wein-Erndten hintereinander.

ad 3. Die Natur schien sich darin zu gefallen, von der gewohnten Dekonomie einmal wieder abzuweichen, und durch einen reichen Segen die Verlegenheit, in welcher die Weinproduzenten ohnehin schon sich befanden, zu steigern. War es sonst eine auf vieljährige Beobachtung gegründete Erfahrung, daß man auf 5 Jahre nur ein gutes, zwei mittlere und zwei Fehljahre rechnen dürfe, so zählten wir jetzt von 1825—1836, also unter 12 Jahren 6

reiche Erndten, 4 mittlere und nur 2 Fehljahre. Die Lücken wurden nicht allein ausgefüllt, sondern eine zweimal größere Quantität lagerte sich dazu und hatte zur Folge, daß die Preise tiefer herabgingen, als sie 1815 und 1818, zu einer Zeit, wo alle, selbst die französischen Weine frei und unbesteuert in der Provinz circulirten, gestanden hatten; daneben gingen die Auslagen für Dünger, Pfähle, Fässer, Kellermiethe u. mit jedem Jahre in die Höhe, und setzten sich, so wie die Moststeuer, zu dem Preise der Weine in ein umgekehrtes Verhältniß. Die Vorschüsse wurden am Ende so bedeutend, daß einzelne Produzenten, von anderweitigen Mitteln entblößt, ihre Weine um jeden Preis abgeben mußten, und die Weinhändler säumten nicht, diesen doppelten Segen, den ihnen Natur und Regierung mit vollen Händen darboten, zu nutzen.

Wie groß der Verlust ist, welchen die Produzenten hiedurch erlitten, kann nicht angegeben werden; nach den Rückwirkungen auf den Verkehr und das Leben zu urtheilen ist er sehr bedeutend, und noch bedeutender, ja für viele verderblich müßte er werden, wenn das Jahr 1837 wieder eine reiche Erndte brächte. Nimmt man die Produktion in der Rheinprovinz während den Jahren 1833—1835 nur zu 600,000 Eimern, und der Verlust durch Theuerung der Fässer, Zinsen und Werthverminderung durchschnittlich nur zu 3 Rthlr. pro Eimer an, so beträgt derselbe nahe an 2 Millionen, Thaler. Aber nun berechne man den Verlust, welcher durch die Rückwirkung der gesunkenen Weinpreise auf die Weingüter selbst entstanden ist, und die Folgen dieser Rückwirkung auf Credit und Anleihen, welche viele Familien, um sich zu helfen, zu machen genöthigt gewesen sind.

Wir wollen dieß unerfreuliche Bild nicht weiter ausführen; unsere Absicht war, auf die Bedeutung des Weinbaus aufmerksam zu machen, und dazu

mögen die vorstehenden Thatsachen hinreichen, besonders, wenn wir noch hinzusehen, daß in den Weinbergen der Rheinprovinz ein Durchschnitts-Capital von mehr als 15 Millionen Thalern steckt, daß die Bearbeitung der Weinterge jährlich eine Summe von 1,200,000 Thalern bloß für Arbeitslohn und Dünger erfordert, und jeder Morgen jährlich 36 männliche und 16 weibliche Arbeitstage, alle zusammen also 1,750,752 männliche und 778,112 weibliche Arbeitstage bedürfen. Wollen wir nun die übrigen Beziehungen der Weinproduktion zur Landwirthschaft und zu den Gewerben noch betrachten, dann fragen wir wohl mit Recht, wo ist eine Industrie am Rheine, welche eine gleich bedeutende Stellung im Leben einnimmt?

Kann. sonach diese nach vielen Seiten hin wirkende Bedeutung nicht in Abrede gestellt werden, und findet sie diejenige Würdigung, welche die Weinproduktion als ein wesentlicher Faktor des National-Reichthums mit Recht in Anspruch nehmen darf, dann wird es auch gestattet seyn, uns etwas ernster und lohnender, als es Herr Professor Kaufmann gethan hat, nach denjenigen Mitteln umzusehen, welche nothwendig oder wünschenswerth sind, damit ein so großer Theil des National-Vermögens vor ähnlichen Schwankungen und Einbußen, wie die letzten 8 Jahre sie erzeugt haben, bewahrt, und die Verlegenheit, in welche die meisten Weinproduzenten gerathen sind, nicht zum wirklichen Verderben für viele derselben gesteigert werde.

Es gehört dazu

1) eine größere Stetigkeit in den Handelsbeziehungen und Zollverträgen, als sie seit dem Jahre 1819 geherrscht hat.

Wir verkennen nicht, daß die eben so schwierige, als ruhmvolle Aufgabe, die sämmtlichen deutschen Staaten zu einem gemeinschaftlichen Interesse zu verbinden, sich nicht mit einmal hat lösen lassen,

Daß hiebei noch mehr, wie bei der Erstrebung anderer Zwecke, große Schwierigkeiten zu überwinden waren, und nur schrittweise vorangegangen werden konnte. Wir verkennen eben so wenig, wie unsere Regierung überall bemüht gewesen ist, die Rückwirkungen, welche die Vereinigung der weinproduzirenden Staaten erzeugen mußte, möglichst zu mildern, und wie sehr wir hiefür, so wie überhaupt für die Durchführung des großartigen achtdeutschen Staaten-Bereines zum treuesten Danke verpflichtet sind. Aber übersehen dürfen wir dabei auch nicht, wie an den geheimnißvollen Gesetzen der Natur die wohlmeinendsten und sorgfältigsten menschlichen Combinationen scheitern können, ja wie der Widerspruch, in welchen jüngst die Natur mit den Erwartungen der Regierung getreten ist, eine sehr große Anzahl treuer und fleißiger Unterthanen in eine Lage versetzt hat, aus welcher, wenn sie wiederkehren würde, nur der kleinern Zahl sich herauszuwinden vergönnt seyn dürfte.

Durch die Aufnahme von Rheinhessen, Rheinbaiern und Nassau in den gemeinschaftlichen Zollverband sind an 107,667 Magd. Morgen Weinberge ⁴⁾ zu jenen der Rheinprovinz hinzugekommen, und der jährliche Durchschnitts-Ertrag ist um 780,586 Eimer gewachsen. Es sind noch mehrere Jahre erforderlich, ehe die Aufräumung der ältern und jüngern Vorräthe erfolgt ist, und wenn mitunter wieder gute Jahre erscheinen, so dürften die Weinproduzenten innerhalb zehn Jahren noch nicht auf eine

4) Conf. Bronners Weinbau, wo die Morgenzahl für	
Nassau zu	10,888,
Rheinhessen zu	27,842,
Rheinbaiern zu	33,048,
angegeben ist. Im Ganzen	71,778
Morgen zu 160 □ Ruth., oder	107,667
Magdeb. Morgen.	

Ausgleichung der Produktion und Consumtion zählen; geschweige denn von ihrem Verluste sich erholen. In allen weinproduzirenden Provinzen liegen die Weine von 1833—1836 noch in großer Menge unverkauft, und in manchen selbst noch ältere von 1826—1828. Es ist aber bei der großen Ausdehnung der weinproduzirenden Länder und der Mannichfaltigkeit der Erzeugnisse an eine Uebertheuerung der Preise nicht zu denken. Der Weinproduzent muß im Gegentheile alle Kraft der Industrie aufbieten, um durch Veredlung der Kultur, und weise Sparsamkeit seinem Erzeugnisse einen sichern und preiswürdigen Absatz zu verschaffen, und wie schwierig dies im Allgemeinen ist, möge daraus entnommen werden, daß, wie wir aus eigener Erfahrung wissen, jedes rheinische Stück Wein aus einigermaßen guten Weinbergen an Kulturkosten, Zinsen, Faß und Moststeuer gleich nach der Kelterung wenigstens 100 Rthlr. kostet, und dieser Preis nach den Abstichen durch Füllung, Lagerung und Zinsen in dem ersten Jahre um 15, in den folgenden Jahren um 10 pCt. steigt, dabei ist darauf gerechnet, daß der landesübliche Morgen im jährlichen Durchschnitt ein rheinisches Stück gebe, was, wie wir aus der vorstehenden Berechnung gesehen haben, bei vielen Weinbergen der Fall ist, da der Magdeb. Morgen nur $7\frac{1}{2}$ Eimer, also der landesübliche nur 11 Eimer durchschnittlich liefert. Die Kosten wachsen hiedurch für ein Stück, oder 17 Eimer 13 Quart, auf mehr als 150 Rthlr. Folgen nun einmal einige Fehljahre, und versprechen dem Weinproduzenten einen Ersatz für frühere Verluste, dann ist die habgütige Spekulation geschäftig durch Erzeugung künstlicher Surrogate den reinen Weinen den Markt zu verderben, und ein Steigen der Preise zu verhindern.

Vor übermäßiger Theuerung der Weine ist also keine Gefahr mehr; man lasse den Verkehr in den

Vereins-Staaten und die Natur ruhig gewähren, und es werden Bedürfniß und Waare zur gegenseitigen Zufriedenheit sich ausgleichen.

Indessen könnten andere Rücksichten, welche wir hier nicht berühren wollen (wir scheuen aus Instinkt und Erfahrung jedwede finanzielle Gemeinschaft mit Frankreich) den Abschluß eines Handels-Vertrages mit diesem Staate anrathen. Da möge man ja darauf Rücksicht nehmen, daß Frankreich 5 Millionen Morgen ⁵⁾ Weinberge hat, daß die Weinproduktion in den südlichen Provinzen desselben durch Bodenbeschaffenheit und Klima vor der unsrigen sehr begünstigt, der Weinverbrauch im Innern aber mit Steuern belegt ist, die in manchen Städten bis zu 200 pCt. des Werthes und darüber gehen; Mittel und Gründe genug, die größtmögliche Quantität des Erzeugnisses dem Auslande zuzuwenden.

2) Neben der größern Stetigkeit in den Handelsbeziehungen ist für die Weinproduzenten eine schnellere und billigere Versendung der Weine nach den verschiedenen Provinzen der Vereinststaaten erforderlich. Frankreich gränzt an zwei Meere, welche überdies noch durch Kanäle untereinander und mit dem Rheine verbunden sind. Schiffbare Ströme führen die Weine aus den produzierenden Provinzen in die Seehäfen, aus welchen sie in wenig Tagen und mit geringen Kosten an die Küsten von Holland, England, Deutschland, Preußen und Rußland und auf deutschen Flüssen ins Herz von Deutschland gelangen. Welche Versendungswege haben aber die weinproduzierenden deutschen Provinzen am Rhein? Der Rhein, diese einzige und wichtigste Wasserstraße, ist uns durch den Eigensinn der Holländer versperrt, welche, obgleich dem deutschen Bunde angehörig,

5) Nach Gannabich. Wir meinen, daß der Flächen-Gehalt der Weinberge nach neuern Angaben 3 Millionen Hectares, etwa 10 Millionen Morgen beträgt.

nicht nur darauf bestehen, die Schifffahrt auf dem Rheine im Widerspruche mit der Wiener Congress-Akte zu besteuern, sondern auch von deutschen Weizen, wie man uns versichert, einen höhern Zoll, als von den französischen erheben. Die andern Wasserstraßen, die Ems, die Weser, und die Elbe liegen theils den Weinproduzenten zu fern, theils ermanngeln sie einer Kanal-Verbindung unter einander und mit dem Meere, um nützliche Absatzwege bilden zu können, und so sehen wir uns denn für alle Versendungen nach dem Norden auf den Landweg verwiesen, der, weil es noch an Eisenbahnen gebricht, und bei unserer bedächtigen Geschäftigkeit noch lange gebrochen wird, den Wein in solchem Maaße vertheuert, daß den Consumen ten die Lust, das Opfer der Abgewöhnung von früher genossenen Weinen so theuer zu erkaufen, von vorne hinein vergeht. *) Die Kosten des Landtransports aus der Rheinprovinz nach Berlin betragen für ein rheinisches Stück im geringsten Anschlage 75 Rthlr. Von welcher Beschaffenheit muß der Wein seyn, welcher eine solche Preis-Erhöhung erleiden kann! Es leuchtet ein, daß so die bei weitem größere Quantität der erzeugten Weine von diesem Markte ausgeschlossen bleibt. Und doch mögte nicht leicht wieder eine Zeit kommen, welche der gemeinsamen Ausführung von Eisenbahnen und Kanälen so günstig wäre, wie die gegenwärtige. Wir leben nicht nur im Frieden, sondern die Stimmung aller Völker verspricht auch

- 6) Wir verfolgen mit Aufmerksamkeit und Interesse die Verhandlungen über die Rhein-Weser-Eisenbahn, und wünschten recht bald eine andere von Frankfurt über Leipzig nach Berlin entstehen zu sehen. Aber warum unternimmt der Staat, die Seehandlung nicht diese Arbeiten, warum wird der zu gewinnende Vortheil nicht der ganzen Nation zugewendet. Welche wohlthätige Ermäßigung von Steuern könnte da allmählig eintreten!

eine längere Dauer desselben. An verfügbaren Kapitalien ist kein Mangel, und an gemeinsamen Interessen, welche das Unternehmen unterstützen, fehlt es bei den raschen Fortschritten, welche die Industrie macht, auch nicht. Es käme nur darauf an, daß man die Kräfte nicht zersplitterte, daß man fürs Erste über die Haupt-Richtungen, in welchen die Bahnen laufen, über die bedeutendsten Niederlagen des Handels, welche durch Eisenbahnen verbunden werden sollen, sich verständigte, und späterhin nach einer zu verabredenden Ordnung die Seitenbahnen anschlösse, um von den Centralpunkten aus die Erzeugnisse der Natur und der Kunst nach allen Seiten hin schnell und billig zu versenden. Viel, ja sehr viel ist indessen schon gewonnen, wenn einmal die Hauptbahnen gelegt sind, und abgesehen davon, daß die vorhandenen Mittel vielleicht nicht einmal ausreichen würden, um alle die projektirten Eisenbahnen gleichzeitig ins Leben zu rufen, so würde ein allmähliges Voranschreiten das Unternehmen, durch Erzeugung neuer Mittel, sehr erleichtern. Man muß indessen, um von der Wahrheit dieser Sätze überzeugt zu werden, sich auf den allgemeinen vaterländischen Standpunkt stellen, man muß, was freilich in unserer etwas stark egoistischen Zeit schwer fällt, alle Selbstsucht bei Seite setzen, und mit selbstverläugnender Gerechtigkeit sich in die Rang-Ordnung selbst verweisen, welche das gesammte Interesse anweist. Die deutschen Regierungen haben indeß durch den Abschluß des großen Zollvereines die Wege dazu gebahnt, und es ist zu hoffen, daß die Kapitalisten, Handelsleute und Fabrikunternehmer nicht minder patriotisch und bereit seyn werden, im allgemeinen Interesse ein vorübergehendes Opfer zu bringen, denn in ihren Händen fließen doch zuletzt die meisten Vortheile, in Folge der gesteigerten Produktion und Frage nach Geld, wieder zusammen.

3) Wünschenswerth und nothwendig ist ferner,

daß die Weinkultur, in welcher seit den letzten 10 Jahren so erfreuliche Fortschritte gemacht worden sind, mit Beharrlichkeit verfolgt, daß auf die Auswahl der edlern Traubensorten, auf warme, gegen kalte Winde geschützte Lagen, auf Besserung des Bodens durch Erdmischungen, auf verständige Rebenzucht, sorgfältige Auswahl der Trauben bei der Weinlese, und zweckmäßiges Verfahren beim Keltern und Gähren des Mostes, so wie auf die spätere Behandlung des Weines ein stetes Augenmerk gehalten werde. Die Beharrlichkeit trägt immer den Sieg davon, und in guten Dingen einen lohnenden; die Wege des Lebens sind nicht mehr so breit und bequem, wie vor 50 Jahren. Die Massen drängen und beengen sich; jeder sucht vor dem andern ans Ziel zu kommen. Wer etwas erreichen will, muß sich sputen. Stillstehen heißt rückwärts schreiten; der eingebüßte Vorsprung wird selten wieder gewonnen. Die allgemeine Lösung ist das, auch in anderer Hinsicht, nie zu vergessende „Vorwärts.“

Wenn aber die Produzenten in dieser Hinsicht das ihrige thun, dann ist es wünschenswerth und nothwendig, ja billig und gerecht, daß sie bei den Regierungen, wie bei den Consumenten Schutz und Unterstützung finden, Schutz gegen äußere und innere Beeinträchtigung, Unterstützung, damit das Ganze am Einzelnen nicht erkrankt.

3) Den Schutz nach Außen haben wir oben schon berührt. Durch den innern Schutz mögten wir gerne auf die Weinverfälschungen und künstliche Weinsäbrifikation hindeuten, welche von Leuten, deren Habsucht eine berebere Zunge als ihr Gewissen hat, besonders in Fehljahren, wo der redliche Produzent seine Vorräthe abzusetzen erwarten muß, mansfach betrieben werden. Diese Leute begehen einen doppelten Betrug; einmal gegen die Regierung, indem sie das unter der Rubrik „Wein“ verkaufte Fabrikat, der Most- oder Eingangsteuer entziehen,

welche aller Wein bezahlen muß; und dann gegen das Publikum, indem sie für Wein verkaufen, was häufig nur ein Gemisch von Aepfel- oder Birnen-Rost mit Rosinen, Branntwein und noch schädlichen Substanzen ist.

Wir möchten nicht gerne zu einer Controle des Weinverkehrs raten, wie sie die französische Verwaltung eingeführt hatte, aber irgend eine Maaßregel ist nöthig, um diesen Krebschaden los zu werden. Wer das öffentliche Vertrauen aus schnöder Habsucht zum Nachtheil seiner Mitbürger mißbraucht, hat es sich selbst zuzuschreiben, wenn er dessen für verlustig erklärt, und Maaßregeln unterworfen wird, welche ihn zwingen, gegen seine Mitbürger dasjenige Maaß von Recht zu bewahren, ohne welches die gemeinsame Wohlfahrt nicht bestehen kann.

4) Wir kommen nun zu der Unterstützung, welche der Weinproduzent von den Consumenten erwarten soll, und wollen mit ihr die Erörterung dieses wichtigen Gegenstandes, in welcher wir Anregung und Stoff genug zum Denken und zum Handeln gegeben zu haben glauben, für diesmal schließen.

Der Wein ist seit mehreren Jahren in die Klasse der unentbehrlichen Lebensbedürfnisse getreten; gesteigerter Luxus, Gewohnheit und mitunter ärztliche Vorschrift haben ihn dazu gemacht. Der Genuß desselben, in so ferne er in den Gränzen der Mäßigkeit bleibt, gewährt dem Leben manchfache Freuden, erleichtert die Sorgen und stärkt die Kraft zum Ausbarren. Die Weinkultur ist überall, wo sie sich ansiedeln konnte, ein Vorläufer der Civilisation gewesen, und die Geschichte des Rheins bestätigt diese Wahrnehmung. 7) Der Weinbau hat also außer

7) Vergl. die Zeckunst von Servinus und das Dionysosfest von Stieglitz, worin es unter anderm heißt:

„Geburt, Erlösung, Aufbau heißt die Kraft.

„Die in dem Keim, den ich dir diete, schafft;

seiner nationalökonomischen noch eine andere Bedeutung, welche ins Auge gefaßt zu werden verdient, und der Produzent hat ein wohlbegründetes Recht dazu, wenn er auf die Unterstützung seiner Mitbürger rechnet.

Dazu gehört, daß

1) die Consumenten den vaterländischen Weinen den Vorzug vor den ausländischen geben, und Gewohnheit und Geschmack, aus Rücksicht auf das Allgemeine, wenigstens in der Art zum Opfer bringen, daß sie nicht aus Vorurtheil die inländischen Weine hintansetzen. Die Weinproduzenten dürfen diese Erwartung um so mehr aussprechen, als, wie schon oben erwähnt worden, durch veredelte Kultur im Inlande selbst sehr feine und feurige Weine, welche vielen gefeierten ausländischen Weinen an die Seite gestellt zu werden verdienen, erzeugt werden, im Allgemeinen aber eine solche Mannsfaltigkeit, daß die größere Zahl der Consumenten wohl ihre Rechnung finden dürfte.

2) Die Handelsleute sollen nicht auf die Noth der Produzenten spekuliren, sich ihnen im Gegentheile mit Vertrauen nähern, und mit einem mäßi-

„Geburt von zukunftschwangern Lebensschätzen
 „Erlösung von bluttriefenden Gesegen
 „Des Schönen Bau, der Musen hohe Kunst
 „Unter verklärtem Zauberhauch der Kunst.
 „An dem, aus rohen Taumels Bändigung
 „Sich Lust erhebt in leichtbeschwingtem Schweben
 „Die Trauer selbst versöhnt zu sanfterm Beben.
 „Durchzieht der Seelenfäden Saitenschwingung
 „Wo sich des Schicksals dunkler Gang, die Leiden,
 „Des Tages buntes Wechselspiel, die Freuden,
 „Entrückt des Zufalls launischer Gewalt
 „Befreien zu lebendiger Gestalt. —
 „Die Frucht entsprößt der reichen Saat,
 „Ein siegend Licht, die Rebel zu zerstreuen
 „Mit Labung aller Herzen zu erfreuen.“

gen Vortheile sich begnügen. *) Die Weinproduktion ist unter allen diejenige, welche am wenigsten lohnt, eben weil die Verwerthung so unsicher ist. Fünf Jahre muß der Produzent, wenn ihm das Geschick günstig ist, warten, ehe er von seiner neuen Anlage die erste Frucht gewinnt, und trifft das 5te Jahr unglücklicherweise mit einem Fehljahre zusammen, so dauert es noch länger. Während dieser Zeit muß er das ganze Anlage-Kapital, und während allen folgenden Jahren die Kulturkosten, die Unterhaltung der Kelter und Kellergeräthschaften, so wie die Kellermiethe vorschießen. Nun überblicke man die Sorgen und Unfälle, welchen der Produzent ausgesetzt ist; gleich im Frühjahr verspäteter Safttrieb, dann Maisfröste, nachher Rebstichlerfraß und verspätete oder nasse Blüthe. Im Sommer Haizwurm, Durchfallen der Beeren, Laubrausch und Schlossen; im Herbst früher Frost, Sauerwurm und unreife Fäulniß, nasse Weinlese und zuletzt Erfrieren der Reben im Winter. Wahrlich eine Kette von ungünstigen Naturereignissen, wie sie keine andere Kultur bedroht. Und um das Maaß voll zu machen, spekuliren Makler, Handelsleute und Consumenten auf die Noth des Produzenten. Diese tritt natürlich dann am ersten ein, wenn die Vorräthe sich in den Kellern häufen, wenn mehrere reiche Erndten sich folgen, denn alsdann sinken die Preise und steigen um ebensoviel die Auslagen, die Vorschüsse für Kultur, Fässer und Lager. Dünger, Fässer und Keller sind unentbehrlich, eben so unentbehrlich wie die Hacke und das Schnitzmesser, wenn man nicht das ganze Kapital des Weinberges einbüßen will. Ob es da nicht vielen Produzenten schwer

- 8) Die Weinproduzenten fragen sich, warum denn die Consumenten sich nicht unmittelbar an sie wenden, um ihren Bedarf an Wein zu beziehen. Beide würden sicher dabei gewinnen.

fällt, neben den laufenden Bedürfnissen der Familie, neben den vielseitigen Ansprüchen des Staates, der Commune und anderer Institute, diesen bedeutenden Vorschuß zu machen! Ob es wohl gethan ist, hier noch von der Noth der Produzenten Vortheil zu ziehen? Wir glauben nicht, daß es der Provinz zum Frommen reichen könne, wenn in dieser Weise viele ihrer fleißigen Bewohner um die Frucht ihres Fleißes gebracht, und gezwungen werden, ihr Daseyn von Nothjahr zu Nothjahr aus einer Verlegenheit in die andere zu schleppen! Diese Noth bleibt nicht ohne Rückwirkung auf die Behaglichkeit und Zufriedenheit des Familien-Lebens, auf Gesinnung und Ruhe des Volkes. Sie bleibt nicht ohne Rückwirkung auf allgemeinen Verbrauch der übrigen Erzeugnisse, auf den allgemeinen Verkehr. Das nächste Mittel, zu welchem der besonnene Produzent greift, nicht derjenige, der sich schwindelnd aus einer Klemme in die andere begibt, ist Einschränkung seiner eignen und seiner Familien-Bedürfnisse. Von der Verzichtleistung auf das Angenehme und das Leben verschönernde, wendet er sich zur Beschränkung des Nützlichen und zuletzt des Nothwendigen, soweit als sich dies thun läßt, und es ist ein Glück, wenn dabei die Heiterkeit, der frische Muth des Lebens ihm nicht ausgeht. Wenn nun von 20,000 Weinproduzenten, denn so viele wird die Rheinprovinz wohl zählen, auch nur ein Fünftel Familien zu einer solchen Beschränkung gezwungen werden, wenn so viele Erzeugnisse, welche sie sonst verbraucht haben würden, ungefordert ruhen, aus dem Verkehr ausgeschieden werden, sollte das wohl gleichgültig seyn?

Wir wollen es andern überlassen, die Folgen dieses Zustandes weiter zu führen; uns genügt es hier noch zu bemerken, daß diese Erscheinungen thatsächlich vorkommen, daß es Zeit ist, ihnen eine andere Wendung zu geben, und kein Zustand im socialen

Sehen, wie die Geschichte lehrt, empfindlicher sich rächt, als wenn ein zu großes Mißverhältniß zwischen den verschiedenen Klassen der Gesellschaft sich ausbildet. Dies geschieht freilich nicht auf einmal, sondern nur langsam und allmählig, und gar zu gerne schläft der Egoismus in verblendeter Sicherheit auf dem weichen Pfühle sorgenlosen Wohllebens ein, statt das Steigen des Sees zu beachten, und die Dämme zu wahren. Ist aber die Fluth übertreten, dann kommt das Erwachen zu spät. In ihrem unaufhaltsamen Drange reißt sie alles, die Dämme und die Wächter in unabsehbares Verderben fort. Darum sollen

3) die Kapitalisten mit Bereitwilligkeit der Verlegenheit der Produzenten, wenn sie sonst ordentliche Familien-Väter sind, durch Kapitalvorschüsse abhelfen, und nicht durch selbstsüchtige Schwierigkeiten die Entwerthung der Weinberge und die Noth der Produzenten steigern.

Noch sind es kaum 15 Jahre, daß sich die Industrie in der Rheinprovinz mit großer Energie auf den Weinbau warf, und große Kapitalien wurden auf neue Anlagen verwendet, wurden mit Bereitwilligkeit und Vertrauen hergegeben, um kahle Felsenwände und nackte Gebirgsabhänge mit der freudenbringenden Rebe zu bekleiden, um der todtten Erde ihr edelstes Erzeugniß, das flüssige Gold, abzugewinnen. Welcher Wechsel ist denn seitdem eingetreten, daß man heute zu Tage den Weinbergen nicht mehr vertrauen will. Hat ein feindseliger Dämon die erzeugende Kraft der Erde zerstört, sind die unendlichen in ihrem Schooße ruhenden Schätze erschöpft, ist die Natur in ihrem schöpferischen Gesetze zur Lüge geworden? Oder hat sich vielleicht der Genuß des Weins, den wir bisher als ein Geschenk des Himmels betrachteten, den Menschen zum Verderben gewendet, ist der Freudenbecher zum Sifte geworden? Wenn aber dies alles nicht, wenn

im Gegentheil faktisch vorliegt, daß die Consumtion des Weines zugenommen und mit Verdrängung des Branntweines zunimmt, wenn es wahr ist, daß die Entwerthung des Weines und deren Rückwirkung auf die Weinberge nur das Resultat dreier gleichzeitigen Erscheinungen, wie sie vielleicht nie wieder zusammen vorkommen, also vorübergehend ist; warum werden diese Wahrheiten denn nicht anerkannt, warum zweifelt man an den Gesetzen der Natur, die ebenso unwandelbar, als geheimnißvoll sind?

Nur derjenige Staat ist glücklich und gesund, in welchem es allen Gliedern desselben wohl geht, wo kein Stand, keine Industrie durch das Uebergewicht der andern gedrückt oder gelähmt wird. Ein Körper, der an einem Gliede erkrankt, kann sich dem Gefühle der Krankheit und der damit verknüpften Lähmung seiner Kraft und Thätigkeit nicht erwehren, und soll er freudig ausblühen zu allseitiger Entwicklung seiner Fähigkeiten, zum allseitigen Gebrauche seiner Kräfte, so muß er vollkommen gesund seyn, gesund von der Fußsohle bis zur Scheitelspitze.

Kein Sterblicher vermag aber für sich allein seine Bestimmung zu erreichen, mit seinen Kräften überall allein auszureichen; wir sind vielmehr alle darauf hingewiesen, uns gegenseitig auszuheilen, zu unterstützen, zu ergänzen, und je mehr, je bereitwilliger dies geschieht, desto eher erhebt sich der Staat zu derjenigen Höhe von Wohlstand, Ansehen und Macht, welche allen seinen Angehörigen ein dauerhaftes Glück verspricht, und welche zu erstreben der gemeinsame Stolz aller wohlgefinnten Vaterlandsfreunde seyn soll.

x 13. Nov. 1836.

Σ.

V.

Ueber die Errichtung von Weinmärkten in der Rheinprovinz.

Jede Provinz unsers Staates hat ihre Märkte für allerlei und besonders wichtige Producte; unsre gesegnete Rheinprovinz, durch so manche Naturerzeugnisse vor vielen andern Provinzen ausgezeichnet (man erinnere sich nur an die Production von Mühlensteinen, Traß, Tuffsteinen, Steinkohlen, Kalk, Schiefer u.), entbehrt aber dennoch für ein Product, und zwar für das edelste, den Wein, den unsre Mosel und Nahe, unser Rhein und unsre Ahr in besonderer Güte ziehen, eines besondern Marktes. Daß Weinmärkte nichts Neues und Unerhörtes sind, wissen wir aus der Geschichte des Handels; denn schon in den ältesten Zeiten waren in verschiedenen Ortschaften des Rheingaus, z. B. in Hechtsheim, Geisenheim, Rauenthal, Hochheim, Bodenheim, Hattenheim, Rüdesheim, Laubenheim, Eltvill, Erbach u. a., Weinmärkte im Gebrauch, welche von Kaufleuten aus Holland, vom Niederrhein, ja selbst aus Danzig, Hamburg, Schleswig und Lübeck besucht wurden und besonders im 17. Jahrhundert, trotz ihrer mangelhaften Einrichtung und der nicht unbedeutenden Abgaben, in nicht geringem Ansehen standen, bis sie endlich gegen das zweite Decennium des 18. Jahrhunderts ungefähr wieder aufhörten. Was damals beim Weinverkauf auf jenen rheingauer Weinmärkten Rechtens gewesen, geht aus den im Jahre 1643 unter der Aufschrift „Rheingauer Landesbräuche“ abgefaßten Statuten hervor, worin es heißt 1): „Den Kauf und Verkauf des Weins belangend, ist

1) Vgl. Joh. Pet. Schunk's Beiträge zur Mainzer Gesch. (Mainz u. Frankfurt. 1789. 8.) Bd. II. S. 392 ff.

dieses die alte Regel und Herkommen, daß Niemand im Rheingau Macht und Gewalt habe, ohn und zuvor im Lande gemarket, seiner eigenen Weine halber einen Kauf oder Mark zu machen, sondern auf Ankunft der Kaufherren, welche zu marken begehren, soll ein ehrbarer Rath zusammenkommen, mit den Kaufherren tractiren, und sich des Schlags oder Marks vergleichen, darauf dann die Kaufherren durch die Amtsträger umgeführt und die Weine versucht werden sollen. Was alsdann die Kaufherren zeichnen werden, sollen sie in 14 Tagen geschroden lassen, dann der Hausmann den verkauften Wein länger nicht als 14 Tage zu füllen schuldig ist. Sobald nun der Wein geschroden wird, so liefert der Hausmann sein Faß voll auf dem Lager, und ist folgendes der Wein nicht mehr in des Hausmannes Gefahr."

"Begebe es sich aber, daß etwa der Kaufmann an Schiffung oder sonsten anderer Ungelegenheiten halber gehindert würde und in 14 Tagen den Wein nicht abholen könnte, so ist der Hausmann nicht allein keinen Füllwein wieder schuldig, sondern der gekaufte Wein liegt auch außer des Hausmannes Gefahr, darum daß er sich selbst versäumt hat."

"Es ist auch je und allweg verboten und nicht zugelassen worden, daß die Kaufherren den Hausleuten den Wein überhaupt und Faßweise abkaufen, sondern sollen den Wein dem Fudermaas nach kaufen, auch neben den Ahmen (Ohmen) zugleich auch Viertel und lauter bezahlen, und soll der Kauf nicht mehr Guldenweis, sondern uff Reichsthaler gemarkt und bezahlt werden. Alles bei Straf der Obrigkeit vorbehalten."

"Item soll man auch keine fremde, ausländische Weine einlegen, viel weniger dieselbige in diesem Lande verzapfen lassen, allzeit bei Verlust des Weines, es sei dann im Land kein Wein zu bekommen, alsdann hat die Noth keine Geseze.

Doch ist den Inwohnern im Land jederzeit gestattet, ihr eigen Gewächs aus andern anstoßenden Gemarken seinem Wohnort beizuführen."

Zufolge dieses alten Landesgebrauches, wird a. a. D. hinzugefügt, wurden die Weinmärkte und die damit verbundenen Kadelungen folgender Maassen gehalten: An einem entweder vom Ortsvorstande bestimmten, oder von den Kaufleuten gewählten und verabredeten Tage, einige Wochen nach dem Helge, kamen die Kaufleute zu den versammelten Ortschaftsheißen, Rath und Gericht auf dem Rathhause zusammen und handelten mit einander über den Preis und über die Quantität des nach diesem Preise zu beziehenden Weines.

Wurden sie des Handels nicht einig, und man hatte Hoffnung, daß noch ein Weinmarkt erfolgen könnte, so wurde noch eine Zeit lang mit dem Verkauf gewartet. Traf dieses aber nicht ein, so wurde einem Jeden erlaubt, seine Weine, wie er wollte, zu veräußern. In neuern Zeiten jedoch fing man alsdann an, eine Tare zu machen, unter welcher Niemand vor dem ersten Abstiche, das heißt, beiläufig vor dem Monat März seine Weine verkaufen durfte.

Wurden aber die Kaufherren mit dem Ortsvorstande über den Preis und die Quantität des zu beziehenden Weines einig, so hieß es: der Markt ist geschlossen; und die ganze Verhandlung wurde in das Ortsrathsprotokoll eingetragen und der Gemeinde öffentlich bekannt gemacht.

Die Kaufleute gingen sodann mit einigen Deputirten des Rathes von einem Keller zum andern, prüften die Weine und zeichneten diejenigen, welche ihnen gefielen, und zwar an der Zahl wenigstens so viel, als ausbedungen worden waren. Eine größere Anzahl zu zeichnen, war den Kaufleuten unbenommen, und konnte sich der Eigenthümer darüber nicht beschweren. War dieses Geschäft zu Ende

gebracht, so traten die Kaufleute zusammen, um die bezeichneten Weine unter sich zu vertheilen und sodann zu beziehen. Dieses Vertheilen nannten sie *kabeln* ²⁾, ein altdeutsches, in Niedersachsen, am Niederrhein und in den Niederlanden bei Versteigerungen und sonst gebräuchliches Wort, welches so viel bedeutet, als wechselsweise auswählen oder durch das Loos bestimmen, welcher Theil der ganzen Partie einem Jeden zukommen solle. Wenn z. B. zwei, drei oder mehrere Kaufleute, vierzig, fünfzig oder mehrere Stücke Wein überhaupt, ohm- oder fuderweise um einen gewissen Preis gekauft hatten, so machten sie so viele Theile daraus als ihrer waren und loften darum, oder nach ihrer Sprache, sie „gabelten“ oder „kabelten“ darum, welchen Theil An Jeder bekommen solle. Ueber diese Wein-kabelung führten die Kaufleute ein besonderes Protokoll, um dadurch gesichert zu sein, welche Weine in den verschiedenen Kellern einem Jeden zugehörten.

Diese kurze historische Notiz über die früheren im Rheingau üblich gewesenen Weinmärkte möge hinreichen, um andere sachkundigere Männer dadurch aufzufordern, über diesen Gegenstand in diesen Blättern ihre wohl bedachten Urtheile zu vernehmen. ³⁾ Ref., der sich damit begnügt, denselben zu-

2) Das Wort ist wohl schwerlich von dem Hebräischen Chebel, d. h. Seil, womit man die Theile abzutheilen pflegte, herzuleiten. Adelung findet es in dem wendischen Worte *Kabl*, d. h. Loos 2c.

3) Ich bemerke hierbei, daß jene früheren Weinmärkte bei einigen Weinproducenten damals Widerwillen erregten, besonders weil sie ihre Weine weder zum eigenen Gebrauche, noch zum längern Aufbewahren und besserem Verkaufe verwenden konnten; ferner, weil die Käufer gewöhnlich nicht allein die bessern Weine auszogen, sondern auch selbst die Preise machten, und von ihnen der vorzüglichere Wein nicht besser bezahlt wurde als der geringere, und alle Weine

erst in Anregung gebracht zu haben, meint, daß in unserer Zeit, wo durch den immer mehr an Umfang gewinnenden preussisch-deutschen Zollverband freier Verkehr und Handel erleichtert wird, Weinmärkte am Rhein, zweckmäßig und etwa in manchen Hinsichten unsern übrigen Märkten und Messen ähnlich eingerichtet, wohl zulässig sein und allmählig für die concurrirenden Länder und Staaten von Gewinn werden könnten. Drei Plätze scheinen sich besonders für dergleichen Märkte zu eignen, theils wegen ihrer Lage, theils wegen ihres ausgebreiteten Verkehrs und wegen der vielen vorhandenen Keller, zum Lagern des Weines, ich meine Köln, Coblenz und Mainz. Mainz würde besonders die Rheingau- und Frankenweine zu Markte führen; Coblenz würde den Sammelplatz für die Mosel- und Naheweine bilden, und Köln endlich die Ahrensweine und die besseren Bleicharte zum Verkauf stellen. Auf diese Weise müßten zugleich die Weinkäufer ein für alle Mal ihre Weine zu finden u. u.

D. Dr. W e d a.

VI.

Rheinsage. 1)

Am Rhein, am grünen Rheine
Da ist so mild die Nacht,
Die Rebenhügel liegen
In gold'ner Mondespracht.

einer Gemarkte mit dem nämlichen Preise angesetzt wurden, wodurch der Weinbau herunter kam, indem man nun seine Mühe und Kosten nicht auf die Qualität, sondern auf die Quantität des Weines berechnete. — Diese Uebelsände wären näher zu prüfen.

- 1) Die nach Stoff und Bearbeitung gar schöne Sage, entnommen dem deutschen Musenalmanach f. d. Jahr 1837, herausgegeben von A. von Chamisso, wissen

Und an den Hügeln wandelt
Ein hoher Schatten her
Mit Schwert und Purpurmantel
Die Krone von Golde schwer.

Das ist der Karl, der Kaiser,
Der mit gewalt'ger Hand
Vor vielen hundert Jahren
Geherrscht im deutschen Land.

Er ist heraufgestiegen
Zu Aachen aus der Gruft,
Und segnet seine Reben,
Und athmet Traubenduft.

Bei Rüdesheim da funktelt
Der Mond in's Wasser hinein,
Und baut eine goldene Brücke
Wohl über den grünen Rhein.

Der Kaiser geht hinüber,
Und schreitet langsam fort,
Und segnet längs dem Strome
Die Reben an jedem Ort.

Dann kehrt er heim nach Aachen,
und schläft in seiner Gruft,
Bis ihn im neuen Jahre
Erweckt der Trauben Duft.

Wir aber füllen die Römer,
Und trinken im gold'nen Saft
Uns deutsches Heldenfeuer,
Und deutsche Heldenkraft.

Emanuel Geibel.

wir an keiner Stelle der rh. Prov.-Bl. besser aufzunehmen, als hier, den beiden vorherigen Aufsätzen folgend, da sie die Weihe für das Gedeihen des rheinischen Weines und damit auch den Segen für seine Producenten schon aus alter Zeit als herkömmlich andeutet. — So möge denn Karls des Großen Geist immerfort unsere Rebhügel segnen! D. G.

VII.

Miscellen aus der Provinz.

Hat (der in der Geschichte des kölnischen Erzbischofs und Kurfürsten, Hermann, Grafen zu Wied, oft erwähnte, ausgezeichnete, wegen seiner Gelehrsamkeit und Frömmigkeit eben so achtungswürdige, als wegen seiner Friedfertigkeit und Toleranz merkwürdige Theolog) — Philipp Melancthon, einem angeblich zu Köln am Johannistage 1535 gehaltenen Convente der Freimaurer beigewohnt?

Die Beantwortung obiger Anfrage würde gewiß für viele Leser der Rhein. Prov.-Blätter von großem Interesse sein und deshalb wünschte Ref. recht sehr, daß dieser Gegenstand in diesen Blättern, für die er sich besonders eignet, zur Sprache gebracht würde. Dr. Bretschneider in Gotha hat, in dem kürzlich erschienenen II. Bande seines Corpus Reformator., ad ann. 1535, in der Chronik des Lebens Melancthons, S. XI. demselben Gegenstande einen besondern Excurs gewidmet und das Für und Wider in dieser Sache nochmals in der Allgem. Kirchenzeitung Jahrg. 1836, Nr. 41, S. 329—335 in Erinnerung gebracht, allein nicht bis zur Entscheidung geführt. Möchte doch deshalb einer unsrer rheinischen Geschichtsforscher diese Materie einer weitem, nach Urkunden und zuverlässigen Werken abgefaßten, erschöpfenden Untersuchung widmen und diese in diesen Blättern gefälligst mittheilen!

D.

Dr. B.

Der Dom-Bau zu Köln.

(Hierzu drei Bilder.)

Die Collecte für den Dom-Bau zu Köln ist besonders in diesem Jahre allerwärts in der Rheinprovinz mit großem Eifer betrieben worden, und man darf hoffen, daß der Ertrag recht bedeutend ausgefallen seyn wird. Die Königl. Regierung zu Düsseldorf hat insbesondere eine kleine belehrende Schrift, „Ueber den Dom zu Köln“, welche ihr als „ein Beitrag zum Fortbau“ mit den drei darin enthaltenen lithographirten Bildern des Doms mitgetheilt worden war, an die Herren Pfarrer und alle Personen, welche sich durch Mitwirkung auszeichneten, in 2000 Abdrücken vertheilen lassen, auch sind auf ihre Ver-

anlassung außerdem noch jene drei Bilder auf alle Kirchthüren am Tage, wo die Kirchen-Collecte angekündigt war, angeheftet worden. Von wohlwollend freundlicher Hand sind auch der Redaktion der rhein. Prov.-Bl. Abdrücke dieser drei Bilder in solcher Anzahl zugegangen, daß sie jedem Januar-Feste dieses Jahres beigegeben werden können.

Die erwähnte kleine Schrift möchten die rhein. Prov.-Bl. ebenfalls gerne zum Gedeihen der Sache ganz in sich aufnehmen, um die angemessene Belehrung über Entstehen, Fortbau, Verfall, Erhaltung, Herstellung, Vollendung des großen Bauwerks in der ganzen Provinz und auswärts weithin zu verbreiten. Sie müssen aber aus Raumes Mangel darauf verzichten und können dieses zum Theil auch, indem sie auf das allgemein bekannte und jetzt in einer neuen Auflage vorbereitete vortreffliche Werkchen des Herrn DeRoël: „Der Dom zu Köln“ und auf sich selber verweisen, nämlich auf den Aufsatz: „Ueber die Wiederherstellung des Domes zu Köln“, womit eine völlig kundige Feder den 1ten Band, S. 244 f. unserer vorigjährigen Blätter geschmückt hat. ¹⁾ Nachdem in jener Düsseldorf'scher Schrift dieser Aufsatz nochmals mitgetheilt ist, spricht sie sich daran anschließend aber ferner über die Sache in einer solchen Weise aus, daß wir wünschen müssen, die Kenntniß davon allgemein verbreitet zu sehen, und so lassen wir denn aus der gedachten Düsseldorf'scher Schrift ihre folgenden Schluß-Selten ohne Verkürzung hier wiederlautern: „Wir sehen: es wird nicht bloß der völligen Herstellung, es wird auch des Ausbaues des Kirchenschiffs und der Thürme gedacht. — Ob dieser Ausbau, diese Vollendung des erhabenen Denkmals in seinem ganzen Umfange unsre Kräfte nicht übersteige, welchen Zeitraum, und welchen Kostenaufwand das Unternehmen fordern würde: sind Fragen, die nur ein einsichtsvoller, erprobter Techniker mit einiger Zuverlässigkeit beantworten kann.,,

„Vernehmen wir nun, wie der Königl. Bauinspector Herr J. C. von Lassaulx ²⁾, dessen Kunstsinns, tiefe Einsicht

1) Der Aufsatz steht auch in der Preuss. Staats-Zeitung vom 23. Februar d. J.

2) „Vater des Baumeisters Herrn Otto de Lassaulx, der sich um den Kirchenbau der kath. Gemeinde zu Elberfeld, besonders durch die so wohl gelungenen Gewölbe sehr verdient gemacht hat.“

und Baufunde an vielen neu erbauten Kirchen in dem Regierungsbezirk Coblenz sich bewährt haben, sich hierüber ausspricht.

„Der heil. Maternus soll als erster Bischof und Schüler des Apostels Petrus eine Domkirche schon im Jahre 93 erbaut und der heil. Cäcilia geweiht haben; eine spätere wurde vom Erzbischof Hildebold gegründet, welchem Carl der Große, dem er bei seinem Tode 814 beigeftanden, in seinem Testament Schätze hiezu vermacht (derselbe Hildebold vermachte auch 819 dem Dom seine Bücher) und wurde 873 in Gegenwart vieler fremden Bischöfe geweiht. Sie stand in der Gegend der heutigen Burgmauer, jedoch schon bei den Einfällen der Normannen gegen 882, so wie 1080 durch Brand vielfach beschädigt, brannte sie endlich 1248 vollends ab. Noch in demselben Jahre legte der Erzbischof Conrad von Hochstetten den Grundstein zu dem gegenwärtigen³⁾, wovon jedoch erst unter seinem vierten Nachfolger 1320 der Chor vollendet und feierlich eingeweiht wurde, indem die Unruhen jener Zeit viele Störungen im Bau veranlaßt zu haben scheinen. Erzbischof Wilhelmus († 1362) errichtete einen Hochaltar, so wie sein eignes Grabmal. Von dem ältern Dom besteht keine Zeichnung; man weiß nur, daß er zwei Chöre über Grypten, zwei hölzerne Thürme und das Schiff auf jeder Seite 10 Fenster hatte.“

„Ueber die so oft besprochene Frage, ob⁴⁾ jenen überherrlichen Bau, das Riesenwerk ohne Gleichen⁵⁾, voll-

3) „Das Prachtwerk über den Dom, welches wir Culpiz Boisserée's großmüthiger Aufopferung bedeutender Summen verdanken, ist weltbekannt. Um es gemeinnütziger zu machen, wäre eine verkleinerte Ausgabe wünschenswerth. Das Dombüchlein von DeRoel, dem Bewahrer der Ballrafschen Sammlung, einem Manne von seltenem Kunstsinne und der ausgebreitetsten Geschichtsfenntniß, verdient Jedem empfohlen zu werden.“

4) „Dr. Whewell in seinem trefflichen, noch viel zu wenig bekannten Büchlein: *Architectural Notes on German Churches*, Cambridge 1830 sagt von ihm S. 67 so schön wie wahr: *Cologne's cathedral is the unrivalled glory of buildings of this class; the most splendid and perhaps the earliest exhibition of the beauties of this style.* Boisserée nennt ihn noch schöner und leider noch wahrer „ein doppeltes Denkmal des erhabensten Geistes, und beharrlichsten Willens und kunstreichsten Vermögens, und hinwieder, der allerhörenden Zwietracht, ein Sinnbild der gesammten Geschichte des deutschen Vaterlandes.“

enden soll, sey es dem Verfasser-erlaubt, seine Ansicht mit wenigen Worten hier auszusprechen.“

„Wie diese Vollendung technisch nicht unmöglich, ja wie sie nicht einmal schwierig sey, bedarf für den praktischen Architekten keines Beweises. Ihm ist es zur Genüge bekannt, welche ungeheueren Fortschritte Mechanik, Technik und Kunst in neuerer Zeit gemacht. Der Nichtpraktiker dagegen mag an den dortigen neuesten Restaurationen, die wir und die Welt unserem frommen Könige nicht genugsam verdanken können, sich eben so leicht hiervon überzeugen. Es handelt sich also einzig um die erforderlichen Geldmittel, welche nach zuverlässigen Ermittlungen etwa fünf Millionen Thaler für die Vollendung des ganzen, d. h. nebst den beiden Thürmen, betragen. Diese im Laufe weniger Jahre oder eines Regentenalters aufzubringen, erlauben die unglücklichen Verhältnisse unserer Zeit allerdings nicht, ja eine solche Ausgabe würde bei dem Andrang so vieler anderer dringenderer Bedürfnisse eine sträfliche Verschwendung genannt zu werden verdienen. Was hindert uns dagegen, auf der Bahn fortzuwandeln, die unsere Vorfahren betraten? Auch sie waren, als sie den Bau begannen, dessen Plan gleich einer andern Minerva aus dem Kopf eines ältern Schinkel, gleich in herrlichster Rüstung herausgesprungen, gewiß nicht so unwissend, oder unklug, um zu wähnen, daß sie hoffen dürften, sich dessen Vollendung zu erfreuen. Es verdient daher vielleicht diese Piestitz der Begründer und das Riesenhafte der Conception des Baues gleiche Bewunderung; haben nun ihre Nachkommen in einer wild bewegten, und wenn auch kräftigen, doch rohen Zeit während beinahe 400 Jahren sich dennoch fortwährend bemüht, das erste Bauwerk aller Zeiten und Völker nach Kräften zu fördern, so ziemt es sich gewiß unserer Zeit, dasselbe zu thun. Ob das Ziel früher oder später erreicht, das vor 500 Jahren Begonnene in 50 oder 100 Jahren vollendet werde, bleibt für die Sache selbst ziemlich gleichgültig. 5) Den letzten Termin ange-

- 5) „Große Bauwerke sind ihrer Natur nach nur in längerer Zeit zu vollenden. Die ersten Unternehmer müssen daher immer auf die Beharrlichkeit und Ausdauer ihrer Nachfolger rechnen. Hat das Werk seine Bestimmung erhalten, und ist also noch im Reich des Lebenden, so scheint es selbst stillschweigend Uebereinkunft der Generationen zu fordern, das Angefangene zu fördern, das Unvoll-

nommen, handelt es sich also von einer jährlichen Verwend-
 ung von 50,000 Thalern, eine Summe, deren Aufbrin-
 gung zur Ehre und Verherrlichung Gottes einer Provinz,
 die Er vor so vielen gesegnet, um so weniger schwer fal-
 len dürfte, als sie hierbei gewiß auf die Unterstützung ei-
 ner Regierung zählen dürfte, deren besten Willen und
 regsten Eifer für alles Gute niemand verkennt, und deren
 Herrscherstamm vor allen gleichzeitigen sich durch einen
 wahrhaft frommen Sinn auszeichnet. Auch Beiträge von
 Privaten würden gewiß nicht ausbleiben, sobald der Wille,
 den Bau fortzusetzen, einmal ausgesprochen wäre. Ist es
 doch das einzig erfreuliche Zeichen unserer Zeit, daß bei
 alle dem Getriebe der verschiedenen Parteien in dem be-
 ssern Kern des Volks überall ein reiner, religiöser Sinn
 sich immer kräftiger entfaltet. Lesen wir nicht beinahe
 täglich von mehr oder minder frommen Stiftungen, ja
 haben wir nicht ganz in der Nähe es noch vor Kurzem
 erlebt, wie ein schlichter ehemaliger Klosterbruder fast seine
 ganze Habe, über 33,000 Gulden, die er mühselig einem
 nächst achtzigjährigen Leben abgearbeitet hatte, zur Grün-
 dung einer Kirche in seinem heimatlichen Dorfe, zur Stif-
 tung einer Vikarie bei einer andern, und zur Unterstützung
 der Armuth mit freudigem Herzen hingegeben, und seinem
 Kleinen Rüsterdienst noch mit demselben Eifer vorsteht,
 womit er ihn vor vier und dreißig Jahren angetreten hat."

„Wenn wir annehmen, wie hier ein bewährter Kunst-
 verständiger und Sachkundiger es ausspricht, daß mit ei-
 nem Kostenaufwande von fünf Million Thalern das Dom-
 gebäude nach dem Plane zu vollenden ist; dürfen wir
 dann wohl zweifeln: ob wir das Monument in seiner be-
 absichtigten Größe und Form werden aufführen können! —
 Die Einwohner der beiden Provinzen Rheinland und West-
 phalen, mehr als 3½ Million an der Zahl, sind zunächst
 berufen an dem Werke zu thun, was die Vorfahren, als
 sie uns das Pfand unvollendet hinterließen, erwarten konn-
 ten, was die National-Ehre fordert. — Sollten sie unter
 den günstigeren Verhältnissen, welche durch die Fortschritte

endete zu vollenden, damit Großes und Herrliches nicht als Bruch-
 stück dastehc.“
 Roller.

in der Mechanik und der Gewerbkunde überhaupt herbeigeführt sind, nicht vollbringen können, was die Vorältern unter schwierigen Verhältnissen, unter vielfältigen Stürmen der Zeit schon so weit gefördert haben!"

„In der menschlichen Natur ist es begründet, daß wir nicht gern spurlos von hinnen scheiden wollen, und dieses Gefühl, welches den Einzelnen beseelt, geht auf ein ganzes Volk; wenn es nicht allen Gemeingeist verleugnet, über. Mögen andere Völker ihren Stolz darein setzen, durch prächtige Palläste, Schauspielhäuser und Kaufhallen ihre Rahmen auf die Nachwelt zu bringen; unsre Vorältern suchten Ruhm darin, ihren Nachkommen Gott geweihte Tempel zu hinterlassen, die noch nach vielen Jahrhunderten von ihrer Kunstfertigkeit, Frömmigkeit und Beharrlichkeit Zeugniß geben konnten.“

„Welche bewunderungswürdige Monumente dieser Art besaß nicht Deutschland in der Vorzeit auf seiner westlichen Gränze, der Münster zu Straßburg, die Dome zu Metz und Speyer, welche berebte Zeugen einst für deutsche Baukunst, Frömmigkeit und Ausdauer! Frankreich hat uns die beiden ersteren genommen, und den Schmuck des letztern zerstört. — An dieser Gränze ist uns nur noch der Dom zu Köln übrig, wenn schon unvollendet, doch großartiger als alle andere in Deutschland; darum lassen wir ihn um so mehr in Ehren halten. — Für die Wiederherstellung und Ausbesserung des Beschädigten ist durch des Königs Majestät Weisheit und Liberalität zwar gesorgt, und die Betheiligten haben bisher nur einen geringen Theil der Kosten getragen; wenn wir aber die Vollendung ernstlich wünschen, werden wir auch größere Opfer bringen müssen. Wir werden diese nicht scheuen, wenn wir das Ziel fest im Auge halten, wenn uns das Beispiel unsrer Vorältern immer gegenwärtig ist. Wir werden zur Vollendung des Baues, selbst des in der vorbezogenen Druckschrift angegebenen Zeitraums nicht bedürfen, wenn wir mit Ernst und Eifer zusammen wirken, wenn jeder in seinem Kreise das, was dem Werke förderlich sein kann, bereitwillig übernimmt und alle, die es vermögen, bei der jährlichen Collecte einen angemessenen Beitrag geben. — Kleinliche Rücksichten dürfen uns aber nicht bestimmen, wenn wir so Großes vollführen wollen; wir dürfen nicht erst berechnen, welche Zinsen das auf den

Bau zu verwendende Capital einbringen könnte. — Wir würden entblößt von allen großartigen Denkmälern sein, wenn unsre Vorfahren solchen Calcul angelegt hätten. — Auch darf uns nicht abhalten, daß der Plan nicht von der jetzigen Generation ausgegangen ist, denn es erhöht unsern Rationaltruhm, daß unsre Vorfahren vor 600 Jahren einen Plan entworfen haben, der jetzt noch als ein Meisterwerk gilt, und der Ausführung würdig befunden wird. — Wir ehren hiernach zugleich unsre Vorfahren, indem wir das uns von ihnen anvertraute Pfand ihres gottgefälligen Strebens zur Vollendung bringen. — Einen kräftigen Antrieb aber, diesen Meisterbau zum Ziele zu führen, finden wir gewiß darin, daß so wichtige Erinnerungen sich an denselben knüpfen. — Welche Ereignisse, welche Umstellungen haben nicht seit dem Aufbau der Metropole die Länder und Völker getroffen; wie hat sich nicht alles in der Nähe und Ferne um sie verändert; und sie steht noch fest auf ihren Grundmauern, unverändert in ihrer Form und bald auch, wenn die Herstellungsarbeiten ausgeführt sein werden, in jugendlicher Stärke."

„Eine neue Epoche ist ihr durch die mit dem Römischen Hofe für unsern Staat getroffene Uebereinkunft eröffnet, und ein neuer Verband ist durch die Bulle de salute animarum geschaffen. — Wie könnten die unter der Metropole Köln jetzt vereinigten Diöcesanen verschiedener Sprengel ihre Vereinigung glorreicher feiern, als durch gemeinsames Streben die Metropolitankirche in jener alterthümlichen Pracht auszubauen, die der ursprüngliche Plan vorzeichnet! — Besser können sie auch ihren Dank des Königs Majestät für die Freigebigkeit, mit welcher die Erzdiöces und die mit ihr verbundenen Bisthümer ausgestattet worden sind, und für die auf die Erhaltung und Herstellung der Domkirche gewidmete väterliche Sorge nicht an den Tag legen. — Das vollendete Domgebäude würde zugleich ein Monument der Frömmigkeit unsres Königs sein, es würde nach Jahrhunderten noch Zeugniß geben, daß durch Ihn der Dom vom Verfall gerettet, daß von Ihm die Anregung zur Herstellung und Vollendung desselben ausgegangen, und daß Er nach den zerstörenden Stürmen der durch ihr Alter ehrwürdigen Kirche wieder neuen Glanz verliehen hat."

„Soll aber der Vorschlag nicht frommer Wunsch bleiben;

so muß ein Wettseifer alle Betheiligte beleben, fromme Freigebigkeit muß von thätiger Kunstliebe, und diese wieder von patriotischem Eifer unterstützt werden."

„So wie bei der ersten Gründung des Riesenbaues die fromme Mildethatigkeit die Hauptquelle war; so kann auch jetzt der Fortbau nur gesichert werden, wenn diese Quelle wieder reichlicher fließt. Durch Vermächtnisse und ansehnliche Geschenke, durch tägliche Beiträge, selbst durch Sammlungen in fernen Gegenden und fremden Reichen sind vor 600 Jahren die Mittel beschafft, durch Vereine ist das Werk gefördert worden. — Möge dann auch in dieser regen Zeit, wo so viele Vereine bestehen, und täglich sich neue bilden, auch ein Verein zur Förderung des Dombaues gestiftet werden; gewiß werden Viele mit Freude und Begeisterung sich demselben anschließen. — Was ließe sich nicht für den beabsichtigten Zweck erwarten, wenn in jedem Landdechanate, oder landrätthlichen Kreise sich unter Leitung des Landrathes oder Landdechantes ein solcher Verein bildete, der sich einem in jedem Regierungs-Bezirk zu constituirenden Central-Vereine anschlüsse. Es läßt sich wohl nicht bezweifeln, daß die höhere Genehmigung hiezu nicht würde versagt werden. — Die Wirksamkeit der Vereine würde sich darauf erstrecken: Die Gemaintheit über den Dombau, dessen Fortschreiten, das Erforderniß und die bereiten Mittel zu belehren, die irrigen Ansichten zu berichtigen, und für die Sache das allgemeine Interesse zu gewinnen und lebendig zu erhalten; Beiträge bei schicklicher Veranlassung zu sammeln, und gelegentlich den begüterten Frommgesinnten den Dombau in Erinnerung zu bringen. Würden zugleich die Mitglieder des Vereins, wie einst die Mitglieder der Bruderschaft zum h. Peter, bei dem Beginnen des Dombaues, sich zu festen jährlichen Beiträgen verbinden; so würde ein solches Beispiel unter den vermögenden Diöcesanen Beifall und Nachfolge finden. — Wir dürfen nicht zweifeln, auf diesem Wege können die Mittel für den Dombau am sichersten beschafft werden und wir dürfen ferner, wenn wir selbst so wirksam uns zeigen, hoffen, daß des Königs Majestät die aus Königlich Freigebigkeit bisher für den Dombau bewilligten Zuschüsse auch in der Folge für den Zweck gewähren werden. Mit Grund dürfen wir auch erwarten, daß die jährliche Collecte für den Dombau, deren Ertrag bisher

so wenig der Erwartung entsprach, reichlicher ausfallen werde, wenn die Vereine dabei mitwirken, besonders wenn die Pfarrer sich den Vereinen anschließen und ihre Gemeine mit dem Zwecke bekannter machen, sich dabei erinnernd, wie von frühern Erzbischöfen und namentlich von dem, um die Kölner Erzdiöcese so hoch verdienten Erzbischofe Maximilian Heinrich ihnen empfohlen ist, ihre Pfarrkinder zu belehren daß es löblich sey, der Metropolitankirche, als der Mutterkirche aller in dem Testamente zu gedenken. — Auf den Ertrag der Collecten mag es wohl einen nachtheiligen Einfluß haben, daß nach der Meinung vieler das Einkommen der geringe dotirten Pfarrer durch die Kathedralsteuer zu sehr geschmälert wird; allein bedenken wir doch, daß wir nur dann des Königs Majestät um Aufhebung der Kathedralsteuer bitten dürfen, wenn nachgewiesen werden kann, daß wir auf andrem Wege die Mittel für die Erhaltung und Herstellung beschaffen werden.“

„Wenn hier bloß der Erhaltung und Herstellung des Domes erwähnt wird; so geschieht dieses in der Voraussetzung, daß der Fortbau und die Vollendung des Werkes aus dem freien Entschlusse der Diöcesanen unter Beihülfe der Kunstfreunde und aller, denen die National-Ehre und der Ruhm des Vaterlandes am Herzen liegt, hervorgehen werde.“

„Der Zeitpunkt scheint nicht sehr ferne zu sein, wo die wesentlichsten Ausbesserungen und Herstellungen vollendet sein werden, und die Frage, ob und in welcher Weise fortgebauet werden soll, gründlich in Erwägung kommen wird.“

„Das Septemberheft der rheinischen Provinzial-Blätter gibt uns Seite 299 unter der Rubrik Miscellen aus der Provinz über die Fortschritte der Arbeiten an dem Domgebäude nachstehenden Aufschluß:

„Mit unsern Reparaturen geht es rasch vorwärts; der Dombau macht im Verhältnisse zu den Mitteln Riesensfortschritte. Die ganze Rückseite und Mündung des Chors sind schon vollendet, und heben sich jetzt, von den Gerüsten befreit, frei in ihrer majestätischen Schönheit empor; in zwei Jahren wird auch die sehr schadhafte Nordseite ganz hergestellt sein; denn Herr Zwirner, der Leiter des Baues, läßt sich sein Werk sehr angelegen sein, und Gelingen krönt dasselbe.“

In diesen wenigen Zeilen sehen wir nun auch die bes

stimmteste Widerlegung so vieler bis in ferne Gegenden verbreiteten Sagen: Die Arbeiten am Dome würden so langsam fortgeführt, daß noch kaum die Fortschritte wahrzunehmen seien."

„Vertrauen wir nur fest: Die Angelegenheit ist in den besten Händen; sie wird auf eine Weise gefördert, die nichts zu wünschen übrig läßt. Mit aller Vorliebe behandelt der jetzige Ober-Präsident, Freiherr von Bodelschwingh alles, was auf den Dombau Bezug hat; sein Lieblingsgeschäft ist es, dieser Sache zu nützen. Von unserem Hochwürdigsten Erzbischofe, der schon in seiner frühern Stellung alles in Schutz nahm, was den Glanz der Kirche vermehrt, können wir die kräftigste Theilnahme erwarten, und daß die technische Leitung des Werkes keinen bessern Händen anvertraut werden könne, darüber liegen die vollgültigen Zeugnisse in den bezogenen Schriften vor."

„Bedenken wir nun, daß des Königs Majestät fortwährend dem Dombau vorzügliche Aufmerksamkeit widmen; daß des Kronprinzen Königl. Hoheit den wärmsten Antheil an dem Fortschreiten der Herstellungsarbeiten nehmen, der Minister der geistlichen Angelegenheiten, Freiherr von Altenstein, der treue Vollstrecker des königlichen Willens, auch aus eigener Neigung dem Werke gewogen ist, und daß andere hochgestellte Männer in der Provinz sich auf das edelmüthigste und eifrigste für die Beschaffung der Baumittel verwenden; so müssen wir erkennen, daß der jetzige Zeitpunkt für den Dombau der günstigste ist."

„Lassen wir sie dann auch benützen, diese günstigen Verhältnisse, diese Periode des Friedens; lassen wir sie benützen, um den ruhmwürdigen Bau schneller noch zu fördern, indem wir mehr Mittel bereiten."

„Es sei uns der Dombau eine Gottes-, eine National-, eine Vaterlands-Sache. Der Dom selbst sei uns, was er wirklich ist, ein Einigungstempel; — er sei uns ein Fort, den wir gemeinsam bewachen; — er sei uns eine Grund-feste, um die wir uns reihen, in Gottesfurcht, Treue und Liebe. Ihn zu besigen sei unser Stolz; — ihn der Vollendung entgegen zu führen, unser Ruhm; — ein Ruhm, der uns nicht eitel macht; — ein Stolz; der sich mit christlicher Demuth verträgt. — Nicht schwerer Opfer bedarf es, unser Vorhaben zu vollführen, wenn wir nur einhellig wirken. In Freudeit werden wir das Werk

wachsen sehen; wenn wir es in Eintracht beginnen; nicht bloß den Nachkommen werden wir bauen; auch die Zeiten genossen werden sich noch der Fortschritte freuen, wenn wir beharrlich bleiben; und der Gortestempel wird fortan nicht bloß von dem frommen Sinn, der Kraft und Ausdauer unserer Voreltern; — er wird auch von uns als den Erben ihrer Tugenden zeugen.,,

Korrespondenz-Nachricht aus Kreuznach.

Kreuznach, December 1836.

In dem Grade, wie sich der Weinbau auf dem linken Rhein-Ufer, der Mosel und Nah durch zweckgemäße, vernünftige Zollgesetze hob und ausbildete, stieg die Ackerbau-Cultur in Rheinhessen und Nassau auf einen Grad der Vollkommenheit, die jeden sachkundigen Beobachter höchlich erfreuen muß. Mit Vergnügen gedenke ich meines Aufenthaltes auf dem wohl eingerichteten Landgute Adam Hasloch's in Adamsthal und seiner Ackerbau-Schule, wovon ich eine Anzeige Ihnen beizulegen hiemit so frei bin, und um deren Aufnahme und Bekanntmachung ich bitte. *) Eine Contour-Zeichnung der Biographie dieses merkwürdigen Mannes habe ich im Laufe dieses Jahres in den „Wanderer an der Mosel und dem Rheine“ niedergelegt. Am 1. Juni dieses Jahres trafen wir auf dem großen Ackerbaufeste zu Wörnsdorf — dem Mittelpunkte des rheinhessischen Gaues — zusammen; es war ein imposantes, alle Herzen ergreifendes Fest. Auf geräumiger Fläche war ein Zelt für mehr denn tausend Deconomen zur Tafel aufgeschlagen, das schönste Hornvieh, Farren, Ochsen und Kühe, Rinder, Kälber, Pferde &c. wurden vorgeführt, und warben um Preise. Auch die Diensttreue des Gesindes wurde von dem in seiner hohen Person gegenwärtigen Herrn Erbgroßherzog belohnt, und Pauken und Trompeten begleiteten jeden Preis. Mit väterlichem Wohlwollen wandelte der Durchlauchtigste unter seinen fröhlichen Kindern, und wir fanden den Spruch bewährt:

„Das Hohe und das Allgemeine
Gaben das Herrlichste im Vereine;
Der Purpur eben nicht schöner blüht
Als wenn man ihn mitten im Grünen sieht,
Und auch das grüne Blatt sich erhöht
Wenn's neben der Purpur-Rose steht.“

1) Folgt unter der folgenden Hauptrubrik.

und haben damit den Toast begonnen, welchen wir aufgefordert, zur Ehre des allgeliebten Herrn Erbgroßherzogs ausgebracht haben. In solchen Momenten fallen die Schranken zusammen, welche die deutschen Völkerschaften noch trennen; denn das Streben nach Verbesserung und Cultur ist vaterländisches Gemeingut geworden, so wie jeder sein Volk beglückender Fürst ein Vater des Vaterlandes ist. — Nach beendigter Bade-Saison hatten wir noch die große Freude, unseres hochverehrten Kronprinzen Königl. Hoheit in unsern Mauern und auf dem Soolbädern mit Enthusiasmus begrüßen zu können, auch ist bereits die Genehmigung zur Begründung des Bades von Sr. Majestät dem Könige hier eingelaufen. Daß nun alles in voller Thätigkeit ist, begreift sich leicht, und das mit dem Frühling erscheinende Werkchen über die Heilkräfte hiesiger Soolbäder wird darthun, welcher Segen Gottes uns unbewußt in den Wassern geschlummert hat. Kreuznach, das in dem Laufe des 30jährigen Revolutionskrieges so viel gelitten, und durch die Zollvereinigung neuerdings einen bedeutenden Verlust am Capital-Werth an seinen Weinbütern erleidet, kann nur durch das Aufblühen der Soolbäder seinen, mit Mühe errungenen Wohlstand behaupten.

J. H. Kaufmann.

Estraßen-Bettelei und ihre Abwendung betreffend.

Der Verfasser des in den Rheinischen Provinzial-Blättern vom November 1836, 11ten Hefts, Seite 205 bis 207, enthaltenen Vorschlags zur Abwendung der Estraßen-Bettelei, sagt unter andern: „Bettelhäuser, wie sie das Gesetzbuch voraussetzt, bestehen in der Provinz nicht, und die Estraßearbeitshäuser zu Braunweiler, Trier und Werden nehmen nur solche Individuen auf, welche wegen bestimmter Vergehen oder Verbrechen zu einer mehr oder minder langen Haft und Estraßearbeit verurtheilt wurden.“ Dies ist nicht richtig. Die Anstalt zu Werden ist ein Zuchthaus, dessen Bestimmung wohl jedem bekannt seyn möchte. Dagegen sind die Anstalten zu Braunweiler und Trier hauptsächlich solche Arbeitshäuser für Estraßenbettler, Landstreicher u. s. w., wie sie der Verfasser für jeden Regierungs-Bezirk in Vorschlag bringt. Die Rheinischen Provinzialstände haben den Aufruf des Verfassers nicht abgewartet, vielmehr bereits im ersten und zweiten Landtage dasjenige, was dieserhalb

Roth that, in Berathung gezogen, worauf in dem Landtags-Abschiede vom 15. Juli 1829 nachstehende, seitdem zur Anwendung gekommene Allerhöchste Bestimmungen erfolgt sind:

„§. 3. a) Wir genehmigen, daß diese Anstalt (Brauweiler) ausschließlich zur Aufnahme und Correction der muthwilligen, die öffentliche Sicherheit bedrohenden, und der arbeitscheuen Bettler, so wie hiernächst zur Unterbringung der von den Gerichten zur Einlieferung in das Institut verurtheilten Landstreicher bestimmt und der für 600 Häuslinge vorhandene Raum, nach den Bevölkerungs-Verhältnissen der theilnehmenden Regierungs-Bezirke Köln, Aachen, Coblenz und Düsseldorf vertheilt werde.

b) Nachdem die Ministerien des Innern und der Justiz uns das Ergebnis derjenigen Erörterungen angezeigt haben, welche über die Zweckmäßigkeit und gefegliche Ausführbarkeit des vom ersten Provinzial-Landtage gegen die ergriffenen Bettler vorgeschlagenen Verfahrens angestellt worden sind, so haben Wir vorläufig und mit Vorbehalt dessen, was bei Einführung der preussischen Gesetzgebung in den rheinischen Provinzen im Allgemeinen wird bestimmt werden, mit Berücksichtigung des von den Ständen geäußerten Wunsches, daß mit Einfachheit der Formen, zugleich eine, gegen etwaigen Mißbrauch der polizeilichen Gewalt schützende Controlle verbunden werden möchte, genehmigt:

aa) daß den Landrathen und in den größeren Städten, in welchen die Regierung die Polizei-Behörde dazu geeignet findet, dieser die Befugniß erteilt werde, jeden Bettler 8 Tage ins Ortsgefängniß aufzunehmen, und wenn er von seiner Familie oder der Gemeinde, unter dem Versprechen, ihn vom Betteln abzuhalten, reclamirt wird, dahin verabsolgen zu lassen;

bb) daß nicht reclamirte Weiber, Mädchen, Kinder unter 16 Jahren, Sechzigjährige, Kranke und Gebrechliche, wenn ihnen zuvor zu Protocoll bekannt gemacht worden, daß sie die Befugniß haben, auf gerichtliche Untersuchung anzutragen, und sie davon keinen Gebrauch gemacht, in das Arbeitshaus abzuliefern, und daselbst auf den Grund des die Thatsache des Bettels bekundenden Protocolls aufzunehmen sind;

cc) daß dagegen diejenigen, welche auf Untersuchung an-

tragen, so wie alle nicht 60 und nicht unter 16 Jahre alte, gesunde, nicht reclamirte, männliche Bettler ohne Unterschied den Gerichten zu überweisen sind.“

Wenn der Verfasser übrigens der Meinung ist, daß ein nach seinem Vorschlage errichtetes Arbeitshaus den größten Theil seiner Kosten selbst aufbringen würde, so befindet er sich auch in dieser Hinsicht in einem Irrthum. Er mag nur bedenken, daß die meisten Bettler, abgelebte kränkliche Menschen sind, welche durch eine langjährige, unregelmäßige und liederliche Lebensart ihre Gesundheit geschwächt haben und daher nicht mehr im Stande sind, etwas Ersprießliches zu leisten. Viele von ihnen sind mit alten, vernachlässigten chronischen Uebeln behaftet und erfordern, sobald sie in ein Arbeitshaus eingesperrt werden, ärztliche Behandlung.

Ein Anderes ist es aber mit freien Arbeitshäusern, in welchen der augenblicklich Brodlose, oder der zur besseren Gesinnung gekommene Bettler und Landstreicher ein schützendes Asyl findet, ohne sich als Gefangenen betrachten zu müssen.

Das Armen-Arbeitshaus zu Liverpool kann seiner einfachen Administration und des vielen Guten wegen, welches es stiftet, als ein seinem Zwecke ganz entsprechendes betrachtet werden; in dieser Anstalt wird durch den Arbeits-Verdienst der Pfleglinge ein großer Theil der Kosten gedeckt. Eine solche Rettungs-Anstalt ist es, welche der Provinz fehlt, und deren Errichtung wünschenswerth bleibt. Denn sie bietet den Brodlosen und Bebrängten die Gelegenheit dar, sich durch Arbeit vor Noth zu schützen, und benimmt ihnen allen Vorwand, ihre Mitbürger zu belästigen.

Braum im December 1836.

M.

Die merkwürdige Nacht vom 12. auf den 13. November 1836. ¹⁾

Vor Kurzem machte Benzenberg in öffentlichen Blättern wiederholt auf die von vielen zuverlässigen Beobachtern bestätigte Thatsache aufmerksam, daß sich die Zeit vom 12. bis 14. Nov., insbesondere die Nacht vom 12. auf den 13. Nov., durch die Erscheinung einer ungewöhnlichen

1) Es ist dies eine interessante Bestätigung, auch Vervollständigung der in den Zeitungen bekannt gewordenen Beobachtungen von Paris, Frankfurt a. M., Breslau u. a. D. D. F.

lich großen Menge Sternschnuppen ausgezeichnet, und er forderte zugleich die Freunde der Natur zu Beobachtungen auf. Ich wünschte mich auch von der Wahrheit dieses Umstandes zu überzeugen und ihm dadurch eine neue Bestätigung zu geben.

Das hiesige Gesellschaftslokal, das nach allen Weltgegenden Fenster hat, war zum Beobachtungsorte gewählt. Die Gegend des Zeniths konnte nicht übersehen werden; ebenso war der Horizont in einigen Richtungen bis auf eine gewisse Höhe durch Häuser und Berge verdeckt. Dieses abgerechnet, konnten die nach den verschiedenen Weltgegenden sehenden Beobachter die ganze Hälfte des Himmels überschauen. Die Beobachter waren außer mir 5 wackere Jünglinge von 16—19 Jahren aus unserer höheren Bürgerschule. So oft einer ein Meteor sah, mußte er ein Zeichen geben, so daß kein's zweimal angegeben werde; ich zeichnete dann rasch die näheren Umstände der Erscheinung auf.

Die Nacht vom 12. auf den 13. Nov. war sehr heiter; der Mond schon früh untergegangen; die Beobachtungszeit dauerte von 12 bis 5 Uhr, also 5 Stunden.

Im folgenden Katalog der Beobachtungen bedeutet z. B. Süd den Beobachter, welcher am südlichen Fenster stand; dieser übersah aber auch noch einen Theil des südöstlichen und südwestlichen Himmels u. s. w. die andern; dabei hatte aber jeder sein bestimmtes, durch Bäume oder Häuser unten begrenztes Revier.

Uhr.	Süd.	Ost.	Nord.	West.	Summe.
12—1	9	20	8	12	49
1—2	17	8	16	12	53
2—3	16	17	20	12	65
3—4	30	14	17	7	68
4—5	38	15	6	15	74
	110	74	67	58	309

Die Totalsumme der in 5 Stunden beobachteten Sternschnuppen war also 309; es erschienen daher im Durchschnitt in einer Stunde 62. Mit den wahrscheinlich übersehenen und denjenigen, die wegen der Hindernisse der Aussicht nicht beobachtet werden konnten, schlage ich die Zahl auf wenigstens 400 an; also im Durchschnitt in der

Stunde auf 80. Interessant ist, wie sich die Menge in jeder nachfolgenden Stunde vergrößerte. Das Resultat aus den vor mir liegenden speciellen Beobachtungen ist im Allgemeinen folgendes:

Bei weitem die größte Zahl dieser Sternschnuppen bewegte sich schräg (d. h. in spitzen oder stumpfen Winkeln) gegen den Horizont zu (einmal erschienen 2 zu gleicher Zeit am nördlichen Himmel, deren Bewegungsrichtungen in spitzen Winkeln konvergirten); die Bahn vieler stand senkrecht auf dem Horizont, d. h. diese bewegten sich in der Richtung eines Vertikalkreises. Manche gingen beinahe, einige ganz parallel mit dem Horizont; ein Paar bewegten sich fast senkrecht von unten nach oben; einige hatten eine zickzackformige, andere eine bogenförmige Bewegung. Sie erschienen zwar in allen Höhen über dem Horizont, aber merkwürdig ist, daß die meisten aus der Gegend des Löwen herzukommen schienen; ein Resultat, worauf schon D i m s t e d als Ergebniß der Beobachtungen über den Sternschnuppenfall in der Nacht vom 12. bis 13. Nov. 1833 vor Kurzem aufmerksam machte (s. Gehler physikal. Wörterbuch, neue Ausgabe VIII. Bd. S. 1027 ff.). Mehrmals zeigte sich in 10 Minuten und länger keine einzige Sternschnuppe; darauf aber kamen sie wieder desto häufiger.

Bei $\frac{1}{2}$ waren von ausgezeichneten, mehrere fast von der Größe kleiner Feuerkugeln. Die größten, welche beobachtet wurden, waren: eine zwischen 3 und 4 Uhr am nördlichen, eine andere zwischen 4 und 5 Uhr am östlichen Himmel. Die Dauer der Erscheinung betrug bei den meisten 1 bis 2 Sekunden; etwas länger bei den letzten von den beiden eben bemerkten, besonders lange dauerte der leuchtende, blasse Schweif, welchen die größte Zahl hinter sich zurückließ. Das Licht fast aller von ausgezeichneten Größe war weiß oder weißgelb (dem Lichte des weißglühenden Eisens gleich) einige spielten stark ins Röthliche, die kleinsten ins Bläulichweiße.

Die Nacht vom 13. auf den 14. Nov. war nicht hell genug, daß man mit einiger Sicherheit die Zahl der Sternschnuppen hätte bestimmen können; jedoch zeigten sie sich auch wieder; so fiel mir besonders um 8 Uhr Abends eine am nördlichen Himmel sich ganz senkrecht vom Horizont nach dem Zenith zu bewegende, aber rasch verschwindende auf.

Summersbach, am 14. November 1836.

Dr. S c h n a b e l.

Bodenkultur im Regierungs-Bezirk Düsseldorf.

Der jetzt bekannte Ertrag der Sommerfrüchte ist ziemlich befriedigend und hat im Allgemeinen die davon gehegten Erwartungen übertroffen. Besonders ergiebig ist die Kartoffelernte ausgefallen, und einzelne Fälle, die freilich immer nur im Kleinen vorgekommen sind, weisen eine ordentliche Vermehrung dieser Frucht nach. Im Kreise Reuß schätzt man den Ertrag auf 135 Scheffeln pr. Morgen vom besten Ackerlande, und zu Rheydt im Kreise Gladbach sind auf einem Stückchen Ackerland von 35 Quadratruthen 34 Scheffel Kartoffeln geerntet worden.

Zu den sehr erfreulichen Resultaten der sich verbreitenden Landeskultur sind auch vor Allem die in Folge von Theilung oder Verkauf bis dahin ertragloser Gemeinheitsgründe entstandenen Rugungen zu rechnen. Fast in allen Kreisen auf dem linken Rheinufer gibt es einzelne Gemeinden, welche ausgedehnte Sumpf- und Bruchländereien, oder nackte oder öde Heiden besitzen und davon bisher fast keinen oder nur wenig Ertrag zogen. Seitdem einige derselben angefangen haben, solche öde Flächen zu veräußern, sind diese in Benutzung mit mehr oder minder günstigem Erfolge gezogen worden, und der darauf verwendete Fleiß hat im Allgemeinen sich belohnt gefunden.

Besondere Erwähnung verdient in dieser Beziehung die Gemeinde Bierquartieren im Kreise Geldern. Dieselbe veräußerte seit dem Jahre 1828 über 2000 Morgen solcher Gründe, welche fast gänzlich nackt und öde und dabei großen Theils dem Wasser ausgesetzt waren. Nachdem die Ankäufer sich zuerst bemüht haben, diese durch Ziehung von Gräben und Ableitung des Wassers trocken zu legen, sind sie nach und nach in Arbeit genommen und schon gänzlich neugeschaffen worden, so daß man außer Wiesenanlagen und Holzpflanzungen bereits über 1200 Morgen nutzbares Ackerland zählt, von welchem in diesem Jahre an 10,500 Scheffeln Körnerfrüchte und an 20,000 Scheffeln Kartoffeln gewonnen sind.

Auf dieser bis zum Verlaufe fast ganz nutzlosen Grundfläche sind seitdem 28 Wohngebäude für eben so viele Ackerleute aufgeführt worden, und diese befinden sich nach allerdings vielen Mühseligkeiten gegenwärtig im Besitze eines angemessenen Viehstandes und sind im Stande, sich und ihre Familien zu ernähren.

Die junge Saat steht überall außerordentlich gut und die Fruchtpreise dürften daher niedrig bleiben, wenn gleich sie seit Kurzem in Folge vermehrter Nachfrage etwas in die Höhe gegangen sind. (Ztg.-Bericht der K. Regierung zu Düsseldorf f. d. M. Oktober 1836.)

Ueber das Ausbleiben der Seg-Kartoffeln in manchen Gegenden des Westerwaldes.

Es hat sich in diesem Jahre in der Umgegend von **Dierdorf** und **Hachenburg** und sonst auf einigen Stellen des Westerwaldes zugetragen, daß diesem oder jenem Bauer die Seg-Kartoffeln nicht aufgingen. Das Merkwürdigste bei dieser Erscheinung war, daß Kartoffeln aus demselben Keller und von derselben Art und Güte, auf einem Stücke aufgingen und auf dem andern wieder ausblieben. So begegnete es Jemanden in dem Dorfe **Pudersbach**, daß alle diejenigen Kartoffeln, die er am Vormittage gesetzt hatte, aufgingen, diejenigen aber, welche er Nachmittags setzte, und zwar auf demselben Felde, nicht aufgingen.

Die Meinungen und Ansichten der Bauern über diese Ursache des Ausbleibens der Kartoffeln sind sehr verschieden.

In der Umgegend von **Hachenburg** hat das Ausbleiben der Kartoffeln schon vor einigen Jahren Statt gefunden. In einer Gemeinde, wo dieses Uebel eintrat, traf es im ersten Jahre nur einen, oder einige Bauern, das darauf folgende Jahr wohl noch einmal so viele, und so wuchs die Zahl derer, welchen die Kartoffeln ausblieben, mit jedem Jahre. Die meisten Bauern dort sind deshalb der Ansicht: das Uebel sei ansteckend.

Anderer meinen, das Ausbleiben der Kartoffeln hänge von den Seglingen ab, die in den Kellern, die bis an die Decke aufgehäuft werden, dadurch einen Fehler erhalten hätten, daß im Herbst das Luftloch der Keller zu früh mit Mist gegen die Kälte zugestopft worden sei, weshalb die Ausbünstung der Kartoffeln nicht gehörig habe erfolgen können und der Fortpflanzungskeim in den Kartoffeln selbst habe ersterben müssen.

Aber diese Meinung widerspricht einer andern Erfahrung. Denn diejenigen Seg-Kartoffeln, die man in Stücke gerschnitt, gingen gewöhnlich nicht auf, wohl aber diejenigen Seg-Kartoffeln, die man nicht in Stücke gerschnitt hatte.

Uebrigens kann man diesen Kartoffeln im Innern nicht

ansehen, daß sie krank wären; auch ist ihr Geschmack wie bei jeder andern gesunden Kartoffel.

Es wäre gewiß interessant und belehrend, wenn erfahrene Oekonomen ihre Ansichten über diese Erscheinung in diesen Blättern mittheilen wollten.

D., im Decbr. 1836.

Dr. B.

VIII.

Miszellen aus andern Provinzen und dem Auslande.

Die Ackerbauschule auf dem Hof Adamsthal bei Wiesbaden.

Um wiederholten Nachfragen nach der hiesigen Ackerbauschule und dem Stifter derselben zu genügen, wähle ich den Weg öffentlicher Mittheilung in diesem vielgelesenen Blatte.

Im Jahr 1803 erkaufte ich in der Nähe von Wiesbaden, am Fuße des Taunusgebirges, circa 100 Morgen Frischland und einschürige Haidewiesen, und machte dieselben urbar. Im Jahr 1804 wurden die nothdürftigsten Gebäude aufgeführt, und ich gab dem Gut den Namen Adamsthal. Eine romantische Umgebung, fruchtbare Felder und Wiesen, die Nähe von Mainz und Wiesbaden, die Fernsicht auf den Rhein &c. machen die Anlage zu einem freundlichen, stillen Landfig. Im Jahr 1809 wurde mir der ehrenvolle Auftrag, die damals im höchsten Flor befindliche Fellenberg'sche landwirthschaftliche Lehranstalt in der Schweiz, auf Rechnung des Staates, zu besuchen. Nachdem wurde mir im Jahr 1812 von der herzogl. nassauischen Regierung die Domäne Gassenbach bei Idstein mit dem Auftrag übergeben: dieselbe zu einer Musterwirthschaft für das Herzogthum Nassau anzulegen; welcher Aufgabe ich mich bis Anfangs 1823 unterzog, von welcher Zeit ich wieder mein Gut bewohne.

Diese kurze Darstellung meiner Wirksamkeit als Landwirth durchläuft einen Zeitraum von mehr wie 30 Jahren, welche reich an mannichfaltigen Erfahrungen, besonders in Betreff des Landbaues waren.

Diese Erfahrungen jungen Leuten, welche sich dem Landbau widmen wollen, mitzutheilen, ist mir Bedürfniß und Lebensberuf geworden. Dieß ist der Gesichtspunkt, von welchem aus meine Schule ausgeht. Es wird in derselben vorgetragen und praktisch erlernt:

I. 4. Jahrg.

6

alle bei dem Land-, Garten-, Wiesen- und Obstbau vorkommenden Einrichtungen, in ununterbrochener Beschäftigung und zu Grundlegung der voranschreitenden Wissenschaft.

Zu dem Ende werden 60 Morgen in verbesserter Dreifelderwirtschaft und eben so viel durch eine Fruchtwechselwirtschaft in 8 Schlägen benutzt.

Die Erlernung der mit dem Landbau in Verbindung stehenden technischen Gewerbe wird durch eine wohl eingerichtete Brauntweimbrennerei und Essigsiederei unterstützt. In letzterer ist die Schnellessigsiederei mit der Mutteressigsiederei verbunden, wodurch ein vorzügliches Fabrikat geliefert wird.

Auf diese Art habe ich seit langen Jahren meine Schüler nach dem feststehenden Grundsatz: „wenn du willst von dem Pfluge reich werden, so fasse ihn selbst an“ in das gewerbfleißige Leben einzuführen, und denselben zu gleicher Zeit durch Lehre und Beispiel, Ordnungsliebe, Fleiß, einfache Lebensweise, Berufstreue, weise Sparsamkeit, kurz alle die Eigenschaften, die einem tüchtigen Landwirth unentbehrlich sind, beizubringen gesucht.

Mein Unterrichtsgang stützt sich auf die aus der Erfahrung geschöpfte Regel:

daß dem künftigen Landwirth keine ländliche Verrichtung fremd seyn darf, und daß man den Landbau weder durch bloßes Zusehen, noch Nachschreiben, wohl aber durch Wissen und Thun, gründlich, das heißt: den Bedürfnissen der Zeit entsprechend, erlernen kann.

Keltern und Vormünder von erwachsenen Söhnen, welche die näheren Bedingungen, unter welchen noch 2 oder 3 Zöglinge hier aufgenommen werden können, zu wissen wünschen, belieben sich in portofreien Zuschriften an mich zu wenden. Hof Adamsthal bei Wiesbaden im Novemb. 1836.

Adam Hasloch.

IX.

Verzeichniß der Mitarbeiter zur neuen Folge der rheinischen Provinzial-Blätter.

Aldefeld in Aachen, van Alpen in Stolberg, Althans in Saynerhütte, Anschütz in Cobl., Arndt in

Bonn, Brndts in Düsseldorf, Augusti in Bonn, v. Bawier in Bielefeld, Bärsch in Trier, Becker in Köln, Beck in Oberdreis, Bengenberg in Düsseldorf, Bergmann in Bonn, de Berghe in Stolberg, G. Bischof in Bonn, G. Bischoff in Bonn, A. Bleibtren in Exel, E. Bleibtren in Kl. Pöschchen, v. Bodelschwingh-Belmeide in Coblenz, Böding in Saarbr., Böhm in Andern., Borlatti in Lechenich, J. Braun in Padamar, Brauß in Burscheid, Bräuning in Ulfersb., Burgmer in Deuß, Burlart in Bonn, Busch in Kreuzn., v. Cöls in Aachen, v. Coll in Büchenburen, v. Daniels in Köln, Desberger in Bonn, Diefterweg in Bonn, Dohmen in Honnef, Dronke in Cobl., Dünker in Köln, Eiler in Bonn, Esens in Trier, Gallenstein in Cobl., Gassender in Düsseldorf, Giedler in Wesel, Glender in Cobl., Frommann in Saarl., Gulda in Bonn, v. Gerolt in Mexico, Gode in Lüttich, Goldfuß in Bonn, Großmann in Trier, Grube in Düsseldorf, Hahn in Cobl., Hansen in Eisd., Harbt in Imgenbr., Harleß in Bonn, Hauspolder in Köln, Heister in Köln, Heister in Zülpich, Hesse in Wittburg, Hendrichs in Brühl, Heuberg in Coblenz, Hisingen in Trier, Hohenschuß auf Haus Milenforst, Jacobi in Siegburg, Jäger in Coblenz, Kaufmann in Bonn, Kaufmann in Kreuzn., Kehr in Kreuznach, v. Knoppaus in Neuwied, Kraus in Langerwehe, Kreuser in Köln, v. Lassaulx in Cobl., Lenne in Honnef, Lersch in Bonn, Martins in Bonn, Maurenbrecher in Bonn, Meder in Cobl., Wenn in Düsseldorf, v. Mering in Köln, Mohr in Cobl., Nees v. Esenbeck in Bonn, Neumann in Aachen, Nisch in Bonn, Nöggerath in St. Joh. Saarbrücken, Nertel in Sobernheim, v. Deynhäusen in Bonn, Oligschläger in Neukirchen, Pauls in Cobl., v. Rehfuß in Bonn, v. Riese in Bonn, Ristelhüder in Brauw., Rittinghausen in Köln, Ritz in Aachen, v. Rohr in Ottweiler, Sadt in Bonn, Sandt in Köln, Schäffer in Gann, Schirlich in Beglar, Schmidt I in Berl., Schmidt in Kirchseifen, Schmidt in Paderb., Schmitt in Dillingen, Schnaase in Düsseldorf, Schnabel in Summersbach, Scholz in Bonn, Schulze in Düren, Scotti in

- . Düsseldorf, Seger in Stolberg, Seibler in Cobl., Sello in Saarbrücken, Simons auf Bogelsang, Simrod in Bonn, Stierlin in Münster, v. Stramberg in Coblenz, Treutmann in Bonn, Treimborn in Bonn, v. Almenstein in Düsseldorf, Umpfenbach in Düsseldorf, Vogel in Heinsb., Wohl in Köln, Wählert in Cobl., Wegeler in Cobl., Weyden in Köln, Wirtgen in Cobl., v. Wittgenstein in Köln, Wolff in Malmedy, Wucher in Bonn, und mehrere Ungenannte. R.
-

X.

Verkehr der Redaktion.

Mehre eingegangene Beiträge aus letzter Zeit, die uns willkommen waren, haben in diesem Hefte nicht abgedruckt werden können, weil der Raum es nicht gestatten wollte. Sie kommen nächstens an die Reihe. Dieß zur gefälligen Nachricht, um unnöthige Korrespondenz zu vermeiden.

Em Weihn

In allen B
Buchhandlung

E.
Die letzten

Neu bearbeitet und mit ein

Dr.

Prachtan

Auf fein geglättetem Vel

eine pompejische Badeha
eine musikalische Abendu

Gr. Median-8vo, sehr

Das große Interesse, i
erregte, hat zunächst die
schenken passende Aus
auch in dieser Form
diese Unternehmung war
dem derselbe nicht nur d
und Eleganz der Sprach
historisch-topograph
schätzbare Erweiterung ver
mener sein wird, als sie
Aufschlüsse giebt, und die
peji's zur Verständigung d

Es darf also die
durch eine schöne
zeichnet, der Gun
ist für das, was geg

Kar
Verg
architek

Gri
und der
Erste deutsche l
Jacobi, Professor
Berlin. Mit 89 H
(1830 — 1836.) —

Dieses Werk k
bauwissenschaftlichen
in England und Fr
durch seinen innern
und ist für jeden An
Kunstfreund und Ar
der Kunstgeschichte

Der M
Frei über
Prachtan
Auf fein geglättetem

Potsdam, ind.

Die l

es Buch, welches sich durch innern Gehalt, wie
eigenthümliche Ausstattung vorthellhaft aus-
sticht, das Publicum bestens empfehlen werden. Der Preis
ist sehr billig gestellt.

l N o r m a n d ,

Architekt zu Paris etc. etc.,

leichende Darstellung
der
tonischen Ordnungen
der
 Griechen und Römer

n e u e r e n B a u m e i s t e r .

berichtigte und fortgesetzte Ausgabe von Dr.
r zu Dorpat, und von *Mauch*, Professor zu
Kupfertafeln in Folio und sehr schön gebunden.
13½ Rthlr.

ann mit Recht zu den schönsten Erzeugnissen in der
m Literatur gezählt, und ähnlichen Unternehmungen
ankreich an die Seite gestellt werden. Dadurch und
Werth, hat dieses Werk einen bedeutenden Absatz,
rchitekten ein schätzbares Hilfsbuch, so wie für den
rchäologen ein reichhaltiges Handbuch beim Studium

i b e l u n g e n L i e b .

erfßt vom Hauptmann von Nebensack.

n s g a b e i n g r . L e g i t i m : 8 v o .

Belinapapier, sehr schön eingebunden. 1½ Rthlr.

November 1836.

Buchhandlung von **Ferd. Riegel**.

Aufgegeben von J. P. Bachem in Edln.

Ankündigungen.

I.

Die

preussische Landwehr-Compagnie,

ein Taschenbuch

für Landwehrofficiere, einjährige Freiwillige und
Unterofficiere

zum Gebrauch im Felde

und bei Aufammenziehungen auf längere Zeit,
nach den Grundsätzen der Linien-Compagnie

vom

Hauptmann Carl Ludwig Hellrung.

Zweiter Theil: „Garnisondienst“ und „Felddienst“, 1. 2. Heft,
mit dem Bildnisse Sr. K. H. des Kronprinzen v. Preußen.

Dritter Theil: „Felddienst“, 3. 4. 5. Heft.

Preis jedes Heftes 7½ N (6 Sgr.)

Wenn ein bedeutender Absatz einer Schrift die beste Anerkennung und Empfehlung derselben ist, so kann man dies mit Zuversicht auch von dem ersten Theile der Landwehr-Compagnie sagen, da er in vielen Tausend Exemplaren zuletzt in der dritten Auflage, nicht bloß in der Preussischen Armée, sondern auch in den Norddeutschen Bundescorps, welche das Preuss. Reglement angenommen haben, verbreitet ist. Der Beifall, dessen sich die Schrift erfreuet, geht von Sr. Majestät dem Könige, mehreren andern Monarchen und regierenden Fürsten aus, und setzt sich fort durch alle Truppentheile, so wie durch die Regiments- und Divisions-Schulen und das Königl. Kadettencorps, die sie mitunter in Massen nahmen, ein Beweis für die Gelegenheit und das gefühlte Bedürfnis derselben.

Die unterzeichnete Buchhandlung glaubt daher auch der jetzt erschienenen Fortsetzung keine anderweite Anpreisung schuldig zu sein, sondern sich lediglich auf das Vorwort zum zweiten Theil beziehen zu können, worin der Herr Verfasser sich über die Bearbeitung desselben ausgesprochen hat. Sie ist überzeugt, daß darin jene Gründlichkeit, welche den ersten Theil auszeichnet, wiedergefunden wird.

II. Der

A. Der Preussische Infanterist Ein

Lese- und Instruktionsbuch
für Soldaten der Linie und Landwehr
über alle Zweige des Dienstes

vom
Hauptmann Carl Ludwig Hellrung.

Auszug aus dessen größerer Schrift „die Landwehr-Compagnie“
in drei Theilen.

Preis 5 *fl.*

mit Bildniß des Kronprinzen von Preußen, R. G., 7½ *fl.*
(Das Bildniß allein in 16mo 2½ *fl.*, groß auf chin. Papier 5 *fl.*)

Es sind so viele Schriften über den Dienst des Infanteristen erschienen, daß es gewagt erscheint, jetzt noch mit einem gleichen hervortreten. Das militärische Publicum, insbesondere die Herren Compagniechefs, als competente Beurtheiler im Ausbildungsge-
schäft der Soldaten, mögen sich indeß überzeugen, daß das hierdurch angekündigte Schriftchen auf diejenige Anerkennung Anspruch machen kann, welche der größern Schrift des Herrn Verfassers, woraus sie entnommen, zu Theil geworden ist.

Die unterzeichnete Buchhandlung will daher nur auf das Inhaltsverzeichnis und auf die dem Zwecke nach gewiß vollständig und mit Umsicht ausgearbeiteten einzelnen Abschnitte aufmerksam machen und erlaubt sich anzudeuten, daß bereits von einem Infanterie-Regimente 941 Exemplare und von einem Landwehr-Bataillon 635 Exemplare in Bestellung gegeben sind.

Der Preis beider Schriften ist, besonders rücksichtlich der sehr anständigen Ausstattung, möglichst niedrig gestellt, und alle res. Herren Compagniechefs, Compagnieführer, Rechnungsführer in Bezirksfeldwebel werden eingeladen, Sich mit Ihrem Bedarf t. die Ihnen nächstgelegene Buchhandlung zu wenden, welche die g. fälligen Aufträge sofort zu erfüllen, und Sammlern von der Landwehr-Compagnie 1 Frei-Exemplar auf 10, so wie vom Infanteristen 1 auf 10, 8 auf 50 und 20 auf 100 Exemplare zu gewähren. von uns in Stand gesetzt ist.

Magdeburg, im July 1836.

Creus'sche Buchhandlung.

Neun Stahl

8ten, 9ten, 10ten und 11ten
von

K. v. Kotteck's

so wie zum Auszug
nach Original-Gemälden und
gestochen
von berühmten K.

Kotteck's Weltgeschichte, diese
philosophischem Geiste bearbeitete, bereits in m
verbreitete Werk ist nur in den ersten Ausg.
begleitet gewesen;

Ueberzeugt, daß die zahlreichen Besitz
werks, dergleichen artistische Beilagen, die
Momente versinnlichend, gewiß als
betrachten werden, hat der Unterzeichnete sich

Neun Stahls

anfertigen zu lassen, welche dem Werke zur v

Alle 4 Monate erscheint eine Lieferung v
mehr als 9 gGr. 11½ Sgr. 40 Kr. Rhein. od

9 Stahlsche werden demnach n

Beck
nach

Beckers
mer artisti
versinnlichen
und willkom
Schon o
gerügt und
früher nicht
Die neue (71
geschichte giel
Unterzeichnet
Werthe des

Sam

ankündigt, d
rung nur den

Nach der
Ankündigung
einen Band
bestimmt, u
wählt werden.
2 Blättern u

Buchhandlung von J. P. Bachem in Köln.

Abhandlungen Deutschlands, der Schweiz, Englands und
wärts nehmend Subscriptions- und Vertheilungen an,
Carl Heymann.
en 1. August 1836.

de in Deutschlands (Herausg.) Vorwort erinnert.
guten ist, wobei er in Bezug auf artistische Ausstattung n
ernennungen beiseite zu haben, daß seinen Verbesserungen
haben sollen, und sich schmeicheln darf durch seine
e Blätter in Bezug auf Zeichnung, Stich und Druck
e) werden im Verlaufe der Zeit zu erwarten.

Vierzehn Stahlstiche

zu

ders Weltgeschichte

Original-Gemälden und Original-Bezeichnungen,

gegeben

von berühmten Künstlern.

Weltgeschichte, dieses deutsche Nationalwerk, entbehrt noch in
sicher Beilagen, welche die wichtigsten historischen Momente
d, für die Besitzer und Käufer desselben eine eben so angenehme
mene, als nützliche und nothwendige Zugabe bilden dürften.

ft ist dieser Mangel von Literatur- und Kunstfreunden bedauernd
der Wunsch nach dessen Abhülfe dem Unterzeichneten in seinem
: unbedeutenden Geschäftskreise vielfach ausgesprochen worden.
e) in 28 Halbbänden erscheinende Ausgabe der genannten Welt-
bt die beste Veranlassung diesen Wunsch zu erfüllen, und des-
e ergreift solche mit Vergnügen, indem er hierdurch eine dem
Werkes angemessene

mlung von vierzehn Stahlstichen

e demselben zur wahren Zierde gereichen soll, da die Ausfüh-
: Händen geachteter Künstler anvertraut wird.

: die 7te Ausgabe der Beckerschen Weltgeschichte betreffenden
soll jeden Monat ein Heft erscheinen, und zwei derselben
bilden. Für jeden solchen Band ist ein Stahlstich
nd das Sujet zu demselben wird immer aus dem Bande ge-
zu dem er gehört. Die Stahlstiche erscheinen in Heften zu
nd mit der jedesmaligen 4ten Lieferung des Werkes erscheint
der Stahlstiche, die erste Lieferung nur erscheint etwas spä-
ten des Werkes aber, die zweite der Stahlstiche, mit der 12ten
w. Es ist die Einrichtung getroffen, daß diese Stahl-
nur zu der neu erscheinenden Ausgabe, sondern
zu den Bänden sämmtlicher früheren Ausgaben der
Weltgeschichte passen, weshalb auch alle Besitzer dieser,
ig der Stahlstiche höflichst aufgefordert werden.

s einer solchen Lieferung von 2 Blättern auf schönem we-
i 6 gGr. — 7½ Sgr. — 24 Kr. Conv. M. Ein Preis
nie Aehnliches geliefert worden.

saabe für diese Kunstblätter beträgt demnach aufs ganze

2 18 gGr. — 22½ Sgr. — 1 Fl. 8 Kr. C. M.!!

rechnet dabei allerdings auf die allgemeinste Theil-
sch. denselben im Voraus versichert halten zu dürfen.

Ankündigung.

Die neue Folge dieser Zeitschrift hat jetzt drei Jahre lang unausgesetzt ihre echt patriotische Tendenz: „sowohl das heutige als das vergangene innere und äußere Leben der Provinz möglichst vollständig zur Anschauung zu bringen, und diejenigen auswärts gewonnenen Kenntnisse und Erfahrungen, welche dem Lande ersprießlich seyn können, in diesem zur Anwendung und Benützung zu fördern“, verfolgt, und in der von Jahr zu Jahr sich vermehrten Abonnenten-Zahl erfreute sie sich der besten Anerkennung ihres Strebens. Was die populäre Monatschrift, welche die Interessen aller Stände berührt, bereits geleistet hat, und was sie überhaupt und insbesondere für die Provinz ist, hat unter andern die Königl. Preuß. Staatszeitung vom 1. Dezember 1836 in einer ausführlichen und motivirten Kritik auseinandergesetzt. — So wird sie denn auch in dem neuen Jahre ihren gedeihlichen Fortgang behalten, und der verdienstvolle Herr Herausgeber, unterstützt von zahlreichen Mitarbeitern, unter denen viele Namen der ausgezeichnetesten Männer der Provinz glänzen, wird gewiß alles aufbieten, um den Rhein. Prov.-Bl. die wünschenswertheste Lebendigkeit und Frische durch Neuheit und interessante Vielseitigkeit des Inhalts zu erhalten. — Wie früher erscheint monatlich ein Heft von 6 bis 8 Bogen; drei Hefte bilden einen Band, zu welchem Titel und Inhaltsverzeichnis gegeben werden. Der besonders geringe Abonnements-Preis bleibt drei Thaler für das ganze Jahr, wofür die Rheinischen Provinzial-Blätter im ganzen Preussischen Staate durch alle Königl. Postanstalten und alle soliden Buchhandlungen bezogen werden können. Klagen, welche bisher verschiedentlich über das späte Erscheinen der Hefte vorgekommen sind, werden vom neuen Jahre ab durch die getroffene Einrichtung gänzlich beseitigt seyn, daß die Hefte jedesmal in den ersten Tagen desjenigen Monats ausgegeben werden, dessen Name sie tragen. Wenn daher die Abonnements pränumerando auf den Post- oder Postwärterämtern der Empfangsorte frühzeitig genug Statt finden, so

Können die Besteller sich versichert halten, die Hefte eben so prompt wie die Zeitungen und ohne Bestellgeld oder andere Nebenkosten zu empfangen.

Der „Anzeiger“, welcher den Heften gratis beigegeben werden soll, steht amtlichen und Privat-Bekanntmachungen aller Art, gegen eine Gebühr von 1 Sgr. 3 Pf. für die Zeile, offen.

Beiträge zu dieser Zeitschrift, selbst Notizen von dem geringsten Umfange, an die Adresse des Herrn Herausgebers nach Bonn, direkte oder durch Vermittelung des Unterzeichneten, eingesandt, werden jederzeit eine dankbare Aufnahme finden, wenn sie der Tendenz der Provinzial-Blätter entsprechen. Auf ausdrückliches Verlangen wird auch Honorar bezahlt. Was sich nicht zum Abdrucke eignet, soll — wenn es begehrt wird — bald zurückgesandt werden. — Schriftsteller, Buchhändler, Buchdrucker, Kupferstich- und Steindruck-Verleger u. s. w., welche ihre Erzeugnisse bald in der Zeitschrift angezeigt oder beurtheilt sehen möchten, werden eingeladen, dieselben dem Herrn Herausgeber auf dem Wege des Buchhandels durch den Verleger oder mit der Post portofrei zugehen zu lassen.

J. P. Bachem,

Hof-Buchhändler und Buchdrucker.

Gemeinnützige und unterhaltende
Rheinische
Provinzial-Blätter.

Herausgegeben
 unter Mitwirkung vieler Gelehrten, Beamten,
 Künstler, Techniker, Fabrikanten, Berg- und
 Hüttenmänner, Forstmänner, Landwirthe,
 Kaufleute u. s. w.

von

Dr. Jacob Nöggerath,

Königl. Oberberggrath und öffentl. ord. Professor der
 Mineralogie und Bergwerkwissenschaften bei der Rhein-
 ischen Friedrich-Wilhelms-Universität, Mitdirektor des
 naturhistorischen Museums derselben, Direktor des na-
 turwissenschaftl. Seminars, Mitglied mehrerer Ak-
 demien und gelehrten Gesellschaften des
 In- und Auslandes.

Neue Folge. — Vierter Jahrgang.

Erster Band. — Zweites Heft.

Februar.

Köln am Rhein:

J. P. Bachem, Hof-Buchhändler und Buchdrucker.

1837.



Inhalt.

S.

I.	Geschichtliches und Antiquarisches. Ueber den Namen der Ueber. Vom Hrn. Hennes. — Anfrage an Jülich und Umgegend. — Zwei Bemerkungen. — Die Monogramme der Steinmehnen.....	125
II.	Die Restauration der kölnischen Kirchen. (Vorgetragen im Vereine bildender Künstler zu Köln.) Vom Herrn Ernst Weyden, Sekretär des Vereins.	139
III.	Ueber frühere Steuerfreiheit, Gewinns- und Gewerbesteuer in den vormaligen Herzogthümern Jülich und Berg. Vom Hrn. Friedensrichter Heister zu Jülpich.....	160
IV.	Ein Wort zur Würdigung der von Hrn. Dr. Dünger ausgesprochenen Ansichten über den Unterricht in den alten Sprachen. (Siehe November-Heft der rhein. Prov. Blätter 1836).....	167
V.	Welche Stelle nimmt das Tanzen unserer Zeit unter den nothwendigen Selbstübungen der weiblichen Körperbildung ein.....	177
VI.	Literatur, Landkarten, Lithographien.	
	1) Plate, B., Lorentino von Medici. Trauerspiel	183
	2) Püg, B., Grundriß der Geographie und Geschichte des Mittelalters.....	194

I.

Geschichtliches und Antiquarisches.

Ueber den Namen der Ubier.

Bekannt ist es, daß die Ubier, die Stammväter der Kölner, früher auf dem rechten Rheinufer wohnten, und nördlich nicht weiter als etwa bis in die Gegend des Siebengebirgs sich erstreckten. Hier waren ihre Sitze, als Cäsar, die Sigambren zu schrecken, zu ihnen über den Rhein kam, und Rom durch die Nachricht in Erstaunen setzte, daß er jene Deutschen, die einst Italien zittern gemacht, an ihrem eignen Herde auffuche. Ein Knabe, Agrippa, hörte von diesen Siegen, von diesen Tugenden Cäsars, und seine ganze Seele ward davon erfüllt. Der Knabe reifte, unter jenem warmen Himmel, früh zum Manne. Anderthalb Dezzennien später — kaum so alt wie Bonaparte, als er zu mährchenhaften Siegen auszog — stand er an der Spitze Römischer Heere, durchzog siegreich das empörte Gallien, stand auf demselben Boden, an demselben Ufer, wie Cäsar, schlug von neuem eine Brücke nach dem Lande der Ubier, und zog, der zweite Römer, über den deutschen Strom.

Erst von dieser Zeit an (39 vor Chr.) datirt sich die Ansiedlung der Ubier auf dem linken Ufer. Nochten immerhin einzelne Schwärme derselben schon früher hier hausen, erst seit Agrippa kam das ganze Volk herüber. Der junge Feldherr hatte sie gewonnen, besaß ihr Vertrauen, wie einst Cäsar. Freiwillig — so berichtet Strabo — folgten sie ihm nach dem linken Ufer des Flusses. Hier ließen sie

1. 4. Jahrg.

sich nieder. Bildsam, wie zu allen Zeiten die Römer, nahmen sie, was ihnen an den Römern gefiel, von ihnen an, lernten von ihnen Städte bauen. Nicht lange, und wir hören nicht bloß von ihrer Metropole, sondern von Bonn; von Neuß, von Zülch, bald hernach auch von Düren, von Jülich.

Sonst wissen wir wenig von ihnen. Die Angaben sind so dürftig, daß auch die eifrigsten Forscher wenig zu ermitteln vermochten. Selbst ihren Namen hat man bis jetzt nicht zu deuten gewußt. Man dachte wohl an Ufer, weil sie am Fluß wohnten; an über, weil sie erst an dem einen, dann an dem andern Ufer ihre Sitze hatten. Man rieth hin und her. Es lag nicht fern, auch an üben zu denken; doch wußte man nicht, was man daraus machen sollte. Zu wünschen war, die Sache einmal gründlich, konsequent erörtert zu sehen.

Eine solche Erörterung finde ich nun in einem so eben erschienenen Werke, das überhaupt den Freunden der Geschichte unsres Landes willkommen sein wird; worin mit größerer Gelehrsamkeit als irgend vorher, worin zum ersten Mal mit echter Kritik die Nachrichten über unsre älteste Geschichte geprüft und benutzt sind. Es führt den Titel:

„Die Marken des Vaterlandes. Von Hermann Müller. Erster Theil. Des Westens nördliche Hälfte. Bonn, bei Weber, 1837.“

Des Verfassers Name ist, unsres Wissens, in der litterarischen Welt noch nicht genannt worden. Er steht hier zum ersten Mal in den Schranken. Aber er tritt sogleich vollgerüstet, den besten Kämpfern ebenbürtig, vor uns auf. Gegen einen gefeierten Gegner sehen wir ihn angehen, und — man darf dies wohl sagen — jeder seiner Streiche trifft.

Es ist gleichsam nur eine Episode dieser Schrift, die uns hier darauf gebracht hat, nämlich die Un-

tersuchung über den Namen der Ubier. Bleiben wir dabei stehen.

Einer Schugrede bedürfen Untersuchungen dieser Art wohl nicht, wenn es sich darum handelt, jene alten Zeiten zu erforschen, worin, wie schon Montesquieu gesagt hat, die Keime der Institutionen des Mittelalters liegen, und deren Leben und Wesen die so spärlich erhaltenen Nachrichten uns kaum aufzuschließen vermögen. An Namen knüpfen sich Erinnerungen; oft ist es nur die Deutung eines Namens, die es uns möglich macht, in Zustände, die uns bis dahin ganz unkenntlich waren, einen klaren Blick zu thun. Die Wichtigkeit solcher, anscheinend so geringfügigen Untersuchungen kann nur der verkennen, wer nie mit ganzer Seele geschichtlichen Nachforschungen sich hingegeben, wer nie die Seligkeit empfunden hat, wenn wir durch die wohlgelungene Erklärung eines Worts, durch die glückliche Deutung eines Namens da, wo wir im Dunkeln tappten, plötzlich Licht verbreitet sehen, und wir nun im Stande sind, die einzelnen, dürftigen Nachrichten zu verstehen, sie zu einem Ganzen zusammen zu fassen, dadurch zur Anschauung zu gelangen und Gestalten zu erblicken, wo bisher nur öde Räume vor uns lagen.¹⁾

Den Namen der Ubier leitet Müller von üben ab. Zweierlei weist er nun nach. Erstens, daß diese

- 1) Allerdings muß, wie Uhland in den Sagenforschungen bemerkt, die Wort-Deutung „in der Einbildungskraft ihren Anhalt finden; erst im Vereine mit der „poetischen Anschauung wird die etymologische Forschung ihre rechte Wirksamkeit üben; beide werden „sich wechselseitig prüfen, bestätigen und ergänzen“ (Mythus von Thor. S. 8). — In diesem Sinn ist es auch zu verstehen, wenn Schelling sagt, daß der Philologe nicht minder als der Dichter geboren werde.

Ableitung des Wortes nicht bloß zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts (Math. Quad von Kinkelbach, Deutscher Nation Herrlichkeit S. 292, Köln 1609), sondern schon im dreizehnten Jahrhundert angenommen wurde. Zweitens zeigt er uns, wie man in jener alten Zeit den Namen verstanden hat und wie er überhaupt verstanden werden muß.

Der Zeuge aus dem dreizehnten Jahrhundert ist Meister Gottfried Hagen in seiner Reimchronik der Stadt Köln. Die Uhier heißen bei ihm Dvinge. Aus u ward o, wie kölnisch Oser statt Ufer; aus b ward v, wie über statt über gesprochen wird. Auf die Endung des Wortes kommen wir später.

An zwei Stellen der Reimchronik kommt das Wort vor. Die eine, B. 140, lautet:

Maternus nannte dich Coelne obinge
aller bogentlicher Dinge.

Offenbar ist hier oben das heutige üben, in der jetzt gewöhnlichen Bedeutung des Wortes. Die Chronik bedarf hier keiner Erläuterung.

An der zweiten Stelle, deren Erklärung schwieriger ist, hat das Wort eine andre, eine spezielle Bedeutung. B. 94 heißt es:

Sus worden boden alzehant
an den goeden sente Peter gesant
zo Rome ind braichden sy mere,
dat sente Maternus bleven were,
doch hebde in Got so vor geeirt,
dat hie Agrippe hebde befeirt
ind hebt sy Coelne reicht genant
da uns ovinge is by bekant;
want die hie befeirde zo Coelne enbynnen
saich men Got loven ind mynnen.

d. h. Es wurde Botschaft nach Rom gesandt, daß Maternus gestorben, den Gott bei seinem Leben dadurch hochbegnadigt, daß er Agrippina befehrt hätte. Diese Stadt wurde mit Recht Köln Dvinge ge-

nannt, weil man die Einwohner immer in gottesfürchtigen und andächtigen Uebungen sah.

(Das Wort minnen steht hier in seiner ursprünglichen Bedeutung, worin es nicht lieben, sondern gedenken heißt.)

Durch Müller's Interpretation, worüber das Werk selbst nachzusehen ist, konnte uns erst diese Stelle verständlich werden. Das Resultat derselben ist, daß in frühern Zeiten das Wort üben neben seiner allgemeinen noch die spezielle Bedeutung „die Götter verehren“, hatte, in der Art wie von uns jetzt das aus dem Lateinischen aufgenommene Cultus in einem speziellen Sinne gebraucht wird. Diese Bedeutung, die Müller in der vorliegenden Stelle zeigt, wird von ihm außerdem noch aus Graff's Sprachschatz und aus Johann Tauler's Predigten nachgewiesen.

Als Grundbedeutung des Wortes üben möchte wohl der Begriff des Thuns, des Verrichtens überhaupt anzunehmen seyn. Dann wurde es von der wichtigsten aller Verrichtungen, vom Gottesdienst, vorzugsweise gebraucht, und bedeutete dann geradezu: die Götter verehren, Gott dienen.

Auf dieselbe Weise bildete sich der Uebergang der Bedeutung der lateinischen Wörter operari und facere und des griechischen ποιεῖν. Zunächst heißen sie im Allgemeinen thun, verrichten; dann werden sie speziell von gottesdienstlichen Verrichtungen gebraucht.

Noch einer andern Analogie will ich gedenken. Dem französischen Wort oeuvre entsprechend und mit ihm aus Einer Wurzel entsprungen ist das zu oven (üben) gehörige, später verloren gegangene Substantiv oiff. Letzteres kennen wir zwar nur in der ursprünglichen, allgemeinen Bedeutung, worin es z. B. in der Kölner Chronik vorkommt (B. 5380. die dreiff desen oiff d. i. er betrieb dieses Werk),

und in der speziellen Bedeutung religiöser Verrichtung ist es wenigstens noch nicht nachgewiesen worden. Dagegen kommt das entsprechende französische Wort in der allgemeinen Bedeutung nicht so sehr häufig vor (meist in besondern Redensarten), desto mehr aber in Beziehung auf Liebeswerke (d. h. von der Religion gebotene Werke) und auf Kirchen-Angelegenheiten (Kirchen-Fabrik).

Länger wollen wir nicht dabei verweilen, oven (üben) in der Bedeutung „Gott dienen, Gott verehren“ zu rechtfertigen. Wir wenden uns zur Erklärung der Endsybhe des Worts Dvinge. (Vgl. Müller S. 81 und S. 175.)

Die Endung —ing kommt in unsrer frühern Sprache sehr häufig, namentlich bei Völker- und Geschlechtsnamen vor. Nehmen wir z. B. die Asdingen. So heißen die adligen Geschlechter der Vandalen, die Geschlechter, woraus sie ihre Könige nahmen. (Vgl. Niebuhr, bonner Ausgabe der Byzantiner I. S. 614. • Grimm, Gr. I. S. 126: S. 1070). Das Wort findet sich bei Dexippus, Dio, Jornandes u. A. Schon Dexippus (Byzantiner I. S. 38) giebt eine Erklärung desselben; er sagt, es bedeute das am meisten kriegerische Geschlecht. Wenn man den Adel des Volkes als den am meisten kriegerischen Theil desselben ansehen darf, so fällt jene Erklärung des griechischen Historikers zusammen mit derjenigen, die wir der deutschen Etymologie zufolge annehmen zu müssen glauben. Nämlich das jehige Art bedeutete im Mittelhochdeutschen Geschlecht; es wurde bald mit t, bald mit d geschrieben (letzteres z. B. im Parzival B. 1413, Ausg. v. Lachmann S. 33). Diesem ard entsprach im Gothischen oder Vandalischen azd oder asd — gerade so wie das spätere Urche (Urk, Barke) dem althochdeutschen asf entsprach, das zunächst Esche, dann das aus Eschenholz Verfertigte, also Lanze, Schiff, Kasten bedeutete.

Adel heißt also Geschlecht. Ueberall werden nun die Geschlechter (*gentes*, *γένεα*) im speziellen Sinn die edlen Geschlechter. *) (So bedeutet auch das althochdeutsche *adal* nichts anders als Geschlecht, *genus*, während das jetzige Wort *Adel* nur im engern Sinne gebraucht wird. Vgl. Grimm II. 448.) Was nun die Endung — *ing* betrifft, so hat sie ganz denselben Sinn wie die griechische Endsylbe — *ίδης*, d. h. sie gibt dem Wort patronymische Bedeutung. Dies ist vom Angelsächsischen erwiesen, vom Altdeutschen ist es höchst wahrscheinlich. (Grimm II. 350. 349.) Demnach bedeutet der Name der Adelingen nichts anders als: die Söhne der adeligen Geschlechter. *)

Eben so werden denn die Dvinge oder Ubinge die Söhne der Ubier sein. Und, nach dem bekannten Sprachgebrauch aller Völker, sagte man die Söhne der Ubier st. die Ubier. So *eufans de Paris*, Bonner Kinder st. Pariser, Bonner. Es klingt traulicher und freudiger. So spricht Homer

- 2) Ich finde, daß Wafsmann (*Rheinisches Museum für Jurisprudenz*. 1828. Heft 3. S. 367) den Weg, den Grimm a. a. D. gezeigt, schon vor mir eingeschlagen hat.
- 3) Die patronymische Bedeutung der Endsylbe — *ing* hat Wafsmann a. a. D. ganz übersehen. — Ich bemerke hier noch, daß auch im Schottischen die Wörter auf — *ing* Patronymika sind. So ist *Douglasing* Sohn oder Nachkomme des *Douglas*. Und was vom Angelsächsischen und Nieder-Schottischen unbestritten feststeht, dies wird sich auch unbedenklich aufs Altdeutsche anwenden lassen. Die deutschen Karolingen, Merowingen u. s. w. werden sich leicht als Patronymika erweisen lassen, so gut wie die dänischen Skjoldingen u. s. w. (In Simrock's *Helde sage* heißt Wieland's Schwert *Wimung* [*Wimung*], weil es von *Wime* stammt, d. h. durch seine Kunst geschmiedet ward).

immer von den Söhnen der Achäer. — In den ältesten Zeiten hatten, wie es scheint, die Deutschen diese Volksnamen mit patronymischen Endsyblen nicht, (bei Cäsar und Tacitus kommen sie nicht vor), und erst später wurden aus den Ubiern die Ubinger, so wie z. B. die spätern Amelingen (Amelungen) bei den frühern Schriftstellern nur als Amaler vorkommen (Grimm II. 365.)

Wer nun etwa die patronymische Bedeutung der Endsybl —ing noch bezweifeln wollte, der mag in der Endung des Wortes Ubinger nur die Einschlebung des Nasen-Gaumlautes finden, die grade in der kölnischen Mundart selbst jetzt noch sehr häufig vorkommt z. B. Schlesinger st. Schlesien.

Auf jeden Fall werden die Ubinger oder Ubiar, der Bedeutung des Wortes zufolge, die Verehrer der Götter, die Gottesfürchtigen, die Frommen sein. Und so hätte sich denn gefunden, daß dies Volk, dessen Metropole in der christlichen Zeit nicht anders als die heilige, d. h. die fromme Stadt Köln genannt wurde, auch schon in der vorchristlichen Zeit als das fromme und gottesfürchtige bezeichnet wurde; — daß die Kölner, wie im Mittelalter, so schon im Alterthum das durch Gottesdienst ausgezeichnete Volk waren.

Was uns die Sprache gezeigt, dies wäre nun noch historisch näher festzustellen.

J. H. Hennes.

Anfrage an Jülich und Umgegend.

In den Gundlingianis (25tes Stück, Seite 391) wird einer alten Inschrift gedacht, die im Jülicher Lande bei dem Dorfe Patteren im siebzehnten Jahrhundert ausgegraben, und von vielen gleichzeitigen Gelehrten, auch unserm Selenius, erörtert worden. Sie lautete:

**APOLLINI
RATIONATORIS HONORE
USURUS SECUNDUM
CORNELIUS VERUS TACITUS
EREXIT MONUMENTI LOCO.**

Wüßte vielleicht Jemand zu sagen, wo die Inschrift hingekommen? Oder würde nicht eine freundliche Feder uns über Patteren, seine Lage und sonstige Merkwürdigkeiten der Gegend in diesen Blättern unterrichten?

Zwei Bemerkungen.

Aus denselben Gundlingianis fügen wir noch zwei Bemerkungen hinzu:

1) Für die Nibelungen sind grade die Bücher am merkwürdigsten, die aus den Zeiten stammen, als man von dem Gedichte der Nibelungen noch nichts wußte. Solcher Schriften giebt es nun, wie wir in andern Blättern zeigten, nicht wenige, und alle (s. Foresti histor. Weltcharten, der Könige in Frankreich Regierung u. s. w. Nürnberg 1671) stimmen darin überein, einen Nibelung oder Nebeluncus als Grafen von Matric (Neh, Mediomatrices?) zu nennen. Zugleich heißt er Sohn des Cherebrand oder Childebrand, Bruders von Karl Martell, spielt also in den vorkarolingischen Sagenkreis, so wie auch von Childebrand und Nibelung Robert II., genannt der Starke, abstammen soll, der Aeltervater von Hugo Capet. Ohne uns in den Sagenwirrwarr und in Deutungen einzulassen, fügen wir noch aus den Gundlingianis (St. 34. S. 343 ff.) die ganze Abhandlung über den Markgrafen Dietrich von Brandenburg hinzu, nach welcher Childebrand's Sohn Nibelung Stammvater der Nibelungen, d. h. der spätern Bilungen- und Billinger-Herzoge sein soll.

2) Wo in einer Rheinstadt ein Stein mit latei-

nischen Buchstaben gefunden wird, da träumen die Gelehrten gleich von Römisch, und bringen Sachen heraus, die oft zum Verwundern sind, und meistens ganz falsch. Beispiele ließen sich in Menge anführen: z. B. die berühmte ara Ubiorum, obgleich es noch eine Mar in Köln selbst giebt (den Marfluß im altkölnischen Gebiete nicht einmal gerechnet), die den höchsten Punkt an der Friedrichs-Wilhelmsstraße bildet, selbst 1784 nicht überschwemmt ward und früher gleich St. Martin (noch die Insel genannt) eine Insel bildete, die mitten auf dem Rheine, vor der Marspforte gelegen, nothwendig eine römische Wache und Besatzung erforderte, um die Festung von der Rheinseite zu decken. Außer den Festungen lagen nämlich damals am Ufer keine Wohnungen, so wie auch noch jetzt die meisten Dörfer nicht am Ufer, sondern gesicherter gegen Ueberfall ziemlich tief in's Land hinein am Vorgebirge liegen, kenntlich an ihren römischen Namen und an der römischen Straße, wie noch heutiges Tages der Bauer den Feldweg nennt, der von Bonn nicht am Ufer, sondern am Vorgebirge entlang nach Neuß führt. Ähnlicher Fehlgriffe ließen sich eine Menge nachweisen, die aus Ortsunkunde entstanden für geschichtliche Thatsachen gelten, da sie doch nur gelehrte Grillen sind. Z. B. dem alten Römer war der Eingang in Deutschland schrecklich, aber seine fürchterlichen Beschreibungen passen noch heute; denn er konnte nur durch die Ardennen, die Eifel oder den Hundsrücken an den Rhein gelangen. Am Rheine nämlich waren noch keine Straßen; denn der Weg von Bonn nach Koblenz ist gesprengt, wie das Denkmal bei Remagen zeigt, und daß man von Koblenz nach Bingen und Mainz früher nur über den Hundsrücken kommen konnte und der jezige Uferweg noch kaum ein Menschenalter besteht, lebt noch in Vieler Andenken, welche die alte Straße gekannt und benutzt haben. Die Wege von Trier

nach Mainz und Köln, den Hauptstädten der Germania prima und secunda zeichnen sich also von selbst, und gehen auch heutigen Tages noch lange durch kein Paradies. Jedoch zurück zu unserm Zwecke.

Bekanntlich wurden vor einigen Jahren bei dem Abbruche des Klosterehens, genannt zur Zelle, in der Schmierstraße, grade vor der alten nördlichen Römermauer und bei dem ebenfalls abgebrochenen Römerthurme zwei Steine mit Inschriften und Bildwerk gefunden, die jetzt in dem Wallraf'schen Museum aufgestellt sind. Zwar blieben die Inschriften unerklärt; allein wie gewöhnlich dachte man nur an Rom und römische Gottheiten, obgleich es klar ist, daß die Römer in Deutschland sich auch nach den Deutschen richteten und richten mußten, ja fremdländische Gottheiten freiwillig ehrten. Von einem dieser Steine läßt sich nun mit Gewißheit nachweisen, daß er nicht römischen, sondern achtdeutschen Gottheiten gilt, die natürlich auch das heidnische Köln ehrte. Die Inschrift nämlich lautet: Matronis Axsingenehis etc. In dem Worte Axsingenehis sind zwei deutsche Worte: 1) Axs und die Abstammungs-Anhängung inge, wie Billinge, Skillinge, Fremdlinge, Römlinge u. s. w., worüber vielleicht ein andermal. Zweitens deutet die Endung offenbar auf eine Göttinn, die im altdeutschen Heidenthum sehr geehrt war. Sie hieß Nehalennia mit lateinischem Namen, und auf Seeland nicht nur, sondern auch in Friesland und namentlich in Belgien (vgl. Gundlingiana St. 25 S. 431) war ihr Dienst sehr verbreitet. Daß nun auch das Ripuarier-Land mit seinem Hauptsitze Köln den Belgern nicht fremd ist, wie dann auch der bischöfliche Stuhl zu Lüttich von Köln abhieng, braucht dem Kenner eben nicht bewiesen zu werden. Auch Grimm in seiner deutschen Mythologie bringt die

Inschriften, die sich auf *nehis* und *nehabus* (s. S. 157) enden, mit der *Nehal* zusammen, und wenn fällt hier nicht das unserm Köln so nahe gelegene *Nehl* ein, so wie auch voreinst die Nordburg am Ende der Stadt bei St. Kunibert die Burg zu *Nehl* hieß (vgl. Köln. Chron.). —

So viel für Heute. Daß übrigens Köln trotz seines frühen Christenthums den alten Göttern noch ziemlich lange anhieng, beweiset Gregor von Tours (vgl. Grimm S. 52) und der h. Gallus, der um 558 starb, und einen berühmten heidnischen Tempel in der Stadt voll Gotteseifer verbrannte. Die erzürnten Kölner verfolgten den Heiligen, der sich zum Könige Theodorich in die Burg flüchtete. Die Königsburg aber lag auf der jetzt sogenannten Burgmauer. Ferner sah noch Petrarca in Köln die altheidnische Sitte, daß sich die Frauen am Johannisstage im Rheine wuschen, ¹⁾, so wie anderwärts Johannisfeuer u. üblich waren (s. Grimm). So gar die Gegenwart hat in Sitte und Volksausdruck noch viele Trümmer aus dem uralten Germanen aufzuweisen, worüber vielleicht ein andermal. Für jetzt nur so viel, daß Grimm's deutsche Mythologie überall am Rheine wie im übrigen Vaterlande gelesen zu werden verdient, damit nicht die vielen und zerstreuten Anflänge gänzlich verklingen, sondern der Nachwelt gerettet werden. Ar.

Die Monogramme der Steinmehen.

In der heutigen Zeit, wo man so vielfach mit der Restauration altdeutscher Bauwerke beschäftigt ist, kann es nicht fehlen, daß man mehr als sonst Gelegenheit hat, die von den Steinmehen auf ihre gefertigten Arbeiten gehauenen Monogramme, die

1) Vergl. rhein. Prov.-Bl. 1836. 12. Heft, S. 309.
D. h.

sie auch in ihren Wappen geführt haben, zu sehen und zu vergleichen. Ueber ihre Bedeutung nähere Aufschlüsse zu erhalten, ist wohl der Aufmerksamkeit werth.

J. Mezger (Gesetze der Pflanzen- und Mineralienbildung angewendet auf altdeutschen Baustyl. Stuttgart 1835) hat viele dieser Monogramme untersucht und abgebildet. Sie bestehen aus Linien, welche unter einfachen Winkelverhältnissen sich schneiden oder aneinander schließen, und zuweilen sind damit noch Kreisstücke verbunden. Die Winkel, unter welchen die Linien verbunden sind, deuten auf einfache Verhältnisse der Kreistheilung hin; es finden sich in der Regel Winkel von 120, 90, 72, 60 und 45 Graden. Mezger meint, es sey keinem Zweifel unterworfen, daß diese Zeichen die Winkel wären, welche die Steinmessen bei der Bearbeitung der Steine gebraucht hätten und eben so würden die Kreisstücke auf die Anwendung des Zirkels deuten. Allerdings kommen solche Winkel in der Architektur besonders häufig vor, aber es liegt schon in der Natur der Sache, daß man zu einem bestimmten Zeichen am liebsten Winkel von einfachen Verhältnissen gewählt haben wird, welche sich leicht auffassen und immer gleichartig leicht nachmachen lassen. Darin möchte daher vielleicht nichts besonders zu suchen seyn.

Richtig ist es übrigens, wie Mezger sagt, daß nicht alle Zeichen aus gleich vielen Winkeln bestehen, sondern daß man oft nur einen, zwei, drei und selten vier Winkel mit einander vereinigt findet. Durch Versetzung derselben Winkel lassen sich die vielfältigsten Monogramme, gleichsam wie in den verschiedenen Combinationen der Telegraphen-Zeichen, bilden. So bildet Mezger zwei Monogramme ab, die beide aus den Winkeln von 45, 60, 72 und 120° gebildet, aber in der Form sehr

verschieden sind. Natürlich lassen sich die einzelnen Monogrammen-Zeichen vielfach versehen, ohne ihre Deutung, wenn sie im Einzelnen wirklich eine haben, dadurch zu verlieren.

Die Combination der Zeichen scheint ganz individuell gewesen zu seyn, wenn sie auch später oft Familien-Wappen und also das ganze Monogramm ein Familienzeichen geworden seyn mag. In der That trifft man in Gegenden, wo das Steinmehren-Gewerbe von Alters her blüht oder geblüht hat, noch solche ständige Familienzeichen unter den Steinmehren, welche in der Form den alten Monogrammen entsprechen.

Vielleicht haben aber ursprünglich die einzelnen Zeichen der Monogramme, d. h. die Winkel und Kreisbogen, aus welchen sie zusammengesetzt sind, eine bestimmte Bedeutung. Dieß wäre zu untersuchen. Mehger sagt in dieser Beziehung: „Ob nun die Anzahl der Winkel auf die Befähigung der Arbeiter oder auf die Grade der Verbindung der Werkhütten, in der die Arbeiter aufgenommen seyn mochten, hindeuten, lassen wir dahin gestellt seyn, und bemerken nur, daß wir im ersten Falle, in den einfachen Zeichen, die Rauwerker, welche die Steine zu einer regelmäßigen viereckigen Form zurichteten, und in den mehrfach zusammengesetzten Zeichen, die höher befähigten Steinmehren, welche künstlichere Arbeiten lieferten, erkennen würden. Im andern Falle aber wäre anzunehmen, daß die Zahl der Winkel auf die Gradation hindeutet, in welcher der Steinmeh in der Verbindung aufgenommen war.“

Ueber die erste Conjectur ließe sich wohl einige Gewißheit erlangen durch Vergleichung der Monogramme mit den Arbeiten, welche sie tragen. Die zweite aber möchte nur durch Papiere der sogenannten Lade bei den Zünften und Innungen näher auf die Probe zu stellen seyn. Es verdient wohl, daß

die Aufmerksamkeit darauf gelenkt wird. Ueberhaupt deutet Vieles darauf hin, daß die Steinmetzen ihre Verbindungen in Mysterien kleideten. Welcher Art diese gewesen sind, wäre allerdings interessant zu erforschen, da solches auf die Kunst und ihre Ausübung selbst von Einfluß gewesen seyn muß.

So diesen Gegenstand in Erinnerung bringend, können wir in Bezug auf die Monogramme nicht ohne Erwähnung lassen, daß in spätern Zeiten die Constanz und Einfachheit der Winkel in denselben nicht immer mehr zu finden ist, welches in der Nachahmung ungeschickter Arbeiter, in dem Verlorengegangenseyn der damit verbundenen Bedeutung, in dem Sinken der Kunst und ihrer Gesetze u. s. w. seinen Grund haben dürfte. Auch nehmen nach und nach die geregelten Monogramme ab, obgleich sie sich noch einzeln als Familien-Wappen erhalten haben, und bestehen in spätern Zeiten oft aus Werkzeugen, als Hammer, Kelle, Meißel oder aus Buchstaben und andern Zeichen ohne Regel zusammengesetzt.

N.

II.

Die Restauration der kölnischen Kirchen.

(Vorgetragen im Vereine bildender Künstler in Köln.)

Vom Herrn Dr. Ernst Weyden, Sekretär des Vereines.

Meine Herren!

In der Liebe zur Familie, der wir angehören, zum Orte, wo wir zuerst das Licht sahen, zur Provinz, die wir unsre Heimath nennen, in dieser Liebe sei einzig unsre Vaterlandsliebe begründet, da die wahre einzig aus dieser Liebe hervorgehen kann.

Wie nun dem Gemüth- und Gefühlvollen Alles heilig, was ihn an die nahen - fernen Schicksale

seiner Familie, seiner Vorfahren erinnert, so muß und wird ihm auch Alles heilig sein, was nur auf irgend eine Weise an die Vergangenheit seiner Heimath, seiner Vaterstadt mahnt, denn aus eben diesen Erinnerungen ranken sich ja die schönsten Bande, welche ihn nur um so inniger, so fester an das Vaterland knüpfen.

Jedes Denkmal, welcher Art es sei, ein öffentliches oder das einer Familie, muß uns daher schon, wenn auch kein anderer Grund vorhanden, in den Erinnerungen, welche sich an dasselbe knüpfen, heilig sein, von uns mit aufrichtiger Pietät verehrt werden. Ist dieses nun im Allgemeinen der Fall, m. H., so muß es um so mehr der Fall sein bei den Denkmalen einer Stadt, wie unsre Vaterstadt, wie Köln am Rhein. Dieser Name allein weckt in der Seele des Geschichtsforschers, wie des Geschichtsfreundes eine reiche Ideenwelt, denn bedeutungsvoll groß ist unsrer Vaterstadt Vorzeit. Was Köln einst war, kann in flüchtigen Zügen nicht geschildert werden. Dem Ungeheuern des Stoffes seiner Geschichte, welcher in seinen manchfaltigen innern und äussern Verhältnissen, in seinem Umfange das Außerordentlichste für Jeden darbietet, welchem die Geschichte etwas mehr, als bloße Faktenkenntniß, ihm, mag es auch einzig und allein zuzuschreiben sein, daß Köln bis jetzt noch keinen Geschichtsschreiber fand.

Es bildete sich in Köln in politischer, wie in kulturegeschichtlicher Hinsicht eine ganz eigenthümlich großartige Welt, die eben so merkwürdig ist in ihrer Eigenthümlichkeit, welche in manchen Beziehungen, so z. B. was die frühesten und spätern Rechtsverhältnisse, manche Zweige der innern Verwaltung u. s. w. angeht, gar keine nähern Analogieen findet, als sie einflußreich war auf Deutschlands Bildung sowol im Allgemeinen als in Bezug auf Kunst

und Wissenschaft. Belege zu dem eben Ausgesprochenen zu geben, kann jetzt meine Absicht nicht sein. Alles dieses muß aber erkannt und, mit der allgemeinen Geschichte des deutschen Vaterlandes in Einklang gebracht, verstanden sein. Es muß dem, welcher das große Feld der Geschichte Kölns bebauen will, auch klar geworden sein, soll sein Werk gelingen, daß in der Spezial-Geschichte einer Stadt wie Köln, die merkwürdigsten Aufschlüsse zur Psychologie des gesammten Mittelalters zu finden sind.

Bei den Fortschritten, welche die historischen Wissenschaften in unsrer Zeit gemacht, und bei der Liebe, mit welcher diese Studien im Allgemeinen jetzt betrieben werden, läßt sich erwarten, denn verschiedenartig sind schon die Vorarbeiten, daß sich ein Mann die Bearbeitung dieses Stoffes zur Aufgabe seines Lebens mache. Anerkennung und Unterstützung würde dem Unternehmen gewiß werden. Wolle aber Gott, daß hier kein Fremder den Helmischen die Ehre dieses Unternehmens entzöge!

Ich wiederhole es also noch einmal, m. H., die Denkmale der Vorzeit unsrer Vaterstadt müssen uns daher doppelt heilig sein, denn sie sind reich an großen Erinnerungen, auf die wir stolz sein dürfen; doch sei dieser Stolz keine blinde Afterverehrung, zeige sich jeder von uns, in dem Stande, in der Kunst, die er als Lebensberuf erwählt, der Vater und der Vaterstadt werth, suchen und finden wir in der Liebe, in der heiligen Verehrung der Vaterstadt die festen Wurzeln der wahren Vaterlands-
liebe, mag dann auch der in unsrer Zeit sich Pfauenstolz brüstende Cosmopolitismus eben diese Liebe, diese Verehrung zur Vaterstadt, achselzuckend, spießbürgerlich nennen — wir lassen ihm seine Weltansichten und sprechen mit Deutschlands großem Dichter:

„An's Vaterland, an's theure, schließ dich an,
 Das halte fest mit deinem ganzen Herzen!
 Hier sind die starken Wurzeln deiner Kraft.“ —

Wie reich Köln einst an historischen Denkmalen, an Denkmalen der Kunst und Wissenschaft jeder Art war, haben Einige von Ihnen, m. H., selbst gesehen, dies hat uns Allen die Erzählung der Väter aufbewahrt, um uns um so mehr beklagen zu lassen, daß die französischen Machthaber, daß rohe Unwissenheit, Wucher- und Spekulations-Geist, den man unter dem Mantel der sogenannten Kunstfreundschaft barg, die herrlichsten Schätze entweder zerstörten, oder der Vaterstadt entfremdeten. Einige von Ihnen, m. H., haben selbst den wilden Zeitsturm erlebt, in dem, um uns Neues zu bringen, das Alte, Würdige mit blinder Wuth vernichtet wurde. Sie sahen unser Zeughaus leeren, reich an den herrlichsten Waffen und Geräthen, Zeugen großer Thaten und Zeiten; Sie sahen, wie klug berechnende Gewinnssucht die reichen Schätze der Malerkunst der Vaterstadt entzog; Sie sahen, wie roher Vandalismus, den man Aufklärung nannte, viele der schönsten Denkmale der Baukunst sinnlos verstümmelte oder gar vernichtete; Sie sahen und beklagten, wie die verschiedenartigsten Denkmale der Kunst, der Wissenschaft und der Geschichte von Fremden fortgeschleppt wurden, um ihren Launen, ihrem Luxus zum Spiele zu dienen. — um fremde Sammlungen zu schmücken, denn keine namhafte Sammlung von mittelalterlichen Kunstgegenständen auf dem Festlande, noch in England gibt es, in welcher wir nicht irgend ein Stück finden, das einst der Vaterstadt angehörte. Sie, m. H., durchlebten die wildbewegte Zeit, die, so reich und ungeheuer in der Gegenwart, kaum an die Vergangenheit denken ließ; Sie begrüßten den holden Frieden und sahen die Liebe zum Heimischen, zum Deutschen wieder erwachen, mußten aber leider auch sehen, daß

eben in dieser Epoche kalte Einmalein-Seelen, für die es nur eine Gegenwart gibt, die sie nach den gewonnenen Prozenten bestimmen, die keine Geschichte kennen, daß solche Menschen, sage ich, der Vaterstadt noch das Meiste, was der wilde Kriegssturm, die Zeit der Franzosen verschont gelassen, schnöder Gewinnlust wegen, entfremdeten.

Dank, tausend Dank müssen wir daher den edlen Männern wissen, die aus diesem wilden Drange der Zeiten, in denen entweder Frevelmuth, Gewinnsucht oder modische Sammelsucht der Vaterstadt Alles zu entziehen drohten, noch so Manches des Schönen retteten, das uns leider jetzt, wenn auch immer noch in etwa tröstend, nur um so schmerzlicher an das unwiederbringlich Verlorene erinnert. Vor Allen müssen wir hier das Andenken des biedern, edlen Wallraf ehren. — Seine Sammlung ist und bleibe sein schönstes Denkmal. Die Namen Essingh, Peter Leven, Eyversberg, Merlo, Zanoli u. s. w. seien uns allen der höchsten Achtung werth, denn aus Liebe zur Sache, haben die Edlen in ihren Privatsammlungen der Vaterstadt noch Vieles gerettet. Und gewiß vereinigt sich, m. H., ihr Wunsch mit dem meinigen, daß diese Sachen auch der Vaterstadt erhalten werden mögen, daß in der Generation, welche wir vor uns heranreifen sehen, der Geist für das Vaterstädtische immer kräftiger erblühe und wirke, auf daß die Zukunft gut mache, was die Vergangenheit verdorben, wenn auch leider! alle Wunden nicht mehr zu heilen sind.

Die schönsten, die herrlichsten und erhabensten Denkmale vergangener Größe der Vaterstadt, ihrer Pracht, ihres Reichthums, wie uns Deutsche und Fremde sie geschildert, sind uns, m. H., aber noch in den Kirchen geblieben, die sich uns, vom 12ten Jahrh. an noch aus allen Epochen der Baukunst erhalten haben, wenn auch in dieser Beziehung die

Waterstadt manchen herben Verlust zu beklagen hat. Freuen wir uns aber des, was wir besitzen, und um welches uns alle Nationen beneiden, denn es gibt, darf ich kühn sagen, keine Stadt in keinem Lande Europa's, welche, was Kirchenbauten angeht, diese Mannfaltigkeit, diesen Reichthum in ihren Mauern aufzuweisen hat. Unsre Kirchen sind und bleiben uns die kräftigsten Zeugen der Macht der Waterstadt seit den fernsten Zeiten.

In den letzten Jahrhunderten war man lediglich nur auf ihre dürftige Erhaltung bedacht, ohne zu ahnen, was man in diesen Werken besaß. Als nun gar der Aftergeschmack der Zeiten Ludwigs des Vierzehnten und Fünfzehnten ganz Europa beherrschte, Frankreichs Moden allenthalben diktatorisch walten, fing man an, das Vorhandene zu verachten, gering zu schätzen, zu vernachlässigen und suchte dem neuen Geschmacke in der Baukunst wenigstens dadurch zu huldigen, daß man das Alte zerstörte, und durch das Geschmackloseste ersetzte. Ich nenne hier nur, m. H., die Umgestaltung unsres Domchors im J. 1766 und die Zerstörung des herrlichen Sakramentshäuschen. Auch damals erhoben sich Stimmen gegen diesen Barbarismus, aber sie verflangen, Stimmen in der Wüste, denn die Mode wollte es so — was man zerstörte, war ja gothisch —, welches damals so viel, als geschmacklos hieß. 1)

- 1) In der Kunstsammlung des Kaufmanns Herrn Peter Leven sah ich einen der Apostel aus Stein gearbeitet, etwas mehr als 1 Fuß hoch, welche zur Verzierung des Tabernakels dienten, das sich in den schönsten Verhältnissen, reich in allen Theilen, bis zum Gewölbe des Chors erhob, und allein nach dieser Figur zu schließen schöner und reicher gewesen sein muß, als das in Nürnberg in der St. Lorenz-Kirche bewunderte Sakramentshäuschen, welches der bekannte Nürnberger Bildhauer Adam Kraft zw

Als Klöster und Stifter aufgehoben, die Kirchen ihrer meisten Einkünfte beraubt wurden, war an eigentliche Erhaltung und Wiederherstellung der immer baufälliger werdenden Kirchen gar nicht mehr zu denken, kaum daß die nöthigen Instandhaltungen der Bedachungen Statt fanden. — Wie sehr Zeit und Vernachlässigung wirkten, dies zeigte unser Dom, und das Einstürzen des Hauptthurmes der St. Cunibert-Kirche, dies beweisen noch manche der vorhandenen Kirchen. Gehen wir näher ein auf die Gründe der Baulosigkeit unsrer Kirchen und andrer öffentlichen Gebäude, deren wir leider! sage ich, leider! nur noch wenige aus jenen Zeiten in unsern Mauern sehen, so muß vorzüglich die schon oben von mir angeführte Verwahrlosung der baulichen Unterhaltung berücksichtigt werden. Durch die eindringende Masse, und dann folgenden Frost mußten die einzelnen Theile zerstört werden, da zudem das Material der meisten Bauwerke früherer Zeit bekanntlich Tuff²⁾ ist, welcher das Wasser leicht einsaugt. Wenig be-

schen 1496 — 1500 verfertigte. Das Sakramentshäuschen unsres Doms war aus Stein gehauen, Kraft's Werk ist aber aus einer eigenen Masse aus Sand, Steinchen und Thon geformt und dann gebrannt. — Die Apostelfigur, St. Petrus, soviel ich weiß, das einzige Ueberbleibsel des kölnischen Kunstwerks, darf, was Zeichnung, Faltenwurf und Ausführung angeht, kühn neben die mit Recht berühmten Apostel des Peter Vischer am Sebalbus-Grab in Nürnberg gestellt werden. — Die Trümmer unsres Sakramentshäuschens wurden bekanntlich in den Rhein geschüttet — so vertilgten die Zerstörer wenigstens die Spuren ihres Vandalismus.

- 2) D. h. rheinischer Trass (Trasssteine) und bei denselben und mit Bildwerken verzierten Konstruktionen diejenige Abänderung desselben, welche von ihrem Fundorte (dem Dorfe Weibern) Weiberstein genannt wird.

D. D.

merkbar ist das Nachtheilige der Einwirkung der Feuchtigkeit bei vertikalem Mauerwerke, da es der andringenden Nässe keine Anhaltspunkte bietet, um so mehr beklagen wir die Zerstörung bei horizontalen Gliederungen, Abdachungen und Gesimsen. Wenn die Alten auch hierin mit Vorsicht zu Werke gingen und zu solchen Theilen, wie zu den Sockeln der Gebäude in der Regel festere Steinarten, als drachenselber Trachyt, grobkörnigen Sandstein, und auch wohl zuweilen Niedermendiger Basaltlava wählten, so ist dies aber eben bei den ältesten Werken seltener der Fall, und hier finden wir auch durchgehends Spuren der Verwitterung. Was aber den Tuffstein im Allgemeinen angeht, so finden wir hier mitten in ganz verwitterten Flächen einzelne weniger oder gar nicht angegriffene Theile. Ein Zeichen, daß man bei der Wahl dieses Baumaterials nicht vorsichtig genug zu Werke gehen kann, da bekanntlich die tiefern Lagen des Tuffs bei weitem weniger verwitterbar sind, als die obern.

Erwägt man aber dabei noch, daß die meisten dieser Gebäude schon an 500 Jahre den Stürmen und dem Einflusse des Wetters ausgesetzt waren, so werden Sie, m. H., leicht einsehen, daß die jetzige Baulosigkeit derselben mehr den spätern Geschlechtern, denen ihre Erhaltung anvertrauet war, zuzuschreiben ist, als den Meistern, die sie bauten. Hätte man immer für gehörige Abdeckung gesorgt, und die Ecken und Kanten besonders, bei ihren doppelten Angriffsflächen, besser geschützt, so würde sich noch Manches erhalten haben; hätte man nur bei Reparaturen auch immer tüchtige Meister, eigentliche Architekten, zu Rathe gezogen, ihnen die Ausföhrung der Restaurationen übertragen, so hätte man den Einsturz vieler Gebäude, oder ihre gänzliche Baulosigkeit jetzt nicht zu beklagen. Berücksichtigt man das Eine und sucht den angeführten Mängeln jetzt noch bei Zeiten

durch sachverständige Architekten abzu-
helfen, so dürfen Sie, m. H., versichert
sein, daß dem Verfalle, und wie sehr die-
ser auch von Einzelnen vergrößert wird,
unsrer schönen Kirchen sicher vorgebeugt
werden kann.

Soviel ich mich entsinne, war die Kirche Groß
St. Martin die Einzige, welche noch in französischer
Zeit, nach des seligen Wallrafs Angabe aber nur
im Innern völlig restaurirt und auf eine würdige
Weise verziert wurde durch den Pinsel des kölni-
schen Malers Hoffmann. Welch' eine schöne Auf-
gabe wäre die Wiederherstellung des herrlichen Aus-
sers dieses prachtvollen Tempels, der sich in so ein-
facher Majestät über die Binnen der Stadt erhebt
und uns nur bedauern läßt, daß die schlanken, küh-
nen Seitenthürme unvollendet, daß die Chorrün-
dung, ihre Gallerie so sehr beschädigt. Wer weiß,
was geschieht, reich ist die Pfarre und nur ange-
regt braucht zu werden, was ich hier eben flüchtig
andeute.

Erst in den letzten Jahrzehnten, als wir die
Früchte des Friedens wieder genossen, widmete man
auch den Kirchen mehr Aufmerksamkeit und bedeu-
tende, wenn auch noch nicht genügende Restaura-
tionen wurden an Verschiedenen vorgenommen. Was
in dieser Beziehung nun geschehen, m. H., will ich
Ihnen in kurzen Zügen schildern und mit meinen
Bemerkungen begleiten. Gern hätte ich hier auch
die Baugeschichte der anzuführenden Kirchen berück-
sichtigt, doch würde mich dies zu weit führen, und
zudem ist diese Aufgabe gerade keine der leichtesten.
Was die Chronik, was Gelenius, Winheim
darüber sagen, dem fehlt durchgängig historische
Critik, und die Gebäude widersprechen nicht selten
in ihren einzelnen Theilen dem dort Gesagten in
chronologischer und technischer Beziehung. Sulpiz
Boisseree hat in seinem Werke über die Denk-

male der Baukunst vom 7ten bis zum 13ten Jahrh. am Niederrheine zwar hin und wieder nähere Aufschlüsse zu geben gesucht; hat aber auch die Gebäude selbst nicht sattfam genug als die vorzüglichsten Quellen ihrer Geschichte beachtet, was aber, nach meiner Ansicht, durchaus geschehen muß, da uns sonst alle eigentlichen authentischen, urkundlichen Nachrichten fehlen und man selbst bei Benützung vorhandener Inschriften nicht behutsam genug sein kann. Bei genauerer Untersuchung der einzelnen Kirchen Kölns und Vergleichung des Baustyls und der technischen Bauart derselben, ihres Materials und dessen Anwendung an den verschiedenen Theilen, müssen sich viele der jetzt gewöhnlichen historischen und chronologischen Annahmen als unhaltbar herausstellen. Die vorhandenen Autoritäten, worauf man bisher fußte, zudem eine Autorität wie Gelen, können nicht entscheiden, da besonders der Letztere und nach ihm die meisten andern die Quellen nicht kritisch benutzten und bei ihnen, wie sich nachweisen läßt, Urkunden, Traditionen und Mönchsphantasieen denselben Werth hatten.

Vielleicht macht sich einer von Ihnen, m. H., die Geschichte unsrer Kirchen einmal zur Aufgabe; denn, um diese zu lösen, darf man nicht allein Theoretiker, muß man durchaus technischer Architekt sein.

Was nun die Restaurationen der Kirchen Köln's angeht, beginnen wir mit dem großartigsten Meisterwerke der Baukunst des Mittelalters, mit unserm Dome, den ich in seiner Nichtvollendung ein hohes Sinnbild der Zeit zu nennen wage, welche ihn entstehen sah. Wie der Gedanke so auch die Ausführung; groß im Allgemeinen, wie im Einzelnen, lebendig aus dem Wesen der Zeit, welcher er angehört, entsprungen und eben so lebendig bis zu den kleinsten Einzelheiten in der Ausführung aufgefaßt. Darum ist er auch als gigantischer Torso

noch ein Ganzes, ein wahres Kunstwerk. Daß diese riesige Gottesburg unvollendet blieb, dieß lag in der Zeit, in welcher sie begonnen, in welcher sie bis dahin, wie wir sie jetzt sehen, gedieh, denn außer dem krampfhaften Ringen des deutschen Vaterlandes in den Zeiten der letzten Hohenstaufen, des Interregnums, hemmten die wilden Stürme, aus denen sich Köln eben in dieser Zeit seine städtische Freiheit errang, schon gleich im Beginne den Bau, der aus andern Gründen unausgeführt blieb, als wie ein Herr Dr. Carus meinte, weil die Anlage so ungeheuer groß, daß sie vollkommen auszuführen über die Kräfte einer Stadt wie Köln weit hinausgehen mußte, und der Architekt nicht die Weisheit des ächten Baumeisters bewiesen, weil er so einen Plan gemacht hätte, dessen Ausführung außer dem Bereich des Möglichen lag. — Hätte der Herr Doktor Carus die Zeit und ihre Verhältnisse berücksichtigt, in welche der Bau fiel, hätte er Köln's Geschichte nur in etwa gekannt, hätte er bedacht, daß Köln, die Stadt, sich den Dombau nicht zur Aufgabe gestellt, daß die ganze Erzdiözese, die ganze deutsche Christenheit, selbst England und nicht deutsche Länder zu diesem herrlichen Werke spendeten, so würde er das oben ausgesprochene nicht gesagt haben. Unse Zeit mag allerdings an der Möglichkeit der Ausführung einer solchen Anlage verzweifeln, aber nicht jene Zeit, wo Religion das Höchste, welcher Nichts zu groß war, was sie nicht für die Religion und durch sie vollbracht hätte. — Als der Frommsinn aber erkaltete, welcher den ersten Anlaß zu dem Riesenwerke gegeben hatte, als die Erzbischöfe nach und nach Köln vernachlässigten, weil sich die Stadt ihrem Einflusse mit Waffengewalt entzogen, als das Stift selbst die zu dem Dombau gespendeten, bei den h. drei Königen geopfert Gelder unter die einzelnen Mitglieder vertheilte, zu andern Zwecken verwandte, als selbst

die Frommen sich durch Betrüger hintergangen sahen, welche das Sammeln zum Dombau zum Erwerbszweig machten, da stockte auch allmählig der Bau, denn es gingen die Mittel aus, aber keineswegs lag die Ausführung des Riesenplans ausser dem Bereich der Möglichkeit. Männer vom Fache haben uns jetzt das Gegentheil bewiesen, und wer weiß, vielleicht kommt noch der Tag, daß Deutschland, daß die Rheinlande das hehre Werk in seiner Vollendung anstaunen können!

Dr. Carus meint, man habe bei dem Ungeheuern des Werkes, ein andres Material, ein dauerhafteres wählen sollen, als den Trachyt des Drachenfels — er hat aber die Zeit nicht bedacht, in der man den Dombau begann, hätte man ausser dem Tuff andre festre Steinarten, die uns jetzt die Nachbarschaft liefert, gekannt, und bei dem damaligen Standpunkt der Technik eben so leicht bearbeiten können, wie jenes Gestein, so hätten unsre Vorfahren gewiß auch andres Gestein gewählt. Ueberhaupt hatten aber damals Mineralogie und die übrigen Wissenschaften, die beim Ausführen solcher Bauwerke in Anspruch genommen werden, die Fortschritte nicht gemacht, wie jetzt, sonst hätten die alten Meister auch wohl die Eisenverbände der einzelnen Pfeiler, und die das Verderben des Gebäudes so sehr fördernden frühern Wasserabflüsse sicher nicht gemacht. Uebrigens ist der Drachenfelscher Trachyt so vergänglich nicht, wie Herr Dr. Carus der gewöhnlichen, allgemeinen Meinung nachgesprochen hat. Schon 500 Jahre steht das Gebäude, dies bedenke man, und ausserdem ist der Stein da, wo er, wie die Regel es will, nicht aufs Haupt, sondern nach dem Lager gelegt wurde, nicht so sehr angegriffen, wie man glaubt, sondern noch gesund und fest. Leider nur, daß die Alten den Stein nach seiner natürlichen Lage nicht immer benutzt haben.

Wenn nun endlich der Doktor Carus gar, ver-

gebens die eigentliche Reinheit des sogenannten gothischen Baustyls an unserm Dome sucht, von Ueberhäufung in den Verzierungen spricht, und besonders eine Bogen-Construction im Schlusse der Chorrundung tadelt, so wollen wir dies Alles auf sich beruhen lassen, und von diesen Aussprüchen auch auf seine übrigen Urtheile schließen. ²⁾ Was die von ihm so sehr getadelte Bogen-Construction angeht, so ist sie gerade ein Beweis für die praktische Tüchtigkeit der Alten, die sich allenthalben leicht zu helfen wußten. Ein unbefangenes mit Gründen belegtes nicht nachbetendes Urtheil ehre ich, wo ich es finde; hat aber vielleicht der berühmte Anatom nicht gerade etwas Anders sagen wollen, als schon in allen Zungen zum Preis des großartigen, in seiner Richtvollendung selbst unerreichten, Werkes und seines bis dahin unbekannten Meisters gesagt worden?

Verzeihen Sie, m. H., diese Abschweifung, doch müssen wir unsern Dom zu hoch verehren, um nicht Allem, was Unberufene gegen ihn sagen und schreiben, kühn entgegen zu treten. — Sie haben den hohen Dom noch vor zwölf Jahren in seiner Baulosigkeit gesehen, scheinbar gänzlicher Vernichtung Preis gegeben, und haben daher auch der Restauration desselben gewiß Ihre ganze Aufmerksamkeit gewidmet, im Stillen dem Könige gedankt, durch dessen mächtige Hülfe vorzüglich das heilige Tabernakel deutscher Kunst und deutschen Fromms-

- 3) Man lese: Dr. G. G. Carus Paris und die Rheingegenden. Tagebuch einer Reise im Jahre 1835, zweiter Theil. XVIII Brief. Seit. 240. flg. Eine nähere Widerlegung des a. d. a. Stelle über den Dombau Gesagten halte ich für unnöthig, denn für den Kölner und der die Geschichte unseres Doms kennt werden sich die Ansichten des berühmten Arztes und Anatomen durch sich selbst widerlegen.

sinnß dem Verfall e entriffen wurde, denn von 1824 bis zum Ende 1835 floßen:

	Thlr.	Sg.	pf.
1) Aus Königlichcr Kasse . . .	155,084	—	—
2) Aus dem Erlöſ von altem Baumaterial	2,119	15	4
3) Aus der Cathedral-Steuer . .	51,591	9	11
4) Aus Kollekten in den Provinzen Rheinland und Westphalen . .	14,356	15	5
5) Aus Geschenken	89	25	2
	223,241	5	10

Wie diese Summe verwandt wurde, haben Sie, m. H., Gelegenheit gehabt zu beobachten. Das Chorschiff erhielt, um der Alles zerstörenden Feuchtigkeit Einhalt zu thun, ein neues Bleidach, einen neuen Dachstuhl, wenn auch diese Holzkonstruktion zu verschwenderisch angelegt wurde, und vielleicht zwei-Drittel des verwandten Holzes genügt hätten. Die untern Fenster des nördlichen Nebenschiffs des Langhauses, früher theilweise aus Tuffstein aufgeführt, gleichsam zur Aushülfe, um die prachtvollen Glasgemälde aufnehmen zu können, erhielten neue Gewände und die Strebepfeiler wurden auch von Grund aus neu aufgeführt, so daß wir jetzt diese herrlichen Kunstwerke der reichsten Periode der Glasmalerei wieder in ihrem ganzen Reichtume bewundern können. Wir sehen die östlichen Bogenstellungen des südlichen Kreuzflügels erneut; die Strebebogen mit ihren Widerhaltern, Spitzsäulchen, Laubzinnen und Gallerieen an der ganzen Südseite und zwar an der reichsten des Chorschiffes, und an der Chorrundung größtentheils ganz neu aufgeführt und ausgebessert. Die Nischen um die Chorrundung erhalten sogar wieder ihre Statuen, und mit der größten Thätigkeit wird an der Ausbesserung der äußerst schadhaften, selbst von den erstern Erbauern in mancher Beziehung wie auf Steinkonstruktionen und Material vernachlässigten Nordseite, da hier neben

dem Hausteine auch häufig Tuffstein angewandt worden, fortgefahren, so daß wir in einigen Jahren das Chorschiff ganz vollendet sehen werden. Theilweise gereinigt, senden die schönen Fenster des Chors wieder ihren magischen Schein in die weiten Hallen, die nur in diesem heiligen Hellbunkel ihre volle Wirkung auf Geist und Gemüth ausüben können.

Was geschah, m. H., müssen wir lobend, dankend anerkennen. Doch möchte ich diesen Restaurations-Bau in zwei Perioden eintheilen, deren erstere, ehe die Leitung dem Königl. Bau-Inspektor Herrn Zwirner anvertraut wurde, gar Manches zu wünschen übrig läßt. Man wich, was durchaus nicht und in keiner Beziehung bei der Restauration solcher Baumonumente geschehen darf, in dem Neuerbauten zu viel von dem Ursprünglichen ab; die Bierlichkeit, die Leichtigkeit, welche uns eben an unserm Dome an allen Theilen so sehr zur Bewunderung hinreißt, wurde vernachlässigt, zu wenig berücksichtigt. Man setzte mitunter plumpe Massen hin, wo früher die schlanken Spitzsäulen mit ihren Knäusen, mit ihrem Laubwerke leicht und lustig himmelan strebten, ja man ging sogar so weit an den Strebewänden einige Nischen und Bogen der Laubzierrathen zu berauben, um diese bei dem neu zu machenden weglassen zu können. Durchgehends vermißt man an den in dieser Periode gemachten Gliederungen, Laubknäusen und sonstigen Zierrathen den wahren Charakter des Styls, die frühere Schlantheit, Bierlichkeit und Leichtigkeit. Bewunderungswerth in technischer Beziehung aber sind die einzelnen Konstruktionen der Strebewände und Strebobogen, ihre Festigkeit und Dauerhaftigkeit, welche jetzt bei dem festern Material, meist aus den leider zu dunkeln, gegen den warmen schönen Grundton des Gebäudes zu sehr abstechenden Niedermendiger und den Stenzelberger Steinen, wieder kühn Jahrhunderten trogen, da man mit weiser Vorsicht dem

Wasser, das sich früher durch die Strebebogen Abfluß suchte, auch andre Wege angewiesen hat.

Eine Entschuldigung kann der oben ausgesprochene Tadel, wenn er nicht ganz der Ansicht des frühern Leiters anheimfällt, aber vielleicht noch in etwa darin finden, daß die Steinmehren erst in der Arbeit zu solchen, ihnen bis dahin ganz fremden Arbeiten ausgebildet werden mußten, da man der Kosten wegen, eigentliche Bildhauer zu dem Ausarbeiten der feinern Theile nicht anwenden konnte. Die Steinmehren-Kunst war aber mit dem Ende des 15ten und mit dem Anfang des 16ten Jahrhunderts in Köln schon in Verfall gerathen, eben weil die Arbeiten am Dome immer nur mit Unterbrechung bis dahin fortgeführt wurden. Vergleichen Sie nur, m. H., die zuletzt gearbeiteten Theile unfres Domes mit den frühern, Sie werden diese Schärfe, diese Genauigkeit in den einzelnen Theilen der Gliederungen und des Stabwerkes nicht mehr finden, ja oft unverzeihliche Nachlässigkeiten. Den Beleg zu dem hier Gesagten, m. H., können Sie bei einer genauern, aufmerksamen Betrachtung des Bauwerkes selbst finden. Im sechzehnten Jahrh. waren die Steinmehren Köln's schon so schlecht, daß man zu einigen Bauten fremde kommen ließ, wodurch mehre Aufläufe unter der kölnischen Steinmehrenkunst entstanden. Es war das, was früher eine Kunst, ganz zum Handwerke herabgesunken, und die letzten Jahrh. gaben sogar selten den Handwerkern, den Steinhauern Gelegenheit, ihr Handwerk tüchtig zu üben, da die Ziegelbauten und einfachen Bauformen höchstens Fenster und Thürgebäude von Hausteinen erheischten. Man wird mir einwerfen, daß die Fortschritte der Technik, das Maschinenwesen auch auf derartige Steinarbeiten Einfluß üben mußte. — Allerdings, aber eben weil die Technik weiter, wird die Arbeit leichter und nur zu leicht oberflächlich; der alte Fleiß, die alte Ausdauer

fehlen, welche wir an den alten Werken der Steinmefskunst nicht genug bewundern können, und wodurch das Chorschiff unsres Dom's so herrlich in der Ausführung der Zierrathen und des Laubwerks, daß man es mit einem fleißig ciselirten Reliquienkasten vergleichen könnte. Uebung schafft Meister! Man versündigte sich aber durch die kleinste Abweichung in den Details an dem Werke selbst, es sollte ja eine vollkommene Restauration des Alten sein, kein Neubau; und die Kosten durfte man doch nicht so sehr scheuen, wenn es auch allerdings löblich, haushälterisch zu Werke zu gehen.

Als im Jahre 1833 der Königl. Bau-Inspektor Herr Zwirner die Leitung des Baues übernahm, erhielt derselbe auch in Bezug auf die Steinmehnen-Arbeiten eine ganze andre Richtung. Gewissenhaft hielt er sich an dem Vorhandenen, in keiner Weise von den ursprünglichen Formen und Verhältnissen abweichend; er wußte die Steinmehnen selbst immer mehr anzufeuern, ihnen Geschmack für die Arbeit abzugewinnen, so daß sie selbst immer rüstiger nach Vervollkommnung strebten. Man darf jetzt kühn sagen: die alte Bauhütte lebt und webt wieder in in unserm Dome; rüstig wird unter der einsichtsvollen Leitung des Herrn Zwirner, dem das Werk selbst ein Heiliges, an dem er mit wahrhafter Begeistung arbeitet, das Ganze gefördert, und der Zeit durch die That gezeigt, daß die Ausführung solcher Arbeiten nicht unmöglich, daß die Klagen gewisser Romantiker, als sei unsre Zeit nicht mehr im Stande, Solches zu schaffen, ungegründet. Sie wissen selbst, m. H., es war ja bei uns der höchste Ausdruck der Bewunderung über das Gebäude: „So etwas kann in unsrer Zeit nicht mehr ausgeführt werden!“ Wir sehen mit eigenen Augen in den Früchten der Arbeit, daß unsre Zeit es vermag, und daß die Leitung der Arbeit selbst jetzt in den würdigsten Händen. Ich spreche ganz unbefangen, m. H.,

lasse das Werk selbst reden, denn man hat nur zu vergleichen das, was unter Zwirner's Leitung ausgeführt wurde, mit dem, was vor ihm zu Stande kam. Wäre man in der frühern Weise, in der frühern Richtung fortgefahren, so hätten wir vielleicht mit der Vollendung der Restauration das Kunstwerk des Domes selbst nicht mehr gekannt — wir hätten nur einen charakterlosen Coloss gehabt, aber nicht mehr das reinste Monument, das herrlichste Muster deutscher Baukunst! —

Viel ist schon geschehen, aber noch viel bleibt zu thun übrig, und hier ist das Nächste die Beschaffung der Mittel. Wenn sich auch voraussetzen läßt, daß des Königs Majestät das schöne Werk, welches von Ihm mit so günstigem Erfolge begonnen, auch ferner Ihres hohen Schutzes würdigen, so muß auf der andern Seite aber auch mehr von den Diozesanen geschehen, denn selbst nach den bei uns noch üblichen Gesetzen sind die Diozesanen sogar verpflichtet, für die Erhaltung ihrer Metropolitankirche Sorge zu tragen. Dankend sollte man anerkennen, was der Staat schon gethan, welche Opfer seinerseits gebracht wurden; da wenigstens zwei Drittel der bisherigen Baukosten aus der Staatskasse flossen, und sich daher auch allgemein bestreben, dahin zu wirken, daß die Collekten reichlicher fließen. Nicht genug loben kann man in dieser Beziehung die Bemühungen der Regierung zu Düsseldorf; — mit dem kräftigsten Beispiele geht sie den Regierungen der übrigen zur kölnischen Diözese gehörenden Bezirken voran, und lieferte auch bisher noch immer die reichsten Collekten. Die bloße Aufforderung zur Collekte genügt nicht; es muß den einzelnen Gemeinden der hohe Zweck, das Heilige der Sache an's Herz gelegt werden, und gewiß wird dann auch von den biedern, für Alles Hohe, für Alles ächt Vaterländische feurig empfänglichen Rheinländern mehr geschehen, als

bisher geschah. Man nehme sich noch einmal sag' ich es — vom innigsten Danke beseelt — die Düsseldorf'sche Regierung zum Vorbilde. Um den Sinn für das hohe, heilige Werk anzuregen, um eine allgemeine Thätigkeit für den Dombau zu erwecken, ließ der würdige Consistorialrath Bracht, dankend nenn' ich seinen Namen, jetzt vor Kurzem ein kleines Schriftchen „über den Dom zu Köln, Entstehen, Fortbau, Verfall, Erhaltung, Herstellung, Vollendung“ erscheinen. Gewiß wird der Edle sein schönes Ziel erreichen, Viele gewinnen für das hohe Werk, denn jeder muß empfinden die Wahrheit der Worte der Schrift, welche er zum Motto wählte: „Das Werk ist groß; denn nicht für einen Menschen wird das Gebäude bereitet, sondern für Gott!“, und gern wird Jeder sein Scherlein zu dem Tempelbaue spenden. Mögen die übrigen Regierungen nun dem Beispiele Düsseldorf's folgen, mögen sie ihren Gemeinden das hohe Werk nur recht innig an's Herz legen, und der Erfolg wird gewiß zeigen, daß der Frommsinn der Väter nicht ganz erstorben. Möge man nur durch Wort und Schrift zeigen, was an dem Baue bis jetzt schon geschehen, was unsere Zeit schon geleistet, der Menge die Meinung nehmen als schreite das Werk nur äußerst langsam voran. — Wird der Gedanke nur recht lebendig aufgegriffen, allen klar, dann kann den 3½ Millionen, die sich Rheinländer nennen, auch die Vollendung des heiligen Bundes-Tempel, ein hoher Wächter an Deutschlands Strom, am Rheine, auch etwas mehr werden, als bloß frommer Wunsch! An der Möglichkeit dieses Riesenbaues zweifelt jetzt kein Sachverständiger mehr; der Ausbau ist kein Ding der Unmöglichkeit, wie es Viele gern ausschreien möchten — und die erforderlichen Mittel sind auch nicht so unerschwinglich groß, wie man gewöhnlich meint. — Sind die Mittel vorhanden,

läßt sich der Bau auch vollenden — und sollten diese Mittel, wenn einmal aller Geist des Egoismus verbannt, nicht beschafft werden können? — Leicht sind doch Millionen zusammengebracht, wo es Eisenbahnen und ähnlichen Unternehmen gilt! Die von Vielen ausgesprochene und unterstützte Meinung, als sei das Vorhandene nicht fest genug, um den Fortbau zu tragen, ist ungegründet, denn der Stein, wenn auch Trachyt, denn man nun einmal, weil es die aufgestellte Meinung will, verdammt, ist ganz gesund und hat, wenn er auch schon 500 Jahre stand, wo er nach dem Lager gebraucht und nicht aufs Haupt gestellt wurde, wie oben gesagt, beinahe gar nicht gelitten.

Mögen die Behörden der Rheinlande den Dombau nur aus dem rechten Gesichtspunkte betrachten, möge er uns allen etwas mehr sein, als eine bloße Zierde Köln's, möge sich unsre, an sich kleinliche Zeit an diesem Bau und durch denselben über sich erheben, ihr klar werden, was er bedeuten soll, und gewiß — ich sage — zuversichtlich läßt sich dann erwarten, daß gern und willig viel für das erhabene Werk geschähe.

Darum führe ich die so wahren als schönen Worte hier an, mit denen der Herr Consistorialrath Bracht sein Werk schließt, und die ihnen, m. H., und mir, uns allen gewiß aus dem Herzen, aus der Seele gesprochen sind.

„Es sei uns der Dombau eine Gottes=
 „eine National= eine Vaterlands=Sache.
 „Der Dom selbst sei uns, was er wirklich
 „ist, ein Einigungstempel; — er sei uns
 „ein Hort, den wir gemeinsam bewachen;
 „— er sei uns eine Grundveste um die wir
 „uns reihen in Gottesfurcht, Treue und
 „Liebe. Ihn zu besitzen sei unser Stolz; —
 „ihn der Vollendung entgegen zu führen,
 „unser Ruhm; — ein Ruhm, der uns nicht

„eitel macht; — ein Stolz, der sich mit
 „christlicher Demuth verträgt. — Nicht
 „schwerer Opfer bedarf es, unser Vorhas-
 „ben zu vollführen, wenn wir nur einhel-
 „lig wirken. In Freudigkeit werden wir
 „das Werk wachsen sehen; wenn wir es in
 „Eintracht beginnen; nicht bloß den Nach-
 „kommen werden wir bauen; auch die Zeit-
 „genossen werden sich noch der Fortschrit-
 „te freuen, wenn wir beharrlich bleiben;
 „und der Gottestempel wird fortan nicht
 „bloß von dem frommen Sinn, der Kraft
 „und Ausdauer unserer Vorältern: — er
 „wird auch von uns als den Erben ihrer
 „Tugend zeugen.“

Lassen wir den Wunsch dem Himmel und dem
 Frommsinne unserer Landsleute, dem Kunstsinne
 aller Verehrer deutscher Art, und deutscher Kunst
 empfohlen sein! —

Wenn ich noch einen Wunsch in Bezug auf das
 bisher neu Vollendete aussprechen dürfte, so ist es
 der, daß man anstatt dem so häufig gebrauchten
 Niedermendiger Stein, den Stenzelberger Stein an-
 gewandt hätte, da der Niedermendiger Stein, durch
 seine dunkle Farbe, die er nie verliert, zu sehr ge-
 gen den warmen Ton des alten Steines absticht,
 wodurch zu dem für den Beschauer die Profilirungen
 meist verloren gehen, und wie uns die Südseite
 zeigt das Ganze leicht einen andern Charakter erhält.
 Der Stenzelbergerstein, wenn auch in etwa schwie-
 riger zu bearbeiten, stimmt aber in seinem Lokal-
 tone mehr mit dem Drachensfelder Trachyt. ³⁾ Das
 Deltränken würde ich auch sparsamer anwenden.

3) Das Stenzelberger Gestein ist bekanntlich auch ein
 Trachyt und weicht nur in der Größe, Frequenz und
 Ausbildung gewisser Gemengtheile vom Drachensfelder
 in seiner Zusammensetzung ab. D. F.

Wenn die Restauration des Aeußern vollendet, so möge man gleich an die Ausbesserung des Innern gehen und auch an die nächsten Umgebungen denken, da der mißliche Eingang zum Dome wirklich für den Fremden, und darin gebe ich dem Herrn Dr. Carus Recht, etwas Zurückschreckendes, unangenehm Einwirkendes haben muß. Was die Restauration des Innern angeht so dürfen wir wenn das jetzige Kapitel sich dieselbe auch, wie zu hoffen steht, angelegen sein läßt, unter der jetzigen Leitung des Baues das Tüchtigste erwarten. Was aus einer Kirche, wie unser Dom, durch zweckmäßige Anordnung des Innern zu machen, davon hat ein werthes Mitglied unsres Vereins, m. H., der Bildhauer Scholl in Mainz den schönsten Beweis geliefert — denn das Innere des Mainzer Doms, welches das dortige Capitel sich angelegen sein ließ, darf in dieser Beziehung vollendet genannt werden.

Wir wollen das Beste für unsern Dombau hoffen, denn wir glauben den Sinn der Väter noch nicht ganz erstorben und bauen fest auf den Frommsinn der Rheinländer! — (Schluß folgt.)

III.

Ueber frühere Steuerfreiheit, Gewinn- und Gewerbesteuer in den vormaligen Herzogthümern Jülich und Berg.

Nach den Berichten der Geschichtschreiber war seit dem zehnten Jahrhundert in Deutschland der ordentliche Dienst im Heerbann immer mehr Reiterdienst geworden; er erforderte mithin ein geübteres Heer und nur unter einem Theil der Freien und Dienstmannschaft konnte dies gefunden werden. Dafür wurde Seitens der Dienstherren und des Adels, welcher sich im Laufe der Zeit als ein be-

sonderer Stand ausbildete, von dem in ihrem Amtssprengel ansässigen zur Heerfolge pflichtigen Volke eine Entschädigung verlangt, die oft auf Einwilligung sich gründete, häufig aber auch willkürlich aufgelegt wurde. Dieses neue System und mit ihm der Ritterstand bildete sich in den folgenden Jahrhunderten völlig aus und die Lasten der bürgerlichen Gesellschaft wurden nun auf jene Landsassen aufgelegt, die vom wirklichen Heerbannsdienste früher verschont worden waren. So blieb auch das Verhältniß, nachdem seit Erfindung des Schießpulvers und der hierdurch veränderten Kriegsführung, insbesondere seit Einführung der Soldmiliz, die Dienste der Ritterschaft und ihrer Leute als unbrauchbar und entbehrlich für den Ausgang der Schlachten allmählig aufgehört hatten. Statt des Ritteradels wurden für den Kriegsdienst und für die Landesvertheidigung Söldner angenommen und so der Soldatenstand geschaffen. Die Steuerfreiheit der beträchtlichen der Geistlichkeit zuständigen Güter aber beruhete auf der damaligen allgemeinen Annahme, daß sie, als geistlicher Stand, den Anspruch auf Freiheit (Immunität) von solchen Lasten habe, obwohl überdies historisch erweislich ist, daß selbst deutsche Erzbischöfe mit ihren Dienstmannen und Lehnleuten bei den Heerzügen zu erscheinen, oder sich durch weltliche Vertreter ersetzen zu lassen, verbunden waren.

Ueber den Gesichtspunkt, von welchem aus diese allmählich entstandene Güterbefreiung in der Folgezeit regulirt wurde, bemerkt Justus Möser Folgendes: „So lange der Staat wenig Steuern und hingegen viele tapfere Hände oder Dienstleute forderete, war jede Befreiung ein Zuwachs seiner Macht; ein Dienstmann, der sich auf einen Bauernhof setzte und ihn befreiete, war ein wahrer Gewinn. Wie aber allmählich Steuern erfordert und Söldner angeworben wurden, veränderte sich das Interesse des

Staats, und mit diesem die Politik. Nun mußte man der persönlichen Freiheit Schranken setzen, und versiel auf verschiedene Mittel."

Diese von Justus Möser vorgetragene Ansicht findet man wirklich in den vormaligen Jülich- und Bergischen Urkunden und landesherrlichen Verordnungen über die Steuerfreiheit der Güter wieder. Im Jahre 1670 war für die beiden Herzogthümer Jülich und Berg zum Zweck einer genauen Feststellung der von Schatz und Steuer freien Güter und deren, welche dazu pflichtig waren, eine ungesäumte Description der einzelnen abgabepflichtigen Güter — also die Anfertigung eines Katasters — vom Herzog verordnet worden.

Indessen bald darauf im J. 1672 wurde vom Herzog Philipp Wilhelm durch den mit den versammelten Landständen in Form eines Vertrags errichteten Haupt-Rezeß ausdrücklich verordnet, damit die Anlage des Katasters desto fördersamer fortschreite, solle der Besitzstand des Jahrs 1596, als der Normal-Zeitpunkt für die Freiheit der Güter von Steuern und Auflagen, insbesondere auch von Gewinn- und Gewerbesteuren angenommen werden; wider die absichtlich Ungehorsamen gegen diese Verordnung von 1672 sollte sogar auf das J. 1528 als Normaljahr der Freiheit oder Pflichtigkeit von Abgaben zurückgegangen werden. Ferner wurde ausdrücklich vorbehalten, daß den von den Städten gegen die Ritterschaft hinsichtlich der Besteuerung schon seit frühern Zeiten am Reichskammergerichte angehobenen Prozessen kein Eintrag geschehen solle. Die Jülich- und Bergischen Städte hatten nämlich schon damals sich der Steuerbefreiung der Ritterschaft besonders entgegengesetzt und hierüber waren Rechtsstreitigkeiten veranlaßt worden.

Aus der erwähnten jüngern Verordnung, von welcher der Landesherr selbst erklärt, sie solle „dem Vaterland zum Besten, zum Trost der Unterthanen

und zur schuldigen Rechtsverhelfung" ausgeführt werden, ergibt sich klar die Tendenz des Fürsten, der bis dahin immer weiter um sich greifenden Schatz- und Steuerbefreiung ein festes Ziel zu setzen und so die Lasten der Steuer- und schatzbaren Unterthanen der Herzogthümer nicht ferner zu vergrößern; denn auch für den Landesherrn war der Heeresdienst der großen Güterbesitzer schon damals ohne besondern Werth geworden und demnach eine Beschränkung der Abgabefreiheit, wenigstens eine Hemmung der weitem Ausdehnung dieser Güterbefreiung politisch wünschenswerth.

Mit der Besteuerung der Grundstücke hatte es nun bis zur neuen Gesetzgebung in den Herzogthümern Jülich und Berg folgende nähere Bewandtniß. Die Steuern wurden zum Zweck des jährlich auszuschreibenden Quantum's derselben auf dem Landtage, welcher jährlich gehalten ward, von den Landständen berathen und bewilligt und es fand dafür ein so genanntes Maximum statt. Konnten die landständischen Collegien sich über den Betrag der für das nächste Jahr zu bewilligenden Steuern nicht mit dem Herzog vereinigen, so wurde nach einer jüngern kaiserlichen Provisional-Entscheidung die Summe von 900,000 Gulden in die beiden Herzogthümer ausgeschrieben.

Das Herzogthum Jülich mußte $\frac{2}{3}$, das Herzogthum Berg $\frac{1}{3}$ des jährlichen Steuer-Contingents abtragen.

So viel die hier erwähnte Gewinn- und Gewerbesteuer und deren Natur in den vormaligen Herzogthümern Jülich und Berg betrifft, so verhielt es sich mit dieser Abgabe folgendergestalt: Die Jülich- und Bergischen Ritterfide waren von Landsteuern und von Gewinn- und Gewerbe-Abgaben in der Regel ganz frei. Rückfichtlich ihrer bildete es hierbei keinen Unterschied, ob der Gutbesitzer das Gut selbst bewirthschaftete oder ob er dasselbe an Halb-

winner und Pächter überlassen hatte. Alle andere geistliche, adliche, freie und Lehn-Güter aber, in so weit solche im Jahre 1596 beziehungsweise 1528 und so fortdauernd steuer- und schatzfrei gewesen, wurden nur in dem Falle zur Gewinn- und Gewerbesteuer nicht angeschlagen, wenn dieselben von den Gutsbesitzern auf eigene Rechnung bewirthschaftet wurden.

Ob solche Güter wirklich für Rechnung und auf Gewinn und Verlust des eigentlichen Gutsbesitzers gebauet wurden, darüber mußte dieser und die auf dem Gute bestellten Leute auf jedes Erfordern jederzeit einen Eid ausschwören.

Sobald ein Beständer eines von jenen geistlichen, adlichen, freien und Lehn-Gütern benutzte, wurde für die Dauer dieser Benutzung aus dem bewilligten Steuer-Quantum eine Gewinn- und Gewerbesteuer auf dieses Gut umgelegt. Jedoch wurde bei dieser Umlage von vielen Gütern nur je der vierte, von einigen je der dritte Morgen zur Gewinn- und Gewerbesteuer angeschlagen. Diese Abgabe führte den Namen quarta, tertia colonica, je nachdem bei den bestimmten Gütern die Gewinn- und Gewerbaulage auf den vierten oder dritten Morgen erhoben wurde. Ueber diesen Maaßstab entschied das Herkommen bei den Gewinn- und Gewerbesteuerpflichtigen Gütern.

Wenn nun gleich die obenbezeichneten Güter nicht unter jeder Beziehung von Leistung einer Abgabe frei erscheinen, so waren diese Güter jedenfalls von den wirklichen Grundsteuern frei; denn jene Gewinn- und Gewerbesteuer haftete nicht als fortdauernde Last auf dem Gute, sondern sie war mehr eine Last des Beständers solcher Güter, sie war im Sinne der hierüber vorhandenen Verordnungen wahre Gewinn- und Gewerbesteuer des Beständers; denn dieser, welcher auf fremden Gütern saß und ohne dem Staat mit den Waffen oder auf sonstige Art zu dienen,

nur für sich und seinen Vortheil schaffte, sollte zu den Landeslasten auch beitragen, so wie denn früher in Deutschland überhaupt Geistlichkeit und Adel von Abgaben in Ansehung des von ihnen selbst gebauten Landes in der Regel frei, dagegen ihre Hinterlassen zu den öffentlichen Abgaben pflichtig waren.

Diese Steuer, welche der Beständer eigentlich leistete, hörte deshalb auch sofort auf, sobald derselbe vom Gut abzog und dieses vom wahren Besitzer wieder in eigenem Namen, auf eigenen Gewinn und Verlust kultivirt wurde. Daher war diese Gewinn- und Gewerbesteuer (wie übrigens auch der Name bezeichnet) keine Real-, sondern eine bloße Personalsteuer. Sollte auch seit unvordenklicher Zeit ein solches steuerfreies Gut nur mit Pächtern oder sonstigen Beständern besetzt, mochte dasselbe vom Gutseigentümer selbst nie kultivirt worden seyn; so ging deshalb die Steuerfreiheit des Gutes nicht verloren; die Gewinn- und Gewerbesteuer dauerte nur so lange fort, bis der Gutsberechtigte das Gut selbst zur Bewirthschaftung antrat, und mit dem Abzuge des Beständers dessen bisherige Gewinn- und Gewerbpflichtigkeit wegfiel; denn diese ruhte auf dem Gewerbe des Gutsbeständers, als solchen.

Uebrigens wurde eine f. g. Gewinn- und Gewerbaufgabe früher auch wohl benutzt, um die mit keinem oder ganz unbedeutendem Grundeigenthum angefahrenen Unterthanen zu den öffentlichen Lasten heranzuziehen; insbesondere ist dem Schreiber dieses Aufsatzes eine nicht unbedeutende Dorfschaft im bergischen Lande bekannt, in welcher unter der alten Steuer-Verfassung von jedem Dorfbewohner, ausgenommen vom dortigen Rittergutsbesitzer, jährlich drei Rthlr. ediktmäßig als Gewinn und Gewerbe erhoben, auf das diese Dorfschaft treffende Grundsteuer-Quantum zuvörderst in Abzug gebracht und der bleibende Grundsteuer-Betrag auf die steuerba-

ren beziehungsweise auf Gewinn- und Gewerbesteuernden Güter umgelegt wurde.

Es wird angegeben, der nächste Grund dieses Verhältnisses habe darin bestanden, daß jeder entweder gar nicht oder unbedeutend mit Grundstücken angeessene Dorfbewohner als verpflichtet gegolten, „drei Morgen Landes in der Steuer zu vertheiligen“ und so gerade den unabänderlichen Satz von drei Rthlr. jährlich beizutragen. In jener Dorfschaft waren übrigens den Einwohnern zugleich ganz ungewöhnlich einträgliche Nutzungsrechte an den im Gemeindebann belegenen Wiesen und Waldungen z. B. eine s. g. Natweide u. dgl. zuständig; eben die geringstbemittelten Einsassen zogen, wie dies auch heute noch der Fall ist, den meisten Vortheil hieraus.

Ueberhaupt wurden die in den frühern Jahrhunderten hauptsächlich nur in den Städten eingeführten Gewinn- und Gewerbesteuern späterhin auch auf die Land-Distrikte übertragen und von deren Bewohnern erhoben.

Die noch für den Bereich des vormaligen Großherzogthums Berg ic. fortbestehende gesetzliche Wirkung der Grundsteuerfreiheit früherer Zeit (welche Gottlob durch die neuern Gesetze aufgehoben und hierdurch einer unverjährbaren Forderung der Gerechtigkeit auf gleichheitliche Uebernahme der öffentlichen Lasten und Abgaben von allen Klassen der Staatsglieder Genüge geleistet wurde) äußert sich heute darin, daß in jenen Landestheilen in der Regel nur der Eigenthümer eines ehemals steuerfreien Grundstücks bei der jährlichen Leistung, so wie bei der Ablöse einer auf solchem Grundstücke haftenden Reallast, sie bestehe in Zehnten oder andern besondern Abgaben, zu einem Fünftel-Abzug von diesen Reallasten berechtigt ist; indem gesetzlich angenommen wird, daß der Berechtigte zu $\frac{1}{5}$ der dormaligen Grundsteuer des belasteten Grundstücks beizuz-

tragen verbindlich, folglich der verpflichtete Grundbesitzer befugt ist, den fünften Theil der jährlichen Leistung beziehungsweise des Ablösungs-Kapitals in Abzug zu bringen.

Zulpich, 1836.

Heister.

IV.

Ein Wort zur Würdigung der von Herrn Dr. Dünker ausgesprochenen Ansichten über den Unterricht in den alten Sprachen an Gymnasien.

(Siehe Novemberheft der Rhein. Prov.-Blätter 1836.)

Νομισατε δὲ, τοὺς τοιοῦτους τὰ μὲν δημόσια ἀδικεῖν, τὰ δὲ ἴδια ἀναλοῦν· καὶ τὸ πρᾶγμα μέγα εἶναι, καὶ μὴ οἶον νεωτέρῳ βουλευσάθαι τε καὶ ὀξέως μεταχειρίσασθαι.
Thucyd.

Es ist eine unerfreuliche, aber oft gemachte Erfahrung, daß, wie auf dem Felde der Politik, so im Gebiete der Wissenschaft und Kunst die Sprecher oft nicht die Kenner sind, das Gesagte also, obgleich durch die Presse veröffentlicht und wie zu allgemeiner Beherzigung hingestellt, keineswegs den wahren Bestand der Sache darzulegen geeignet ist. Wenn wohlgesinnte und umsichtige Männer aus reinem Interesse für die Wissenschaft ihre Erfahrungen anspruchlos mittheilen, ¹⁾ so kann dieses nur erfreulich und fruchtbringend sein; aber eben so widerlich und nachtheilig ist es, wenn Unberufene aus Eitelkeit, oft gar aus Eigennutz ihre Stimmen überlaut erheben, und, was Besonnenheit und Erfahrung gründ-

1) Wir gedenken hier mit Vergnügen mancher trefflichen, in diesen Blättern mitgetheilten Bemerkungen des Herrn J. Haupolder über das Schulwesen.

lich aufbauten, mit verwegener Hand, und mit jugendlicher Unbesonnenheit anzutasten und zu erschüttern suchen.

So hat kürzlich Hr. Dr. Dünker in diesen Blättern einen Aufsatz über den Unterricht der alten Sprachen an Gymnasien einrücken lassen, der den Mann vom Fache in zweifacher Hinsicht in Verwunderung setzen mußte: für's erste, daß ein junger Mensch, der die Universität noch nicht lange verlassen und sich noch nicht practisch an einem Gymnasium ausgebildet hat, es wagte, sich in einem, von den gediegensten, erfahrensten Männern so vielfach durchdachten und besprochenen, von der Schulbehörde einer besonderen Aufmerksamkeit gewürdigten Lehrzweige als Tadler und Reformator einer, freilich nur seiner Meinung nach bestehenden Methode aufzuwerfen; dann aber, daß mit Ausnahme einiger, mehr oder weniger zu billigenden Vorschläge, Alles, was er zur Verbesserung des lateinischen Unterrichts empfiehlt, seit Jahren bereits in den Gymnasien eingeführt und befolgt ist, so, daß es fast den Anschein hat, als wolle Herr Dünker, unbekümmert um die Gegenwart, gegen eine, ihm vielleicht noch aus seinen Kinderjahren vorschwebende Methode zu Felde ziehen, und als habe er in Betreff der Aufnahme und Vertheilung des Lehrstoffes die Schulnachrichten aus den letzten Programmen abgeschrieben, um das aus denselben Erlernte als ganz neu von ihm entworfen in die Welt zu posaunen. Beides, das Urtheil eines so incompetenten Richters, wie die Verkennung des gegenwärtigen Standpunktes des Unterrichts, könnten wir ungeahndet vorüber gehen lassen, wenn wir voraussetzen dürften, daß diese Blätter nur von Sachverständigen gelesen würden. Da aber manche, mit der Einrichtung der Gymnasien nicht genauer vertraute Eltern durch Aufsätze der Art eine ganz verkehrte Ansicht von Schule und Lehrer bekommen

und abgeschreckt werden könnten, ihre Eöhne Anstalten anzuvertrauen, wo ihnen, statt geistiger Nahrung, von unwissenden Lehrern nur Unsinn ²⁾ und Irrwust, wie der Verfasser sich ausdrückt, geboten wird; so wollen wir, ohne uns für jetzt auf eine genaue Beurtheilung des ganzen Aufsatzes einzulassen, nur die, am meisten auffallenden Bemerkungen des Herrn Dünker über den lat. Unterricht in den untersten Klassen der Gymnasien etwas näher beleuchten.

Um die Wichtigkeit des lateinischen Sprachunterrichts hervorzuheben, vergleicht ihn Hr. Dünker mit dem der übrigen Sprachen und behauptet geradezu, daß die Muttersprache am wenigsten geschickt sei, die Denkkraft zu erregen und daß ihre Betrachtung nur in sofern nützlich sei, als sie ihm später bei den alten Sprachen zur Versinnlichung und Vergleichung diene. Es ist uns nicht unbekannt, daß Manche diese Ansicht theilen; und wir wollen daher mit dem Verfasser eines Aufsatzes über den lateinischen Sprachunterricht, wie er ihn überschreibt, um so weniger rechten, da wir nicht wissen, ob er hier aus Ueberzeugung spricht, oder sich nur aus Mangel an Umsicht und eigener Erfahrung auf die, von ihm angeführte Stelle aus der Schrift eines, von uns geachteten Schulmannes stützt. Nur können wir nicht recht begreifen, was denn der Verf.

- 2) So nennt es Hr. D., daß der Lehrer der Sexta und Quinta den Schülern nicht den Unterschied einer Vergleichung mit und ohne quam erkläre; daß er die Regel von den Städtenamen, von der dem Hrn. D. selbst erst seit wenigen Monaten eine andere Ansicht beigebracht ist, noch in bisheriger Weise lehre; daß der Grund, warum nach den Verbis des Fürchtens daß ne, daß nicht ut heißt, nicht angegeben werde u. s. w. Wer erkennt nicht gleich hier einen Beweis von ganz außerordentlichem Mangel an pädagogischem Takt!

hier unter Betrachtung der Muttersprache versteht. Meint er damit — und so scheint es fast — ein bloßes Auffassen von Benennungen todter Formen und Ausdrucksarten mit dem Gedächtniß; so sehen wir nicht ein, wie eine solche Betrachtung für den lateinischen Unterricht von Nutzen sein könne, da der Schüler sich dieser Formen, auch ehe sie ihm in Paradigmaten und Rubriken vorgeführt wurden, meist richtig bedient, und also bei Erlernung einer fremden Sprache auf die Muttersprache, als eine ihm schon bekannte immerhin verwiesen werden kann. Ist aber dem Herrn Dünker Betrachtung, was wir darunter verstehen, ein Zergliedern des Sprachbaues, eine Entwicklung der Bedeutung der einzelnen, nicht zerstreut liegenden, sondern zu einem lebendigen Ganzen verbundenen Glieder der Perioden; ein Eindringen in die mannigfaltigen Formen der Satzgefüge und deren Bedeutsamkeit für die Modificationen des Gedankenausdruckes u. s. w.; so wird er, wenn er das weite Gebiet, welches sich hier dem gebildeten Lehrer für die Uebung der Denkkraft eröffnet, zu übersehen im Stande ist, mit uns eingestehen müssen, daß für die untern und auch mittlern Klassen, wo der Schüler an dem regelhaften gothischen Wunderbau mit seinen vielen Spizthürmen, mit dem der Verf. die lateinische Sprache vergleicht, noch nicht sonderlich viel zu bewundern findet, und von der Heimlichkeit in den himmelhohen Gängen noch gewaltig wenig verspürt, kein Lehrgegenstand wohl mehr geeignet ist, dem Knaben sein inneres Leben aufzuschließen, zum Bewußtseyn zu bringen und seine geistigen Kräfte zu entwickeln, als gerade die Muttersprache. Wir können uns hier nicht weiter über diesen Punkt verbreiten, da es nicht unsere Absicht ist, einen Gegenstand, der seit Herling und Becker den Weg eines wissenschaftlichen Unterrichts in der deutschen Sprache gezeigt haben, in den bessern Schu-

len der größten Aufmerksamkeit gewürdigt, und dessen erfolgreicher Einfluß selbst auf den Unterricht in den alten Sprachen längst anerkannt ist, hier durch nähere Erörterungen zu empfehlen, und den Verächtern der Muttersprache die Beschränktheit ihrer Ansichten nachzuweisen. Wir schicken diese Bemerkungen nur voraus, um anzudeuten, daß in dem Unterrichte der deutschen Sprache, aus dem Herr Dr. D., der Eiferer gegen alles mechanische Treiben, kaum etwas zu machen weiß, der alte Schlendrian verlassen ist und die Jugend mit dem lebendigen Kern der Sprache erfreut wird. Wir wollen nun sehen, ob denn der lateinische Unterricht in den untern Klassen so geistlos getrieben wird, wie Herr Dünker, den sämtlichen Lehrern der untern Klassen den Stab brechend, behauptet, und ob hier solche Männer arbeiten, von denen es in genanntem Aufsatze heißt: „die Sache ist so arg, daß man den Satz: *quisque prae-sumitur bonus* für die Lehrer der genannten Klassen, besonders für die alten Sprachen umkehren muß. Zum Ekel haben diese sich an der Sprache ihre nothdürftige Kenntniß geholt und plagen nun im gewöhnlichen Schlendrian sich und den Schüler, froh, wenn die Stunde, und noch froher, wenn das Schuljahr aus ist u. s. w.“ Das heißt doch wahrlich einer ganzen Klasse von Lehrern den Fehdehandschuh hinwerfen und obendrein die Schulbehörden, die namentlich im Preussischen Staate so unablässig bemüht sind, durch Heranbildung und Gewinnung tüchtiger Lehrer den Unterricht in allen seinen Zweigen zu vervollkommen, einer unverzeihlichen Kurzsichtigkeit und Nachlässigkeit beschuldigen! Man darf es mit Herrn Dr. D. so genau nicht nehmen; jugendlicher Eifer und die Freude der neuen Autorschaft, die in dem ganzen Aufsatze hervorblitzt, haben ihn das rechte Maß in

seinen Aeußerungen nicht finden lassen. Zur Sache.

Herr Dr. Dünker, der, wie es scheint, ein Fremdling in seiner Heimath geworden ist, mußte doch wohl zunächst die beiden Gymnasien seiner Vaterstadt im Auge haben, indem er sein Geschrei erhob, und an eine Reform dachte; denn sonst hätte er billigerweise mit ein paar Federstrichen dieser, und namentlich der Anstalt, der er seine frühere Bildung verdankt, auf eine ehrenvollere Weise gedenken müssen. An diesen beiden Anstalten aber ist der latein. Unterricht in den Händen wissenschaftlich gebildeter, dienstfertiger Männer, die jedenfalls eine zuverlässigere Urkunde ihrer Tüchtigkeit im Schulfache aufzuweisen haben, als Herr D., der noch keine öffentliche Probe seiner Lehrfähigkeit abgelegt hat, und von dem man noch erst erwarten muß, was aus ihm werden kann. Von solchen Männern, die nicht nur vor einer wissenschaftlichen Prüfungs-Commission ihr Examen rühmlich bestanden, sondern auch erst nach einer Reihe von Jahren, nachdem sie ihre Lehrfähigkeit auf unbezweifelte Weise an Tag gelegt, ihre Anstellung gefunden haben, kann doch wahrlich nicht vorausgesetzt werden, (Hr. D. setzt nur voraus) daß sie nur das mühsam angelernt haben, was sie in Sexta und Quinta zu lehren haben, und daß sie, den alten Schlenbrian gehend, im Bewußtseyn ihrer Leerheit froh sind, wenn die Stunde, und noch froher, wenn das Schuljahr zu Ende geht. Wie in Köln, so ist es unseres Wissens — und dieses möchte in dieser Hinsicht leicht weiter reichen, als das des Hrn. D. — auch an den meisten andern Gymnasien bestellt; und wenn hier und da noch ein Mann steht, der nicht gerade die wissenschaftliche Bildung besitzt, wie sie heutiges Tages auch von dem Lehrer der untern Klassen gefordert wird; so muß er, sollte er anders von den Schulbehörden geduldet werden, entweder in seinem

Sache noch immerhin zur Zufriedenheit wirken, oder es stehen der Beseitigung eines solchen Mißstandes Hindernisse im Wege, die nur ein, mit den Verhältnissen Vertrauter zu würdigen versteht.

„Man bilde und erhalte sich gute Lehrer“ sagt Herr Oberlehrer Seul, wahrscheinlich aber ohne solche gehässige Seitenblicke; und gute Lehrbücher, fügt Herr Dr. D. auf sein kürzlich erschienenen Lehrbuch der lat. Sprache deutend, selbstgefällig hinzu. Die Wahrheit dieser Forderungen ist von den Schulbehörden längst anerkannt, und deshalb verlangen diese nicht nur, daß der neu anzustellende Lehrer sich auf den Gymnasien und Hochschulen gehörig vorbereitet, sondern auch in sogenannten Probejahren sich als tauglich bewährt habe, wohl erwägend, daß der gelehrteste, examinierte und zum Doctor promovirte Candidat immer noch ein ganz unbrauchbarer, schlechter Lehrer seyn könne; und was die Schulbücher betrifft, so darf keines derselben ohne vorherige sorgfältige Prüfung und höhere Genehmigung eingeführt werden. Damit soll nun keineswegs behauptet werden, daß die bereits eingeführten Schulbücher nicht Mängel haben und durch neue bessere verdrängt werden könnten; das Schlechte räumt auch hier dem Guten den Platz, und Hr. D. hätte daher, wenn sein Lehrbuch so vortrefflich ist und so unfehlbar aus der bisherigen Finsterniß zum Lichte führt, durchaus nicht nöthig gehabt, sein Vorwort zur Anleitung für den Lehrer mit einer so unausstehlichen, an das Ungeziemende gränzenden Ruhmredigkeit zu entstellen. Der wahre Förderer der Wissenschaft wird einer gerechten Anerkennung seiner Verdienste ohne alles Selbstlob gewiß seyn können. Durch diese außerordentliche Anpreisung des eignen Werkes, in welchem, wie es in genanntem Aufsatze heißt, dem bisherigen Unsinne, der gelehrt wird, und den vielen

Uebelständen endlich einmal abgeholfen werden soll, wurden wir, obgleich wir uns sonst durch solche Nebenarten gerade abschrecken lassen, zur Prüfung des genannten Lehrbuchs veranlaßt, um zu sehen, ob denn wirklich die bisher gebrauchten Schulbücher durch den Glanz des jungen Lichtes so sehr in Schatten gestellt wurden.

Hier stießen wir gleich bei den ersten Kapiteln, so wie nachher in dem ganzen Buche auf manche Bemerkungen und Regeln, die für die Schüler der untern Klassen nutzlos sind und zum Theil ihre Fassungskraft übersteigen. Die Formenlehre ist mit Ausnahme von einigen Ueberladungen, die man hier am wenigsten erwartet hätte, meist fleißig und gut bearbeitet; die Aufzählung der unregelmäßigen Verba, mehr aber noch die Syntax gleichen fast einem bloßen Inhaltsverzeichnis. Damit ist aber dem Schüler der untern Klassen, der sich außerhalb der Unterrichtsstunden zu Hause in seinem Lehrbuche Rathes erholen soll und sich ohnehin noch nicht recht in seine Grammatik zu finden weiß, wenig gebient. Hier wird eine gewisse Umständlichkeit, eine Erläuterung durch Beispiele u. s. w. erfordert. Ueberhaupt mögen zwei Dinge den Verf. vom rechten Wege abgeleitet haben; einmal das Streben nach Kürze, um sich nicht den, von ihm selbst über andere Grammatiker ausgesprochenen Tadel der Dilettantigkeit zuzuziehen; und zweitens, die Sucht durch Neues zu glänzen. Jenes schützt ihn dennoch nicht vor dem gefürchteten Vorwurf, da sein Büchlein, hätte er das, was er zum Nachtheil der Brauchbarkeit nur andeutete, gebührend ausgeführt, wenigstens noch einmal so stark geworden seyn würde; und diese hat ihn mit sich selbst in Widerspruch gebracht. Denn wer darüber klagt, daß man den armen Knaben Unverdauliches in den Schulen biete, der hätte doch wohl nicht Dinge, wie

wir sie Seite 9 §. 19 u. f., nicht Definitionen ¹⁾, wie §. 130, nicht Regeln wie §. 102 ²⁾, s. 118 ³⁾, §. 126 zum Theil §. 127 u. f. w. in diesen Cursus aufgenommen.

Es entsteht nun die Frage, ist durch dieses Buchlein wirklich einem bisher gefühlten Bedürfniß abgeholfen worden? Die Antwort liegt zum Theil in dem bisher Gesagten; wir fügen noch Folgendes hinzu. Die Grenzbestimmung oder Scheidung des Materials für die untern Klassen ist ganz dieselbe, wie sie in den, an den beiden Kölnischen und manchen andern Gymnasien schon seit acht Jahren eingeführten latein. Übungsbüchern durch eine vorgedruckte Uebersicht, durch genaue Stufenfolge vom Leichterem zum Schwerern und durch stete Hinweisung auf die, dem latein. Unterrichte zu Grunde liegenden Grammatiken genau vorgezeichnet ist, so daß also, wenn die Klage des Hrn. D. über Planlosigkeit des Unterrichts gegründet wäre, hier der, einer solchen Anleitung bedürftige Lehrer die bestimmteste Richtung finden konnte. An mehreren andern Anstalten sind ähnliche Cursus, wie Hr. D. verfaßt hat, zu Grunde gelegt. Die Gramma-

- 3) Hier lesen wir: „Der Coniunctiv brüdt eine vorhanden seyn könnende Thätigkeit aus. Daher steht er u. s. w.“ Für den Quintaner gewiß sehr faßlich!!
- 4) Was der Verf. jüngst erst gelernt hat, daß nämlich der sogenannte *Genit.* bei Städtenamen der 1ten und 2ten Declination im Singul. eigentlich eine Dativ- oder Ablativ-Form sei, wird hier zur Verwirrung des Knaben aufgenommen. Sonst hieß es: der Name der Stadt steht auf die Frage wo? im Genitiv, die Apposition aber im Ablat. Hier heißt es: der Name der Stadt steht im Dativ, die Apposition im Ablat. Was ist mit solchem Plunder, den Cicero selbst nicht kannte, für den Knaben gewonnen?
- 5) Der Verf. erklärt: *Hostilius Romulo ferocior fuit*; in Bezug auf den Romulus. Warum nicht gar wie Otto in seiner Grammat. „durch den Romulus“?!

til von Schulz, die an den meisten Gymnasien gebraucht wird, und selbst die kleinere Grammatik von Zumpt ist so eingerichtet, daß die Grundregeln von den Ausnahmen und schwierigeren Fällen durch den Druck unterschieden sind. In der Anordnung der Regeln befolgt Hr. D. meist den gewöhnlich befolgten Gang. Seine Ansicht über die, den Schülern zu gebenden Aufgaben und Uebungen ist eine alte. Er hätte, wenn er dem lat. Unterricht nur wenige Stunden hätte bewohnen wollen, noch gar Vieles, woran er nicht einmal gedacht hat, erlernen können.

Aus diesen Bemerkungen wird man ersehen, daß es lange nicht so übel um den lat. Unterricht an den Gymnasien steht, wie Hr. D. glaubt und das Publicum glauben machen will; daß der Weg, den dieser so dringend empfiehlt, vielleicht ohne sein Wissen, aber gewiß schon lange vor seinem Reformationsplan befolgt ist, und daß er, der so wehmüthige Klagen über die arme, durch Unsinn mißhandelte Jugend ausstößt, nach diesen Versicherungen, wenn er ihnen anders Glauben schenkt und sein Schmerzgefühl wahr ist, alle Ursache hat, sich über die längst geschehene Rettung derselben recht herzlich zu freuen.

So stark wir uns auch hier und da über die Angriffe des Hrn. D. ausdrücken mußten, so dürfen wir doch die Versicherung geben, daß es uns durchaus nicht in den Sinn gekommen ist, aus unredlichen Absichten die wissenschaftlichen Bestrebungen und den Eifer desselben für das Gute zu verkennen und in ein zweideutiges Licht zu stellen; wir hegen vielmehr den aufrichtigen Wunsch, daß es ihm gelingen möge, im Felde der Wissenschaften recht segnenreich zu wirken und sich den Dank und die Hochachtung der gelehrten Welt zu erwerben. Und damit er sich hier eines größern Beifalls zu erfreuen habe, als bei seinem frühern Auftreten im Gebiete des Humors; so ertheilen wir ihm schließlich den

wohlgemeinten Rath, mit seinen bereits angekündigten pädagogischen Schriften nicht eher hervorzutreten, bis er deren Gediegenheit und Brauchbarkeit an der Seite erfahrener Männer an einem Gymnasium durch eine acht- bis zehnjährige Praxis erprobt gefunden hat; und selbst dann wird Bescheidenheit eine empfehlende Zugabe seyn. —

Köln, den 17. Dezember 1836.

Mehrere Gymnasiallehrer.

V.

Welche Stelle nimmt das Tanzen unserer Zeit unter den nothwendigen Leibesübungen der weiblichen Körperbildung ein. ¹⁾

„Siehe, wie schwebenden Schritts im Wellenschwung
sich die Taare
Drehen, den Boden berührt kaum der geflügelte Fuß.“
Schiller.

Daß das Tanzen nicht bloß als gesellschaftliches Vergnügen, sondern auch als gymnastische Übung betrachtet werden könne, darin stimmen selbst alle Aerzte überein; dieß kann aber nur dann der Fall seyn, wenn es in den Schranken der Mäßigung, der Kunst und des Anstandes bleibt. Ich erlaube mir daher nur einige Bemerkungen über die Vor- und Nachtheile des Tanzens, als Leibesübung, hier niederzuschreiben.

Möchten die schönen Tänzerinnen zuerst beherzigen, was Frau von Fouqué erinnert: „daß man nicht in die Liebenswürdigkeit hineinspringe, daß das Talent geübt seyn will, und man zu Vorbildern hinauf und nicht hinab sehen müsse.“

In der freien, über der Erde hinschwebenden Be-

1) Dem „Allgem. Anzeiger der Deutschen“ 1836. Nr. 309 entnommen. D. S.

wegung des Körpers scheint die junge Seele sich freudig zu entfalten, die losgebundenen Schwingen im harmonischen Tacte beweglich zu halten. Die Füße heben sich unwillkürlich, so wie die Musik ruft; das hochschlagende Herz, von keiner Sorge beschwert, hüpfet unruhig in der Brust. Die Glieber, das Auge, die verschönte Gestalt schwimmt auf den Wellen der Töne. Man sieht, ist nur Unbefangenheit und Grazie dabei, den leichten Windungen mit Theilnahme zu, und bewundert, wie das Gesegliche durch Uebereinstimmung der inneren und äußeren Anklänge immer mehr zur völligen Freiheit geabelt wird. Jede Bewegung des Körpers ist nothwendig und scheint doch frei. Es ist etwas Genügendes darin, das wohlthut, und noch außer dem Behagen an dem Vergnügen Anderer angenehm unterhält.

Immer wird freilich jenes Zusammenfallen des Tones nicht angetroffen, auch bleiben die Grazien häufig aus, und manche Schöne springt im Ballsaale, wie ein Lämmlein auf der Weide, in unbekümmerter Zuversicht gegen Maß und Tact umher. Die kurze Freude büßt sie dann aber auch nur zu bald durch vergebliches Schmachten nach der allgemeinen Lust, von welcher die Unbeholfenheit unerbittlich ausschließt. Das demüthigende Gefühl, welches der Zurückgewiesenen nach solcher Erfahrung bleibt, reicht hin, ein Sporn zu größerer Vervollkommnung in der hoch angeschlagenen Tanzfertigkeit zu werden. Ein stets gestachelter Wettseifer zwingt zur höchsten Anstrengung. Die allenfalls entbehrliche Zugabe des Lebens wird Zweck desselben. Die Kunst, von der alle Köpfe spuken, wird zum Vorwande gewählt, das eitle Bemühen zum Studium zu erheben. Draperien, Stellungen, Pantomimen, die tragische und komische Muse, Alles wird zu Hülfe gerufen, das Auge über den flüchtigen Erfolg so weit hergeholter Anstalten zu täu-

sehen. So wird der gesellige Tanz unvermerkt zum Ballette. Schon haben sich die Grenzen zwischen beiden fast verwischt. Auf unserem deutschen Boden, mitten unter unseren deutschen Jungfrauen, sehen wir plötzlich die südlische Tänzerin, die den reinen Leib zu Verdrehungen und jedem Begriff keuscher Jungfräulichkeit widersprechenden Bewegungen zwingt, mehr wollüstige Anmuth, als Reinheit des Sinnes entwickelnd.

Der Tanz, sagt die Gräfin von Wallenburg, ist ferner ein kunstvolles Spiel, welches wir mit unseren Gliedern nach bestimmten Regeln und dem Musiktacte treiben. Es ist genug gewarnt und gerathen worden, daß man sich das Tanzvergnügen nicht in Gift für die Gesundheit verwandeln solle. Man hat auch mancherlei Vorsichtsmaßregeln empfohlen, um das Tanzen möglichst unschädlich zu machen. Aber die Lust der Jugend reißt sie fort; die Leidenschaft ist in stürmender Bewegung, und auf die Ansprüche der Vernunft wird nicht geachtet; und wenn man, um eines Abends auf dem erleuchteten glänzenden Ballsaale willen, auch den Keim des nahen Todes oder eines fiebern Lebens legt: die eiteln Mütter freuen sich doch, wenn ihre Töchter die besten Tänzerinnen sind, am öftersten aufgefordert werden, mögen sie auch ihrem Grabe entgegen tanzen.

Wenn die ernste, steife Menuett, wo sich die geschickte Tänzerin in allem Glanze zeigen konnte, als eine lächerliche Posse, schon längst von den Ballsälen verbannt ist, so ist an ihre Stelle ein flügel-schnelles Hüpfen und Springen getreten. Wahrlich, wenn man jetzt die Tanzenden sieht, so wird man an die Feste der rasenden Bacchantinnen erinnert. Ich zürne mit Recht darauf. Welche Wildheit, welch' ein Ungestümm, welch' ein Taumel! Welch' eine Anstrengung nimmt man bei diesen Tänzen wahr! Das Kleid fliegt dann, wie vom Sturmwind er-

griffen, der Tänzerin nach, und ist es absichtlich kürzer geschnitten, um in den raschen Bewegungen nicht hinderlich zu werden, so sieht man mehr als den Fuß, und mehr sollte die anständige Jungfrau nicht zeigen.

Dr. Sponhser, welcher 1795 über das Tanzen in pathologisch-moralischer Hinsicht schrieb, wo die stürmischen Cotillons und Galoppaden noch nicht Mode waren, verdient mit Aufmerksamkeit gehört zu werden. Der Tanz, sagt er in seiner, allen Erziehern und Freunden der Jugend gelegentlichst empfohlenen Abhandlung, in diätetischen Schranken, ist ein treffliches gymnastisches Mittel, den Körper durch Bewegung zu stärken und den Geist aufzuheitern. Und so würden dieser Er göglichkeit gar nicht jene Vorwürfe des mannichfaltigen Nachtheils gemacht werden können, welche das Uebermaß dieses heut zu Tage leider so ausschweifenden und zerstörenden Vergnügens nur zu sehr verdient.

Im Tanzen werden alle Glieder in eine Bewegung versetzt, die von jeder anderen, sie habe Namen, wie sie wolle, beträchtlich abweicht. — Es sei nun mäßig oder heftig, aufheiternd oder stärkend, oder ermüdend und schwächend, so ist doch keine andere Bewegung durch Fahren, Reiten, Schaukeln u. s. w. mit ihr zu vergleichen. Bei jenen Bewegungen wird entweder die ganze Maschine nur durch Stöße allgemein erschüttert, oder einzelne Theile, als der Unterleib, die Arme bewegt, und Füße und Schenkel ruhen; oder der Körper wird sanft hin und her bewegt, niemals aber eine sonderlich merkliche Veränderung des Kreislaufes der Säfte dadurch hervorgebracht. Hier aber nimmt jedes kleinste Glied Antheil an der Bewegung; der Umlauf der Säfte in den kleinsten Gefäßen wird vermehrt, alle Absonderung und Aussonderung verstärkt, das Blut beim mäßigen Tanzen gleichmäßig

gemischt, seine fortschreitende sowohl, als Seitenbewegung befördert, der Nervenreiz erhöht, die Biegsamkeit und Gelenkigkeit der Gliedmaßen geübt: und Alles dieß, mäßig, im Verhältniß der Kräfte und Constitution des Körpers getrieben, muß offenbar dessen Vollkommenheit befördern, der Energie des Nervensystems einen vortheilhaften Schwung geben und wohlthätig für Geist und Körper seyn. — Tanzte daher Jedes nach seinen Kräften, seinen besonderen Anlagen, seinem eigenen Grade der Gesundheit gemäß, so würden wir nicht Ursache haben, über die Nachtheile des Tanzens zu seufzen; wir würden sogar dieß diätetische Stärkungsmittel zur Hebung gewisser langwierigen Krankheiten empfehlen, wo es mehr, als Arzneimittel zuweilen, leisten würde; unsere Schönen würden durch Uebung ihrer Gliedmaßen die Ausbildung ihres Wuchses, das Ebenmaß, die Gesundheit und Schönheit ihres Körpers befördern, ihrem Gange eine gewisse Grazie geben, und manchem äußeren Angriffe verletzender Dinge eher widerstehen können. Wie sehr gehen aber nicht alle diese Vortheile durch die täglichen Mißbräuche des Tanzens und die Art der gewöhnlichen modischen Tänze verloren! — Daher wird Geist und Körper zerrüttet, und das Vergnügen zwecklos; denn an Gesundheit wird dabei nicht gedacht. Statt Aufheiterung, Belebung zu den Geschäften des folgenden Tages in dem Mädchen oder der Mutter zu bewirken, ist Ueberdruß, üble Laune, Ekel und Schwäche ihr Loos, denen im Gegentheil der Gesundheit Nervenschwäche, mannichfaltige Gebrechen, Krüppelichkeit u. s. w. nachfolgt. Alles dieß nimmt uns nicht Wunder, wenn man auf die Arten der zerstörenden Tänze, die Sorglosigkeit in Vermeidung der dabei vorkommenden Fehler sieht.

Zuerst kommt hierbei das unvorsichtige Trinken kalter und heißer Getränke in Betracht. Durch heftige Bewegung werden die flüssigen, feis-

neren Bestandtheile der Säfte zerstreut; der schnelle Umlauf in den Lungensäften, das Einathmen des heißen, schädlichen Dunstes macht die absondernde und ausdünstende Oberfläche der Lunge trockener, rauher; dadurch wird der Nervenreiz verstärkt, die in ihr enthaltenen Säfte werden schlaff, verdorben; eben so geht es der inneren Fläche des Mundes, Halses, welche beständig reizen und Trockenheit verursachen; — daher entsteht das unangenehme Gefühl des Durstes. Unbedachtsam überläßt sich gern die Jugend diesem Gefühl und verschluckt (nicht so leicht kaltes, weil dieß Jeder für schädlich hält) eine Menge warmes, süßes Wasser, gewöhnlich mit geistigen und anderen hitzigen Bestandtheilen geschwängert. Hierdurch wird nun die Ausdünstung noch stärker befördert und in triefenden Schweiß verwandelt, während jene heftige Bewegung immer fortgesetzt wird.

Dazu kommen die engen Schuhe und Kleider, welche die Säfte und Gefäße zusammenpressen, und die Anhäufung des Blutes nach den inneren Theilen vermehren, die doch auch durch heftige Bewegung nach außen gedrückt werden; hierdurch aber entsteht Umwendung des Kreislaufes, die sich durch Beängstigung, Anschwellung des Körpers, Ohnmachten u. s. w. hinlänglich offenbart. Die Füße leiden natürlich bei dieser Anstrengung am meisten. Nicht minder schädlich wird die heftige Erschütterung für Unterleib und Brust.

Vorzüglich leidet der Unterleib durch die bewirkten öfteren Zusammenpressungen und Erschütterungen an Schwäche der Eingeweide und gestörtem Kreislauf, Verhärtung und Verstopfung; daher gestörte Verdauung, fehlerhafte Mischung des Nahrungssaftes mit Erzeugung mannichfaltiger Schärfen, woraus Hitzblattern, Finnen des Gesichts, der Nase, der Stirn, Kopfschmerzen, Flüsse und andere bössartige, hartnäckige unbezwingliche Krankheiten,

vorzüglich in späteren Jahren entstehen. Nicht minder traurig sind die Krankheiten der Brust durch Verstopfung der feinem Gefäße, als Husten, Katarrh, Schnupfen, Lungensucht, Blutspucken u. s. w. Diese Wirkungen sind nun an sich schon böse genug, aber um vieles bössartiger werden sie durch die schädlichen Einflüsse der mit erregten Leidenschaften gemacht.

Dresden.

J. A. E. Werner,
Lieutenant von der Armee.

VI.

Literatur, Landkarten, Lithographien.

- 1) Correntino von Medici. Trauerspiel von Wilhelm Plate. Bonn bei König und van Borcharen. 1836.

Ueber den Zustand unserer jezigen dramatischen Kunst guerst ein kleines Vorwort; denn mit den Redensarten unserer jezigen Kritiker „sie ist offenbar im Verfall“ ist wenig gethan, weniger erkannt, am wenigsten bewiesen. Solche Redensarten heißen überhaupt gar nichts; denn jedes Abtreten eines alten, und Auftreten eines neuen Genius macht sie wahr oder unwahr, und selten sieht die Gegenwart klar genug, um zum Urtheile berechtigt zu sein, wenn anders über Genien Andere als Genien urtheilen und sie erkennen können. In keinem Zweige der Kunst hat man jemals, selbst nicht in der herrlichsten Blüthezeit die Genien nach Scheffeln gezählt, am allerwenigsten in der dramatischen, dieser Blüthe der gesammten Kunstblüthe, und bei Griechen und Römern sind die Heroen in dieser Hinsicht eben so geringe an Zahl, als bei Spaniern, Engländern, Franzosen und Deutschen. Es möchte darum die Frage weit lehrreicher sein, weshalb denn die deutsche Dramatik etwas im Argen sein soll, wie Viele behaupten und vielleicht ich selber.

Es giebt Kunstzweige, die als wahre Naturkinder so in den Tag hineinwachsen; unbekümmert um günstigen oder ungünstigen Boden; andere giebt es dagegen, die

feinerer Art eine gewisse Luft- und Erdmischung verlangen, um als Treibhauspflanzen gedeihen zu können. Streicht über letztere ein frostiger Windzug, so sind sie hin, weil sie zu zart sind, da hingegen erstere sich eben so wenig vertilgen lassen, als die ewige Natur des Menschen, worauf sie beruhen. Zu den unverwüstlichen Kunstzweigen, um sich dieses Ausdruckes zu bedienen, gehört die Lyrik, auf der ewig klingenden Harmonika des Gefühles und des Herzens fest gegründet, und wenn deutsche Recensenten vom Untergange deutscher Lyrik sprechen, dann bei Rückert und Aehnlichen das Urtheil jedesmal wieder kassiren, so sprechen sie eben wie deutsche Recensenten lächerlich genug; denn sei es Deutscher, Eng-Östländer oder wer immer, so lange menschliche Herzen menschlich fühlen in Freude und Schmerz, kann die Lyrik nie untergehen, und erwächst immer neu in den jugendlichen Gemüthern. Auch die epische Kunst (wenn man sie nämlich nach ihrer Wesenheit, und nicht nach gelehrten Vorurtheilen betrachtet) ist ein solches Naturkind, das gleich dem arabischen Märchen und der Neugier des Menschen leicht groß wächst, gleichviel ob in der Wüste oder im gepriesenen Hellas. Schwerfälliger entwickeln sich andere Künste, weil sie eines günstigen Zusammentreffens äußerer und innerer Umstände erfordern. 3. B. Die Baumeister und Maler Michel Angelo und Raphael bedurften ihrer Zeit und der fördernden Gunst ihrer reichen kunstsinigen Päpste; ohne Perikles ist kein Pheidias, keine Propyläen; ohne König Ludwig kein jetziges München, ohne die lombard'schen Zustände des Mittelalters keine italische Kunstfülle, ohne dieselben mittelalterlichen Zustände deutscher Städte keine Dome noch Bilder und ohne die jetzigen kein Schinkel noch eine Düsseldorfer Malerschule; kurz der große Baukünstler ist nichts ohne große Bauherren, und kann seine Ideen eben so wenig verwirklichen, als der Maler es wird ohne den Reichthum der Käufer. Baukunst und Malerei schlafen daher oft Jahrhunderte lang unter ungünstigen Zeitläuften, während die Stimme des Herzens, die lyrische Dichtung, gleichviel ob gebildet ob ungebildet, nie geschwiegen hat noch jemals verstummen wird. Ob das Drama auch zu den Künsten gehört, die eines Zusammentreffens äußerer Umstände bedürfen, um sich schön zu entwickeln? Fast sollte man es glauben, ja ich bin der Mei-

nung, daß die dramatische Kunst gar keiner Natur ist, und bei unfreundlicher Luft nicht nur den Schnupfen bekommt, sondern die galoppirende Schwindsucht, an der sie bald hin ist. Einige Andeutungen mögen genügen; denn der Stoff ist gar zu reichhaltig um ihn nach Würde zu entwickeln oder gar zu erschöpfen.

Wie nur wenige Staaten alter Zeit sich bis zur höchsten Stufe bürgerlicher Entwicklung fortgebildet haben, so kamen und kommen in Hinsicht auf die Kunst die wenigsten auch zu der Kunsthöhe des Drama's, und unter den vielen, theilweise hochgebildeten Völkern des Alterthums sind nur zwei, die zum Drama hinanreisten, die Indier und die Griechen. Die Indier überlassen wir kundigern Männern und Zeiten, wann sie fähig sind, das Ganze zu übersehen, um das einzelne Ergebnis begründet festzustellen; aber die Griechen halten wir fest, und Jedermann weiß, wie hoch sie im Drama standen. Aber wie lange Zeit? Nur eine sehr kurze Zeit blühte das Drama, ja nur ein einziges Menschenalter; denn die drei großen Tragiker sind Zeitgenossen, da Euripides bekanntlich an demselben Tage nach der Sage geboren ward, an welchem Sophokles als Jüngling den Siegestanz tanzte, für den Aischylos mannhafte mitgestritten hatte. Gleichzeitig erreichte das Lustspiel in Aristophanes seinen Höhepunkt und zugleich seinen Verfall. Warum? Bloß weil der Chor und die Dichterfreiheit beschnitten ward, starb das Lustspiel am kleinen Adreaste, und mit ihm, weil Alles zusammenhängt, das Trauerspiel. Mochten nun Menandros oder was immer für große und größere Köpfe, als Aristophanes und seine Genossen, nachkommen, sie konnten und durften nicht mehr sich frei entwickeln und das Drama war bald begraben. Von der römischen Bühne zu reden ist überflüssig; denn erstens hatten sie keine als eigene Entwicklung, sondern nur griechische Nachahmung, selbst in ihrer *fabula togata*. Zweitens aber kam das Drama gerade in der schlimmsten Zeit zu ihnen, nämlich als Rom nach Karthago's Eroberung in allgemeine Entfittlichung versinkend Weltherrin hieß und Sklavinn war sowohl seiner Versunkenheit, als der Despoten, die von Marius und Sulla bis auf Augustus durch eine wilde Soldatesca herrschten und zügelten.

Die Kunstschminke fiel bald ab, und das römische Drama nahm die Gestalt an, die für Zeit und Bildung

besser paßte, von Thier- und Gladiatorenkämpfen. Die christliche Welt des Mittelalters war für die Kunsthöhe des Drama's zu ungebildet, und wenn auch in der Religion, wie in den griechischen Dionysien und den römischen Atellanen, die Entwickelungskeime gegeben waren, die sich auch von Roswitha der Nonne zu Sandersheim bis zu Hans Sachs, Ayxer, Holz, den heiligen Stücken in Deutschland, den Auto's oder Sakramentales der Spanier, den altenglischen Klosterdramen vor Elisabeth u. s. w. weiter bildeten; so gingen diese Keime vom sechszehnten Jahrhundert ab doch bald zu Grunde, erstens durch die allgemein werdende klassische oder vielmehr lateinische Bildung, gefordert durch die lateinischen Schüler und durch die lateinische Kirche, zweitens durch die religiösen Streikigkeiten, die das sechzehnte und siebzehnte Jahrhundert bis zum westphälischen Frieden ausfüllend, die europäische Gesamt-Verfassung in jeder Hinsicht veränderten. Im Beginnen dieser Zeit führte Spanien das Steuer, und sein politischer Vorrang war unbestritten; aber seine Bildung hatte die gelehrte Richtung genommen, die der geistreiche Cervantes so heiter oft genug durchgeißelt. Auch das Drama entwickelte sich in gleicher Weise; aber da die heilige Bruderschaft der Inquisition jeder geistigen Bewegung das Gebiß anlegte, so ward die Kunst, die, wo sie edel ist, sich selbst räumt aber keine fremden Bäume verträgt, bald ein Kastat, und selbst bei'm braven Calderon merkt man es oft genug, daß er sich selbst die Flügel verschneidet, um nicht der santa hermandad in die Arme zu fliegen. Es ist nun in der geistigen Weltgeschichte eine seltsame Erscheinung, daß die besten Köpfe lieber ruhen als unfrei sich bewegen. Wo aber die guten Köpfe feiern, werden die kleinen um so thätiger; schweigen die Nachtigallen, behalten die Spazzen und Krähen das Feld, und das ist der Grund, weshalb die Mestkataloge so dick, und Künste und Wissenschaften so dünn werden. In Spanien trat darum für das Drama ein Zustand ein, wie Cervantes ihn im ersten Theile seines Don Quixote (cap. 48. S. 541 nach der Ausgabe 1611. en Brucelas) beschreibt, und der unserm jetzigen deutschen Bühnenwesen so genau gleicht, wie ein Ei dem andern. Es wäre sehr lehrreich, die Gleichheit und das Warum durchzuführen; doch genüge uns das Ergebniß. Cervantes nämlich meint: der größte Theil

der Dramen sei baarer Unsinn, und auf den Geschmack des großen Hauses berechnet; zwar sei dieser große Haufe eben nicht Schuld an seinem Geschmacke noch an dieser Gefälligkeit; denn er frist eben aus Langeweile, was man ihm vorsetzt, sowohl gute als schlechte Dramen, allein die Verfasser wollten lieber von vielen Dummköpfen Brod, als von wenigen Klugen Ehre. Man verhandelte nämlich damals schon, wie jetzt an Bühnendirektionen oder Buchhändler, seine Stücke an Schauspieler, und diese nahmen damals wie jetzt nichts an, als was Janhagels Natur war; denn Janhagel die Mehrzahl bringt immer viel Geld ein, und Janlung die Minderzahl immer sehr wenig. Cervantes fährt fort: der Fehler liegt also nicht im großen Haufen, der Unsinn verlangt (*assi que no esta la falta en el vulgo, que pide disparates, si no en aquellos, que no saben representar otra cosa*), sondern in denen, die den Unsinn geben, weil — —. Sind die Comödien gut, sagt Cervantes weiter, so kauft sie keine Bühnendirektion, ich wollte sagen, kein Schauspieler, also werden sie gemacht, wie der Geschmack sie haben will, und der ist jetzt Gassenhauer, Vaudevill &c. &c., vor deren Namen schon die Kunst Ohr und Gesicht verhüllt. Jedoch ich bitte, den Cervantes selbst nachzulesen.

Fast gleichzeitig mit der spanischen blühte die englische Bühne durch Shakespeare den Einzigen. Wir führen nicht aus, wie nach Hig-Stephens dem Benediktiner zu Canterbury das englische Theater oder vielmehr eine heilige Bühne sich schon im zwölften Jahrhundert (s. Lessing Werke Bd. XI. S. 221 f.) nachweisen läßt, wie ferner die Vagrants und Mummers die weltliche Bühne schufen, bis Thomas Sadville, Graf von Dorset und Großschatzmeister von England als eigentlicher erster Theater-Dichter 1561, drei Jahre vor Shakespeare's Geburt, vor seiner Königin Elisabeth auftrat; so viel aber ließe sich mit Leichtigkeit durchführen, daß in England nur ein Shakespeare Shakespeare werden konnte, und daß dieses Land in seiner Eigenthümlichkeit, Abgeschlossenheit, Dichtigkeit des Lebens, Freiheit persönlicher Entwicklung und Aeußerung zum Eldorado der dramatischen Kunst höchst geeignet ist, zumal damals, als noch nicht alle Kunst von Handelsinteressen verschlungen war, die noch nicht so fettenreiche Episcopals-Kirche noch über man-

den Schatz altkatholischer Dichtung verfügte, und die Bühne selbst in ihrer einfachen Ausstattung noch nicht mit Dekorationen und Aehnlichem vergnügen konnte.

Wenden wir uns zu Frankreich, das nach Spanien, besonders unter Ludwig XIV. sich an's Steuerruder von Europa setzte; so ist seine ganze Kunst und so auch das Drama sogenannte Klassizität mit pariser Stempel (denn Paris gilt seit diesem goldenen Ludwig für Frankreich). Aber französisches Leben und Sein ist trotzdem auf der Bühne richtig abgespiegelt, besonders im Lustspiel, und wenn jetzt Victor Hugo und andere viel kleinere Geister anfangen, diese Klassizität und ihr Vaterland d. h. ihre Geschichte auf der Bühne zu mißhandeln, so ist das eine sehr bedauerliche Erscheinung für alle redlichen und einsichtigen Franzosen. Früher war das französische Leben und ihre Kunst nichts weniger als Freiheit, sondern nur Hofceremoniel, nach welchem, wie weiland in Byzanz, die Hauptstadt sich imodelte und nach der Hauptstadt das Land. Ein öffentliches, wenn auch nicht geistig hohes, doch gesellschaftlich vergnügliches und gefälliges Leben gestaltete sich. Jetzt spricht man überall von Freiheit in Politik wie Kunst; und ob die Willkür eintreten und den gesellschaftlichen Verband auflösen wird, muß Frankreich wenigstens befürchten. Genug, um unserm Zwecke getreu zu bleiben wie sehr Corneille, Racine, Voltaire gelobt wurden, Victor Hugo, der läppische Dumas u. s. w. gelobt werden, Frankreich war und ist noch lange kein glücklicher Boden für das eigentliche Drama. Früher Druck von oben, und keine Gesinnung, als Mode; jetzt Raserei und Willkür von unten, und keine Gesinnung, als Eigensucht, sind beides keine Elemente, die dem Drama günstig sind.

Ist vielleicht unser liebes Deutschland das gelobte Land für das Drama? Gegenwart und Zukunft würden uns Glück wünschen, wenn es so wäre. Unter allen Ländern wurde unserm Vaterlande zwar am spätesten, aber auch am schlimmsten mitgespielt. Nach dem Tode des letzten Mitters, um mit Anastasius Grün zu reden, und Kaisers Max schien das gute Reich zwar noch kerngesund, und Hans Sachs, geboren im großen Sterbejahr 1494 zeigte nebst Andern noch achtdeutschen Kunstgeist, den eine friedliche Entwicklung gewiß wei-

ter geführt und ausgebildet hätte; allein das große Sterbejahr war auch für Europa da, um geistig, religiös und politisch eine neue Zeit zu gebären. Alles tauchte unter in dem religiösen Zermürnsiß, Deutschland verlor darin seine ganze Vorzeit, und endlich im dreißigjährigen Kriege seine Selbständigkeit; ja die Reichsverfassung ward mit dem westphälischen Frieden zur Leiche, wenn auch erst anderthalbhundert Jahre später begraben. Den westphälischen Frieden, der den Krieg an schlimmen Folgen fast übertraf, diktirte Frankreich, riß den deutschen Oberrhein vom Vaterlande ab, setzte gleich einer Nordbrennerbande den rothen Hahn auf den Mittelrhein, machte diese Urwiege deutscher Bildung zur Grinde, und trieb überhaupt, was Menschheit und Geschichte gern mit einem Schleier bedecken. Dafür aber rühmte es sich, unter seinem goldenen Ludwig das erste und gebildetste Volk der Welt zu sein, und diese ausgemüdet gestand dieses zu. Frankreich's Oberherrlichkeit und Einfluß war seit jenen Tagen begründet, seine Sprache wurde die der Staatsmänner, der Bildung, des gesellschaftlichen Verkehrs, und so wanderten auch seit dieser Zeit französische Bildung, Moden, Gouvernanten, Krankheiten zc. nach Deutschland, das sein Selbstvertrauen eingebüßt hatte. Es ist nicht erfreulich, diese traurige Zeit weiter auszumalen, die offenbar darthut, daß Vaterland und Sprache d. h. Geistesoffenbarung (denn der Boden ist überall gleicher Dreck) gleichbedeutend sind; genug, auch die Kunst nahm den Schnitt der französischen Ludwigszeit an; der nüchterne Opiz, dessen Ruhm größer als sein Werth, der ächt-dichterische Glemming und Wehberlin kleideten sich nach dem gepriesenen Schnitte, und äußerst wenige Geister wie Friedrich von Spee hielten noch am altdeutschen Sinne und heimischer Form. Wo früher die Kunst heimisch gewesen, verstummte sie allmählig, bis sie im Norden unter Lohenstein, Hofmannswaldau und ähnlichen Köpfen so auftrat, wie jeder Kenner weiß. Auch das Drama trat mit der hamburgischen Oper auf, natürlich mit chapeau claqué und Allonge-Perücke; denn alles Deutsche schien eben so unanständig, als der Teufel, dem Gottsched den Saraus gemacht hätte, wenn ihn Götze nicht wieder eingesetzt hätte. Genug, um nicht zu weitläufig zu sein, an den alten Griechen erwachte das bessere Gefühl; Klopstock setzte zuerst den Augiasstall als

der erste deutsche Dichter; der südlische Wieland leitete zu Shakspeare wie die Schweizer zu den stamm- und sinnverwandten Engländern; es kam zum Durchbruche mit den nothwendigen Verkirrungen, und nach Lesswizens Julius von Tarent, Gerstenberg's Ugolino, Lessing's Nathan konnten Schiller und Göthe das Drama in Deutschland wieder zu Ehren bringen. Ob aber zur Blüte, ist eine andere Frage; denn Schiller und Göthe und das Gute vermögen sich auf der Bühne kaum noch zu halten, und dramatische Genien (z. B. Tieck und Grabbe) verschmähen es sogar, für die Bühne zu schreiben, obgleich sie dramatisch schreiben. Cervantes der große Geist, oder auch die kleinen Geister Müllner, Clauten, Birch-Pfeiffer und Angeli könnten die Ursache dieser Erscheinung leicht angeben. Gott gebe, daß es besser werde!

Weshalb mag denn das Drama eine so schwierige Kunst sein und eine so eigensinnige dazu, der man es schwer recht machen kann? Darum, weil sie die verkörperte Dichtkunst ist, nicht die bloß geistig sondern auch leiblich lebendige, die daher mit dem ganzen gesellschaftlichen Leben zusammenhängt, und dessen gesunden und krankhaften Zustand theilt. Griechenland's Drama war nur gesund in den Tagen seiner Freiheit; das spanische und französische haben alle Tugenden ihrer Zeit, ihres Hof- und Volkslebens; das deutsche, wie das deutsche Leben, ist eigentlich noch nicht aus der Stube heraus gekommen, und fühlt sich immer am behaglichsten bei Kosebue und Istand. Jedoch ich mag diesen Gegenstand nicht weiter verfolgen. Genug, ein deutsches Lustspiel haben wir nicht und zwar aus demselben Grunde, weshalb wir in der Philosophie keine philosophischen Gespräche haben. Weil wir nämlich im geselligen Leben keine klugen Gespräche führen, können wir sie auch nicht schreiben; und weil wir kein lustiges Leben führen, können wir es auch nicht dichten; von dem Dürfen ist nicht einmal die Rede. Franzosen, Italiäner, Spanier und Engländer stehen in dieser Hinsicht besser, und mit ihrem eigenthümlich ausgeprägten öffentlichen Leben kann ein Dichter Scherz treiben d. h. Ernst; denn Ernst und Scherz sind in der wahren Kunst nur die Quergefichter desselben Januskopfes. Ferner entwickelte sich auch das deutsche Drama grade in

der ungünstigsten Zeit, als durch die französische Umwälzung alle Länder und Leidenschaften, und endlich alle gemeine Interessen aufgeregt wurden. Leidenschaftlicher und Interesses-Geist sind aber dem Drama eben so feindselig, als Friede und Volksgeist ihm förderlich sind. Ueberhaupt wer betrachtet die dramatische Kunst in dieser Wagenflorzeit für etwas Höheres, als höchstens einen Abend und die Langeweile todt zu schlagen? Und darin liegt auch der Grund des Verfalles des Drama's, weil es zwar geschätzt wird, aber nicht wie eine ewige Kunst des ewigen Geistes, sondern etwa wie eine Parthie Whist und Échombre. *Panem et Circenses* hieß es in alter Zeit, nach der Arbeit sich im Theater amüsiren heißt es jetzt, und die Bühnenherrscher dem Geschmacke huldigend sind, auch jetzt so amüsant d. h. den Mufen so fremd, daß ein gebildeter Grieche unser jetziges Treiben nebst allen Vaudevill's für wahre Barbarei halten würde, die wenig einer Zeit ansteht, die sich für so gebildet hält. Ueberhaupt haben wir von der Heiligkeit, ja ich möchte sagen, politischen Wichtigkeit der Bühne nicht nur keinen Begriff, sondern nicht einmal eine Ahnung. Wir wollen dies andeuten. Wie fähig grade die Bühne ist als Festversammlungsort des Volkes, ein Volk zu heben, zu begeistern, mit hohen und würdigen Ideen zu füllen, oder auch die entgegengesetzten Wirkungen hervorzubringen und die Masse nur noch tiefer in den Schlamm zu ziehen, erkennt Jeder leicht, welcher die Geschichte der Bühne in der Völkergeschichte etwas aufmerksam beobachtet hat. Bei dem Griechen war das Theater Tempel des Dionysos und der Nemesis, Staatsanstalt, wo sich der Grieche als solcher eben so gut fühlte und erhob, als zu Olympia. Nicht der lustige Aristophanes allein, auch der ernste Sophokles hatte politischen Werth; Athen wurde namentlich durch seine Bühne geistige Schiedsrichterin von Hellas, Euripides vermochte in Sikilien mehr als alle Feldherrn und Heere, das unbefiegte Makedonien besiegten zuerst attische Schauspieler, und als Hellas und Rom in Barbarei versunken waren, hielten die dramatischen Künstler der Vorzeit vorzüglich den Rest von Volksgefühl noch wach, der später der Welt ihre Bildung gab und den Neugriechen die Auferstehung. Rom stand zu tief für die edle Bühne, erhielt sie auch zu spät in der Zeit seiner Auflösung und

Bürgerkriege, und vertauschte sie bald mit Thierbezen und Gladiatoren. Sehen wir auf Spanien, so ist sein edler Stolz und sein dreifaches Heiligthum, Religion, Königthum und Ehre mit seiner Bühne eins, und auch in den schlechtesten Nachwerken werden die Volkseigenthümlichkeiten hoch gehalten, und daher beträgt sich dieses Volk so ehrenhaft, weil Jeder nie anders hörte, als daß man ehrenhaft sein muß, um Spanier zu sein. Auch die englische Bühne ist das Spiegelbild des brittischen Volkes in so vielen wie auch Shakespeare's historischen Stücken, in welchen letzteren das englische Selbstgefühl sich beschaut und mit Recht; denn sie sind sein ewiges Westminster. Was gab ferner dem Franzosen seine gepriesene Volkseigenthümlichkeit und Eitelkeit auf sich selbst? Nichts anderes, als die Bühne der goldenen Zeit, die Frankreichs Herzen erhob, verband, und aus jedem Zoll von Franzosen einen ganzen Kerl dichtete. Darum sind die neueren Franzosen und namentlich der begabteste unter ihnen, Victor Hugo, so verabscheuungswürdig, weil sie dieses Gefühl nicht ehren, und in ihrer Landesgeschichte die faulen Flecke suchen statt die lichten, wie der Dichter soll, der eine Hebe, aber keine Drückmaschine sein darf. Frankreich hat daher auch Recht, die dramatischen Dichter von Staatswegen zu beaufsichtigen, wie auch Athen that, aber auch eben so Recht, sie zu ehren und in ihrem Eigenthum zu schützen. Die deutschen Bühnenzustände zu vergleichen, ist überflüssig, zumal da es besser werden soll und gewiß werden wird; aber so viel ist gewiß, daß die Bühne die größte und wirksamste sittliche Macht ist, die es giebt; natürlich muß sie selbst sittlich sein.

Es wäre interessant, zwischen dem jetzigen Bühnen- und Lebensjammer, den gespielten und wirklichen Vaudevilles eine Parallele zu ziehen; allein wir sind schon zufrieden, wenn man einräumt, daß die Bühne eine tiefere Bedeutung hat, als von sechs bis neun Uhr Abends die Zeit hinzubringen. Eben um dieser Bedeutsamkeit willen sind wir auf alle dramatischen Erscheinungen aufmerksam, vorzüglich Rheinlands, dem bekanntlich Grabbe angehörte, Immerman, von Uechtritz, von Norbeck u. s. w. angehörend, und denen sich jetzt auch Plate zugesellt.

Wenden wir uns nun zu Plate's *Lorentino von Medici*, so erregt die Arbeit Hoffnungen, d. h. sie ist offen-

bar jugendlich, und leidet an Ueberfülle, ein Fehler, der in gewisser Hinsicht eine Tugend ist, da Ueberkraft leicht das rechte Maas findet, aber nicht Unkraft. Die Idee des Trauerspielles ist eine religiöse, doppelt verzweigt in Florentino dem Christen und dem Türken Sinan. Florentino ward aus Hirschsucht Mörder des Freundes, und flieht nach verunglücktem Anschläge sowohl vor seinem Gewissen als der Rache Antonio's. Den Weg der Ruhe und des Friedens zeigt ihm der Mönch Jeronimo; aber die Hirschsucht, von den florentiner Verbannten wieder angefaßt, verleitet den Florentino, der warnenden Stimme nicht zu achten, und er fällt der Rache Antonio's anheim. Wie Florentino fällt, darüber könnte man mit dem Dichter rechten, da diese Art fast unmännliche Feigheit genannt werden könnte; aber der Dichter hat nun einmal die Hauptperson so aufgefaßt, daß sie thatlüstern, aber nicht thatkräftig, vom Gewissen wie ein Reh umhergescheucht, bei der Ausführung stets erlahmt, und so läßt sich vielleicht dieser Charakter rechtfertigen und mit sich in Einklang bringen. Wunderlicher ist der Charakter des Sinan, eines ächten schicksalgläubigen Muselmannes; aber den Schlüssel zu seiner Erklärung giebt er selbst in der Rede an Antonio, als dieser den Selbstmord versucht. Ueber Dankbarkeit und menschlichen Rücksichten steht dem Türken sein fanatischer Glaube, und so seinem zweiten Lebensretter schlecht vergeltend ist er schrecklicher, als der gemeine Schuft und Mörder Scoronconcolo. Ueberhaupt muß man lobend einräumen, daß Plate Charaktere zu zeichnen und entgegen zu setzen versucht, was nicht immer die starke Seite der deutschen Dramen ist, selbst der bessern. So haben auch die übrigen Personen, besonders die Frauen ihre scharfen Eigenthümlichkeiten, und namentlich, ist Flora in den verschiedenen Stufen und Uebergängen ihrer Neigung recht hübsch gezeichnet. Was aber an diesem Trauerspiele am bedeutendsten erscheint, und zwar für die Richtung und den Kraftmesser des Dichters, ist das öffentliche Volksleben, in dessen vielfacher Bewegtheit das Ganze spielt, und ziemlich gut spielt, wenn auch hier und da etwas breit. Wie ein italiänischer Maskenball das Ganze eröffnet, so spielt es sich bis zu Ende in großer Beweglichkeit fort, die geläutert von dem Dichter Tüchtiges noch erwarten läßt. Möge uns diese Hofnung

nicht trügen, aber auch der Versbau etwas sorgfältiger behandelt werden!

Schließlich erwähnen wir noch, daß die Verlagshandlung König und van Borchsen das Werk würdig ausgestattet hat, wie es zu wünschen wäre, daß stets Dichter erschienen. Nirgends nämlich ekelt mehr das unsaubere Gewand mancher Deutschen, als eben bei Dichtern, und ich möchte es eine schamlose Impietät gegen Mit- und Nachwelt nennen, wenn Manche sich selbst und die Kunstwerke, diese Ehrendenkmale der Nachwelt an den löschpapierernen Galgen schlagen. z. B. die Namen des Parisi, Göthe u. s. w. — Bei Franzosen und Engländern wäre solche Nichtachtung des Publikums und der Kunst nicht geduldet, und bei den Deutschen wäre es auch gut, wenn sie ferner nicht geduldet würde.

Kreuser.

2) Grundriß der Geographie und Geschichte des Mittelalters 2c. von W. Pögg. Köln. Verlag von Renard und Dübbyen. 1837.

Der Werth des in Theiles, welcher die alte Geschichte abhandelt, ist anerkannt, und das Buch darum als Handbuch in den rheinischen Gymnasien eingeführt. Vom zweiten Theile oder der Geschichte des Mittelalters genügt es, zu sagen, daß er, Morgenland und die slavischen wie nordischen Stämme hinlänglich für den Schulzweck berücksichtigend, dieselbe Anerkennung verdient, kurz, ein gutes Schulbuch ist. Natürlich aber muß, und namentlich in der Geschichte der Lehrer auch das Seinige dazu thun; denn das beste Handbuch hilft nichts bei niedrigem Lehrerstandpunkte, so wie das schlechteste immer fördert, wo der Lehrer eben zu fördern versteht. Ein zweckmäßiges Schulhandbuch sei ein Führer nur in so weit, daß es dem Gedächtnisse des Schülers Haltpunkte gebe um das Einzelne durch den Unterricht als lebendiges Ganzes aufgefaßt, sich beliebig zurückzurufen. Zu diesem Zwecke ist die Schrift des Hrn. P. recht geeignet, und eben so verständig geordnet, als zweckmäßig dargestellt.

Auch die Verlagshandlung hat das Ihrige gethan, wie gewöhnlich, durch guten Druck und gutes Papier.

Kr.

- 3) **Geschichten, Sagen und Naturgemälde des Rheins**, aus dem Munde deutscher, besonders rheinischer, Dichter. Ein Erinnerungsbuch für Fremde und Einheimische; so wie auch für Gedächtniß- und Vortragsübungen in und außer der Schule. Geordnet und herausgegeben von Dr. Friedrich Adolf Beck (bisher Schuldirektor in Neuwied, jetziger evangel. Pfarrer zu Oberdreis bei Dierdorf). Mit der Ansicht von Rheinstein. Heidelberg bei Jos. Engelmann. 1834. gr. 12. XII u. 402 S. 1 Thlr. 20 Sg.

In diesen Blättern ist kürzlich Simrock's Sammlung rheinischer Sagen rühmlichst erwähnt worden; eine eben so rühmliche Erwähnung verdient auch obige Sr. Königl. Hoheit des verehrten Prinzen Friedrich von Preußen zu Düsseldorf gewidmete und huldreichst von Höchstdemselben aufgenommene Schrift sowohl ihres reichen Inhalts als auch ihres löblichen Zweckes wegen. Diese Anthologie besteht aus vier Blumenkränzen: I. Naturgemälde aus den deutschen Rheinlanden S. 3—121. (Der Rhein in 24 Liedern besungen, z. B. von Stolberg, May v. Schenkendorf, Aug. Schier, Reiff, Lichtwer, A. H. Niemeyer u. m. a. der Rheinflut bei Schaffhausen; das alte Schloß zu Baden; die Heidelberger Schloßruine &c. &c.) II. Rheinische Geschichten. S. 127—263. (der deutsche Scipio; die Schlacht bei Zülpich 496; Rabob; Kaiserwahl Konrad des Saliers; die Reichsversammlung zu Tagelheim 1030; der Kaiser Ludwig &c. &c.). III. Rheinische Sagen. S. 267—341. (z. B. d. h. Genoveva, Rolandseck; der Schwanenritter; die Emmaburg. &c. &c.). IV. Rheinweiniieder. S. 347—399. (z. B. von Reiff, Klopstock, Novalis, Hölty, Claudius, Voß, Goethe, W. Smets, Rousseau, Klein &c. &c. zusammen 41 Rheinweiniieder).

Schon aus dieser angegebenen Uebersicht wird Jeder die große Mannichfaltigkeit dieser Blumenlese, die mit Geschmack veranstaltet ist, erkennen können. Möge dennoch diese Schrift, die sehr elegant ausgestattet und mit der Lithograph. Ansicht des Rheinsteins (Burg Sr. Königl. Hoh. des Prinzen Friedrich v. Preußen) geschmückt ist,

in Haus u. Schule ihre löbliche Zwecke erreichen u. von allen denen, welche gemüthliche u. erhabene poetische Darstellungen schöner Gegenden, lieblicher Thäler, anmuthig liegender Städte, Burgen, an welchem Allen unsre Rhein- gegend so reich ist, lieben u. sich daran ergözen, mit Wohl- wollen aufgenommen werden. B.

4) Statistik u. Topographie des Regierungs- Bezirks Düsseldorf,

1r Theil, die Natur-, Landes- u. Volks- Kunde, — mit Uebersichten der ursprünglichen und römischen, der fränkisch-deutschen und der spätern Reichsgebiete Karln, Jülich, Berg, Kleve, Mörz, Geldern, Essen, Werden u. und der aus demselben seit 1794 gebildeten Provinzen —, die volkswirtschaftliche, politische und intellektuelle Statistik in geschichtlicher Bearbeitung mit 101 Tabellen,

2r Theil, die statistische Ortschafts- und Entfernungs-Tabelle u. das alphabetische Ortsnamen-Verzeichniß enthaltend;

herausgegeben, (1r Thl.) unter Genehmigung des Königl. statistischen Büreaus und (2r Thl.) im Auftrage der Königl. Regierung, von Dr. Joh. Georg von Siebahn, Regier. Rath. — Düsseldorf. 1836, bei J. G. Schreiner, gr. 4., XII u. 304 resp. 190 S. Preis, jeder Theil besonders 22½ Sg., beide zusammen 1 Thlr. 15 Sg. —

Das in mancher Geschäftsbeziehung empfundene Bedürfniß eines Orientierungsmittels in dem Volk- und Orts- reichen, beinahe 98 geogr. □ Meilen umfassenden Regierungsbezirke Düsseldorf, veranlaßte es, daß der zweite Theil des obigen Werkes zuerst, und zwar schon gegen Ende des vorigen Jahres herausgegeben wurde. Die aus solch Krebs- gangartiger Editionsweise, für das Unternehmen überhaupt, voreilig gestellte schlimme Prognose, verwandelte sich sehr bald in eine günstige, denn dieser, als spezielle Topographie, auch vereinzelt, höchst brauchbare zweite Theil des Werkes be-

friedigte vollständig alle Wünsche. Derjenigen, welche sich über örtliche Lagen und Zustände eine zuverlässige Kunde zu verschaffen beabsichtigten. Die Inhaltreichen Tabellen dieses Ortschaftsverzeichnisses zeugen von dem Fleiße, mehr aber noch von einem eminenten statistischen Talente ihres Aufstellers; und hat diese Erkenntniß vielfache Wünsche für die baldigste Herausgabe des ersten Theiles des Werkes erregt.

Dieser ist nun auch erschienen und das vollbrachte Ganze lobt — durch sich selbst — seinen Meister. Um des Lesers einsichtiges und alle vorhandene Hülfsmittel gründlich benutzendes Verfahren durchaus anschaulich zu machen, würde man Vorwort und Inhaltsübersicht des Werkes hier aufzuführen müssen; bei der gebotenen Raumsparniß muß und kann man sich aber, um so mehr, hier auf desfallsige Hinweisung beschränken, als die nachfolgende, statthafte Aufführung der Rubriken der Abschnitte und Paragraphen des Iu Theiles, so wie der obenstehende Titel des Iu Theiles, vollständig erkennen lassen, was und in welcher verständiger Anordnung, dem bei der Gelegenheit interessirten Publikum geboten wird.

Dieses wird, bei einem gleichzeitigen auch nur flüchtigen Einblick in's Werk außerdem erkennen, daß der Herausgeber es verstanden hat, die an und für sich trockenen Aufzählungen vergangener und gegenwärtiger Zustände und Verhältnisse mit eigenem scharfsinnigen Urtheil dergestalt zu verweben, daß die, in bündige und anmuthige Sprache gekleideten Darstellungen, des Lesers Forschbegierde reizen, fesseln und befriedigen.

Die typographische Anordnung und Ausstattung des Werkes ist klar und vortrefflich; sein Erscheinen begründet den, jedem Rheinpreußen sehr nahe liegenden Wunsch: daß jeder Regierungsbezirk der Provinz ein gleich Gebiegenes recht bald aufzuweisen haben möchte.

Die vorbezeichneten Rubriken sind folgende: I. Abschnitt: Naturbeschaffenheit des Reg. Bezirks Düsseldorf; §. 1. Lage, Größe u. Grenzen, §. 2. Erdoberfläche, §. 3. Geologische Beschaffenheit, §. 4. Gestalt des Landes; §. 5. Gewässer, §. 6. Der Rhein, §. 7. Ueberschwemmungen und Weiche, §. 8. Flüsse des Rheinthales, §. 9. Klima, §. 10. Vegetation, §. 11. Thierwelt, §. 12. Höhenlage und Entfernung der Hauptorte; II. Abschnitt: Uebersicht der Geschichte und der frühern Eintheilung des Landes: §. 13. Allgem. Ueberblick der Landes- u. Volksgeschichte, §. 14. Römerzeiten, §. 15. Fränkische Eroberung, §. 16. Gebietsintheilung I. 4. Jahrg.

unter den Karolingern, §. 17. Reichsständische Gebietseinteilung, §. 18. Herzogth. Berg, §. 19. Herzogth. Jülich, §. 20. Kleve und Mörs, §. 21. Herzogthum Geldern, §. 22. Essen und Werden, §. 23. Wickerath u. Mülendonk, §. 24. Kurkölnische Ämter, §. 25. Elten, Dyst, Hörstchen, Elsen u. niederländische Gemeinden, §. 26. Verhältniß u. Zusammenhang des Reichsgebiete, §. 27. Französisch-Bergische Besiznahme dieser Länder, §. 28. Organisation des Roerdepartements, §. 29. Organisation des Großherzogthums Berg, §. 30. Municipale Organisation im Bergischen; §. 31. Französisches Lippe-Departement u. Zusammenstellung, §. 32. Besiznahme durch die verbündeten Heere, §. 33. General-Gouvernement zwischen Moser und Rhein, §. 34. Bergisches General-Gouvernement, §. 35. Das General-Gouvernement des Niederrheins; III. Abschn. Gegenwärtige Organisation dieser Länder: §. 36. Staatsrechtliche Erwerbung derselben für Preußen, §. 37. Bildung des Regierungs-Bezirks, §. 38. Kreiseinteilung, §. 39. Gerichtsprängel, §. 40 Begriff u. Arten der Gemeinden, §. 41. Städte u. Außenbürgerschaften, §. 42. Dorf- u. Bauerschaften, §. 43. Honschaften, Rotten u. Hörner, §. 44. Kirchspiele als bürgerliche Gemeinden, §. 45. Ortsbezirke u. Spezialgemeinden in neuerer Zeit, §. 46. Dertliche Verwaltungsbezirke u. Sammtgemeinden, §. 47. Dertliche Uebersicht der Landeseinteilung; IV. Abschn. Bewohner: §. 48. Anzahl u. Bewegung der Bewohner im Allgem., §. 49. Städte u. Land, Wohnart, Geschlechter u. Lebensalter, §. 50. Ehen u. Geburten, §. 51. Krankheiten u. Todesfälle, §. 52. Ein- u. Auswanderer; §. 53. Landesart, und Sitten; V. Abschn. Grundbesiz u. Stoffarbeiten: §. 54. Uebersicht; §. 55. Ländliche Besizverhältnisse, frühere Zeit; §. 56. Reallasten, §. 57. Dertliche Uebersicht der frühern Agrarrechte, §. 58. Französisch-Bergische Agrar-Gesetze, §. 59. Neuere Agrar-Gesetze, §. 60. Ablösungen, Regulirungen u. Domainen-Veräußerungen, §. 61. Landwirthschaftliche Topographie, §. 62. Viehstand u. Fleischhandel, §. 63. Landwirthschaftliche Arbeiten, §. 64. Natural-Erträge, §. 65. Getreide- u. Brodpreise, §. 66. Reinerträge der Ländereien, §. 67. Gebäude u. Gesammttertrag der Erboberfläche, §. 68. Kohlenbergwerke, Eisenhütten und Gräbereien; VI. Abschn. Gewerbe u. Handel: §. 69. Allgemeine Bemerkungen, §. 70. Bauhandwerker, Tischler, Möbel-, Wagen- u. Schiffsbau, §. 71. Metallarbeiten, Eisen- u. Stahlhämmer u. Sensenschmiede,

§. 72. Waffenfabriken, §. 73. Messer- u. Kleinschmiede und Schlosser, §. 74. Kleine Eisen- u. Stahlwaaren, §. 75 Kupfer-, Messing- u. sonstige Metallarbeiten, Münzstätten, §. 76 Rohstoffe u. Gespinste, §. 77. Webereien, Tuch- u. Bandhandel, §. 78. Bleichen, Färbereien u. verwandte Gewerbe, §. 79. Raffinaden, Destillieren u. Brennereien, §. 80 Labacksfabriken u. Verwandtes, §. 81. Bäcker, Fleischer und Wirth, §. 82 Umherziehender Gewerbetrieb, §. 83. Handel u. Transportgewerbe, §. 84. Gewerbliche u. Handels-Topographie; VII. Abschn. Verbindungsanstalten u. Gesammtvermögen: §. 85. Wege, Brücken u. Fahren, §. 86. Posten u. öffentl. Blätter, §. 87. Totalübersicht der Beschäftigungs- u. Nahrungs-Zweige, §. 88. Uebersicht der arbeitsfähigen mechanischen Thier- und Menschenkraft, §. 89. Werth des Rationalvermögens, §. 90. Umlaufsmittel; VIII. Abschn. Stände, Kreis- u. Gemeinde-Verfassung: §. 91. Frühere politische Verfassung, §. 92. Französisch-Bergische Verfassung, §. 93. Gegenwärtige Provinzial-, Kreis- u. Gemeinde-Verfassung; IX. Abschn. Gesetzgebung u. Rechtspflege: §. 94. Frühere Verhältnisse, §. 95. Französisch-Bergische Gesetze u. Gerichte, §. 96. Generalgouvernementszeit, §. 97. Gegenwärtige Gesetzgebung u. Rechtspflege; X. Abschn. Allgemeine und innere Verwaltung: §. 98. Frühere Verwaltungs-Ordnung, §. 99. Französisch-Bergische, §. 100. Gegenwärtige Verwaltungsordnung, §. 101. Armenwesen und Sparkassen, §. 102. Medizinalwesen, §. 103. Gefangenenanstalten, §. 104. Kriegs- und Heeres-Einrichtungen; XI. Abschn. Staats- u. Gemeindehaushalt: §. 105. Ältere Einrichtungen, §. 106. Französisch-Bergischer Haushalt, §. 107. Finanzen der General-Gouvernements, §. 108. Gegenwärtige Finanzverwaltung, §. 109. Direkte Steuern, §. 110. Indirekte Steuern, §. 111. Staatsgüter, Forsten u. Gesamthaushalt für den Staat, §. 112. Gemeindehaushalt, §. 113. Dertliche Uebersicht desselben; XII. Abschn. Kultus, Kunst u. Wissenschaft: §. 114. Religionsverhältnisse, §. 115. Erziehung u. Unterricht, §. 116. Topographische Uebersicht desselben, §. 117. Schöne Gartenkunst, §. 118. Schöne Baukunst, §. 119. Malerei, §. 120. Theater und Musik, §. 121. Allgemeine Literatur, §. 122. Geschichtschreibung und Statistik dieser Länder. §. 123. Messungen und Karten, §. 124. Archive und Bibliotheken

VII.

Miscellen aus der Provinz.

Wohlthätigkeit und Menschenliebe im Regierungs-Bezirk Köln.

Der Freiherr v. Boeselager zu Bonn hat dem Wunsch seiner verstorbenen Gemahlin gemäß der Armen-Verwaltung daselbst ein Capital von 4000 Rthlr. angeboten, damit von den Zinsen ein Geistlicher bezahlt werde, um den Kindern der Freischule und den Gefangenen einen gründlichen Religions-Unterricht bleibend zu sichern. — In Wipperfürth ist eine Sonntagschule besonders für die in den Spinnereien beschäftigten Kinder zu Stande gekommen, an der bereits 70 Theil nehmen. Die Kosten werden durch mäßige Abzüge von dem Arbeitslohn der Kinder gedeckt. (Zeit.-Bericht der Kön. Regier. zu Köln f. d. M. December 1836.)

Wallrasianum in Köln.

Sehns 1836.

„Das lange währt, wird endlich gut!“ sagt ein bei uns allgemeines Sprichwort, und so sehen wir denn auch endlich, auf Befehl des Oberbürgermeister-Amtes und unter der speziellen Leitung des Hrn. Stadtbaurmeisters Weyer, die Restauration an dem westlichen Portal des Rathhauses durch den kölnischen Bildhauer Wilhelm Imhoff begonnen. Schon seit Jahren war dasselbe mit einem Gerüste umbaut, doch wurde erst vor einigen Monaten mit der Ausbesserung angefangen. Der Kölner wird also bald seinen Platz — so nennt er ächt reichsstädtisch sein Rathhaus, weil es der Sammelplatz der Bürgerschaft war, der Gemeindeplatz, wie die italienischen städtischen Republiken auch diesen Ort, auszeichnend, la piazza nannten — wieder in seiner alten reichen Pracht erstehen sehen. Möge man dann auch daran denken, an demselben das alte ehrwürdige Stadtwappen, wie die Stadt es führen darf, anzubringen. Der Kölner soll darauf sinnen, auch die kleinste Erinnerung an die Vergangenheit seiner Vaterstadt so lebendig wie möglich zu erhalten, die, welche der Lauf der Zeiten theilweise verwischt, wo möglich wieder aufzufrischen. Keines derartigen Gelegenheit soll er unbeachtet vorübergehen lassen. Wir hoffen, daß die Wiederherstellung des Portals dem alten Muster entspreche, und man es später auch dahin bringe, etwas für die Ausbesserung des stattlichen Rathhausthurnes thun zu können, dessen Aeußeres, wenn auch erst am Anfange des fünfzehnten Jahrh. gebaut, doch schon wesentlich gelitten hat. —

Mit den Stadtverschönerungen scheint man es auch ernst zu meinen, da jetzt wieder eine neue Straße zwischen dem Casino-Platz und dem Platz St. Marien im Capitol eröffnet ist, in welcher verschiedene neue Häuser aufgeführt werden sollen. Zu wünschen wäre es dann, daß man dem äußern Style der Privatwohnungen auch etwas mehr Aufmerksamkeit schenkte. Durch die Einführung des tragbaren Gases, welches wir der Industrie des Kaufmannes Stroosf verdanken, und das schon in mehreren öffentlichen und Privatwohnungen mit Vortheil angebracht wurde, läßt sich auch vielleicht erwarten, wenigstens die Hauptstraßen der Stadt mit Gas erleuchtet zu sehen — eine wesentliche und notwendige Verschönerung, denn unsere jetzige Beleuchtung, auf jeden Fall kostspielig, leidet an manchen Uebelständen. —

In den Sälen unsres Museums sahen wir in den letzten Monaten wenig Neues. Lobende Anerkennung verdienen aber einige Arbeiten des Bildhauers Joh. Imhoff, Sohn, aus Köln, welche derselbe in Rom, wo er zu seiner weitem Ausbildung in Thorwaldsen's Atelier und unter dessen Leitung über ein Jahr arbeitete, ausführte. Es war ein die Eker schlagender Amor und ein Bas-Relief, die h. Jungfrau, Jesus und Johannes vorstellend, beide in Marmor ausgeführt. — Die erste Figur, sitzend, die Eker zwischen den Beinen haltend, zeigte deutlich, daß sich der Künstler das Studium der Antike sehr hatte angelegen sein lassen, denn sie war wirklich liebreizend edel und gab der Hoffnung Raum, daß der heimische Künstler, von dem wir zwar schon größere Arbeiten gesehen, jetzt nach dieser Kunstreise, auch hier einmal etwas Bedeutenderes ausführen werde. Die Erfindung dieser kleinen Figur war lebendig natürlich, und die Ausführung eben so gebiegen, sie sprach Jeden, Kenner und Nichtkenner an. Minder gefiel uns das Bas-Relief Kniestück, der Ausdruck der Köpfe mußte bei weitem milder sein; die Arbeit an sich ließ Nichts zu wünschen. — Hände der fleißige Künstler doch hier die Beschäftigung, die ihn einzig in seiner Kunst fortschreiten lassen kann. Derartige Kunstwerke werden noch gefordert, doch will es leider! die Mode, daß die Fremde sie geliefert habe, denn bei diesen Angelegenheiten verläugnet man gewöhnlich gern die Heimath. — Das früher in diesen Berichten erwähnte Mutter Gottes Bild, Marmorbüste von dem Kölner Brandenburg in Rom, hat der Königl. Kammerherr Freiherr Egon von Fürstenberg angekauft. Solche Mäzene können die Kunst in den heimischen Gauen am besten fördern, denn es leben der Talente noch viele in den Rheinprovinzen, denen von

den Vereinen, die sich zwar zu dem Zwecke einzig bildeten, die gehörige Unterstützung und Aufmunterung nicht wird, obgleich sie dieselbe verdienen. — Der junge Bildhauer Brandenburg ist der Unterstützung werth, wie seine Arbeiten beweisen, und bedarf ihrer, wie wir aus guter Quelle wissen, da die Künstler in Rom wenig ihrer Arbeiten absetzen, weil es an Fremden fehlt, und die Zahl derselben, aus Furcht vor der Cholera, immer geringer wird. Gewiß wird Köln's Carneval, der seit seinem Entstehen alles Gute und Schöne nach Kräften unterstützte, dem jungen Landsmanne wieder eine Unterstützung angedeihen lassen, wie er schon einmal that.

Der Stadtrath Herr DeRoël hat die Leitung des Modellzeichnens wieder übernommen und unsre jungen Leute, die sich der Kunst widmen wollen, nehmen recht thätig und fleißig Antheil. Mit wenigen Kosten ließ sich diese Anstalt, bei den Mitteln, welche das Wallrasianum in den schönen Gypsabgüssen, Kupferstich- und Handzeichnungen-Sammlungen u. s. w. schon besitzt, erweitern, um in Köln auch eine eigne Malerschule zu bilden, wie Frankfurt, Rüttich und mehrere andre Städte sie längst schon haben und mit jedem Jahre blühender gedeihen sehen. Wäre der Anfang auch noch so klein, der Erfolg würde aber lehren, daß eine solche Einrichtung zweckmäßig und wünschenswerth, daß wir aus der Seele vieler junger Leute sehen, welche, bei entschiedenen Talenten, keine Fortschritte machen, da ihnen anderwärts keine Unterstützung wird, und sie sich unverbient zurückgesetzt sehen.

Der Verein bildender Künstler findet immer mehr Aufnahme und geübt in Verfolgung seines schönen Zweckes recht blühend, da er schon über vierzig Mitglieder zählt, welche bei ihren Versammlungen sich immer mehr bewußt werden, daß Ideentausch und gegenseitiges Aussprechen der Urtheile, in jedem Kunstzweige die schönsten Früchte bringt. Die zeichnenden Mitglieder des Vereins haben unter sich einen Compositions-Verein gebildet, der sich jeden Samstag zu einem Lesekreis versammelt und alle drei Wochen seine Compositionen einliefert, die dann Eigenthum der Vereins-Mappe sind. Ein üblicher Zweck, der gewiß, bei dem guten, regen Geiste, welcher die jungen Leute belebt, ihr Kunststreben außerordentlich anregen und fördern wird, da unter denselben einige nicht gewöhnliche Talente, die sich erst dann ganz entwickeln werden, wenn sie sich nicht mehr so pedantisch an den Schulzwang halten.

In dem lithographischen Institute der Gebrüder Kehr und Riessen sahen wir in der letzten Zeit wieder einige fertige

Zeichnungen nach Originalen der Düsselborfer Schule, deren Arbeiten, im Durchschnitte niedliche Cabinets-Stücke, sich meist für Lithographie eignen. Unter den fertig gewordenen Arbeiten verdient das vierte Heft der Ansichten aus dem Nahe-Thale noch immer das, dieser Arbeit schon früher ertheilte Lob, welches man auch mit eben so vielem Rechte den jetzt vollendeten Thierstudien von Simmler spenden muß. — Ein antikes Bildchen sind die Kinder am Bach, von Weiß gezeichnet, sowie die noch nicht vollendete h. Catharina, nach ihrer Enthauptung von den Engeln gegen Himmel getragen, welches derselbe Künstler ausführt. Die Kreuzfahrer auf der Nachtwacht nach Stille von Gerhardt gezeichnet, darf ebenfalls gelungen genannt werden, dem Fleiße und den Fortschritten des Zeichners das beste Zeugniß gebend. U. Borum hat die schöne große Landschaft das Kloster von Lessing auch beinahe in seiner anerkannten Meisterschaft vollendet. Unter den kleineren Arbeiten, die aus dem Institute hervorgehen, nennen wir noch das Gedächtnis-Blatt auf den kölnischen Carneval, der jetzt wieder frei und rüstig seine Schwingen regt, von dem talentvollen D. Levy erfunden und gezeichnet. Der Künstler hat auf eine sinnreiche Weise die komische und ernste Seiten des kölnischen Nationalfestes allegorisch zu verknüpfen gewußt, und gezeigt, daß er auf der betretenen Bahn mit dem schönsten Erfolge fortschreitet.

Nächstens ein größerer Bericht, da in unserm Museum wieder Mehres ausgestellt ist und noch bedeutendere Sachen erwartet werden.

Das Pompiers-Korps in Köln am Rhein.

In Köln am Rhein besteht seit 34 Jahren ein vollständig regulirtes Pompiers-Korps, dessen Wirksamkeit so glückliche Resultate herbeigeführt hat, wie gewiß in der ganzen Preussischen Monarchie nicht ähnliche aufgewiesen werden können, und es muß deshalb wohl der Mühe lohnen, hierüber Näheres öffentlich mitzutheilen.

Das Oberbürgermeister-Amt unterhält 20 Feuerlösch-Sprizen, zu deren Bedienung, unter dem oberen Befehl des Herrn Polizei-Dirigenten, 4 Kompagnien Pompiers und zwar für jede Stadt-Sektion eine Kompagnie bestellt sind. Eine jede dieser Kompagnien, welche einem Chef untergeordnet ist, zerfällt in 5 Abtheilungen, deren jede der Leitung eines Sous-Chef anvertraut ist und eine Feuerspritze zu bedienen hat, wozu 3 Pompiers und 5 gewöhnliche Arbeiter bestellt sind.

Außer diesen 4 Kompagnien zur Bedienung der Sprizen,

besteht auch noch eine Arbeiter-Kompagnie, welche aus Zimmerleuten, Maurern, Dachdeckern und Kaminseignern zusammengesetzt ist, über welche dem Stadtbaumeister, der den Rang eines Chefs hat, das Kommando zusteht und welchem 3 Sous-Chefs, nämlich ein Zimmermeister, ein Maurermeister und ein Dachdeckermeister beigeordnet sind, um ihm mit Rath beizustehen, seine Anordnungen in Vollzug zu setzen und in Verhinderungsfällen seine Stelle zu vertreten.

Die 20 Feuerlösch-Sprizen sind in eigenen Depots in dem Bereiche der Stadt vertheilt und auf das erste Pärnzeichen begeben sämtliche Mitglieder des Pompiers-Korps sich schleunigst nach den Depots ihrer Sprizen, von wo aus die Sous-Chefs mit ihren Mannschaften und den Sprizen nebst dazu gehörigen Geräthschaften nach der Brandstätte eilen und daselbst pünktlich und ohne Widerrede den Befehlen ihrer Chefs gehorchen und die strengste Subordination beobachten.

Die Chefs, welche über die zu treffenden Maaßregeln dem Polizei-Dirigenten Vorschläge zu machen haben, erhalten darüber die nöthigen Befehle.

Das Personal der Arbeiter-Kompagnie ist mit Sturmhammen und dem nöthigen Handwerkszeuge versehen. Es steht ausschließlich dem Chef der Arbeiter-Kompagnie die Befugniß zu, die zuweilen bei Feuersbrünsten nöthig werdende Niederlegung einzelner Baugesegenstände, mit Genehmigung des Polizei-Dirigenten, anzuordnen, und es haben alle Chefs darauf zu achten, daß die Gebäude, so viel als möglich, gesichert werden.

Wenn eine Feuersbrunst ausgebrochen ist, so wird Seitens der Königlich Kommandantur ein Detaschement Soldaten an die Brandstelle beordert, um im ersten Augenblick zur Handhabung der Ordnung behülflich zu seyn. Dieses Detaschement hält die vorwärtigen Zuschauer und Diebe entfernt.

In der ersten Zeit der Organisation des Pompiers-Korps, wurden die Stellen der Chefs und Sous-Chefs aus allen Ständen gewählt; in der jüngeren Zeit aber lediglich aus den Bauhandwerkmeistern, und es scheint gerade dieser Umstand und das Liebreiche der mehr erwähnten oberen Leitung und das bei jeder Gelegenheit sich äuffernde Wohlwollen des Herrn Oberbürgermeisters die glücklichen Resultate, welche das Korps liefert, gefördert zu haben, denn wer wüßte wohl besser die zu besiegenden Gefahren zu erkennen, als wie die Bauhandwerkmeister.

Die Chefs und Sous-Chefs werden nicht besoldet und betrachten ihren Beruf als Ehrensache. Das übrige Personal wird aber für seine Bemühungen nach bestimmten Sätzen belohnt, und ausserdem genießt das ganze Personal des Korps die Einquartierungsfreiheit.

Bermittels allerhöchster Kabinetts-Order unseres allergnädigsten Königs, vom 26. Februar 1835, ist dem Personal des Pompiers-Korps die Befugniß zugestanden worden, Uniformen tragen zu dürfen.

Das Korps unterhält eine Krankenkasse und erhält von dem Königlichem Oberbürgermeister-Amt eine jährliche Gratifikation, welche von den Chefs zum Besten des Korps verwendet wird.

Die erneuerte Feuer-Ordnung der Stadt Köln vom 1. August 1833 ist ganz aus der Erfahrung geschöpft und so praktisch, daß dieselbe überall zur Nachahmung empfohlen werden darf.

Ausser dem Lobe, welches Seine Königliche Hoheit unser allerverehrtester Kronprinz bei Gelegenheit einer Feuersbrunst hier in Köln dem Pompiers-Korps zu ertheilen die Gnade hatte, wurde auch demselben von Seiten des Ministers des Inneren und der Polizei, Freiherr von Brenn Excellenz, im Jahre 1832 die schmeichelhafte Anerkennung, daß das Pompiers-Korps hier in Köln, als Muster für ein in Berlin neu zu errichtendes Pompiers-Korps dienen dürfte.

Das größte Lob wird aber dem Pompiers-Korps dadurch gebracht, daß, nach umstehender Aufstellung, das Pompiers-Korps das meiste dazu beigetragen hat, daß die Bewohner Kölns, während einem Zeitraume von 17 Jahren, der Provinzial-Feuer-Versicherungs-Anstalt einen Gewinn von 105755 Thlr. 26 Sgr. 2 Pf. gebracht haben, welche zum Besten der auswärtig Versicherten verwendet werden konnten. Wenn ausserdem berücksichtigt wird, daß die übrigen Feuer-Versicherungs-Gesellschaften gewiß eine ähnliche Summe erübrigt haben, so kann man dem Wunsch nicht abwehren, daß sich in der Stadt Köln eine eigene Assurance-Gesellschaft für Mobilar-Gegenstände bilden möchte, denn für Gebäulichkeiten verspricht die mit diesem Jahre ins Leben getretene neue Landes-Feuer-Versicherungs-Anstalt und diejenigen Vortheile, auf welche wir mit so viel größerem Rechte Anspruch machen durften, als wir unter dem Schutze eines Pompiers-Korps stehen, zu dessen Unterhaltung die Assurance-Gesellschaften, ausser ganz geringfügigen Belohnungen, bis heran nichts beigetragen haben und der Stadt aber während den aufgeführten siebenzehn Jahren, überhaupt 15008 Thlr. 8 Sgr. 3 Pf. gekostet hat.

Jahr.	Summe der Beiträge zur Feuer-Versicherung, von den Bewohnern Kölns.			Summen, welche für Brandschäden an die Bewohner Kölns ausgezahlt worden sind.			Summen der von der Genossenschaft des Pompier-Korps bewilligten Gratifikationen.			Summen, welche von der Stadt zur Unterhaltung des Pompier-Korps verwendet worden sind.		
	Zhlr.	℥.	p.	Zhlr.	℥.	p.	Zhlr.	℥.	p.	Zhlr.	℥.	p.
1819	4856	18	6	5	15	5	—	—	—	904	24	5
1820	2458	13	3	693	12	11	—	—	—	861	16	8
1821	4217	—	—	306	16	5	—	—	—	903	18	9
1822	6649	10	11	387	13	6	8	15	11	968	24	8
1823	5506	20	9	—	—	—	—	—	—	1013	13	3
1824	5049	4	11	—	—	—	—	—	—	735	8	—
1825	5001	21	8	927	3	8	3	4	6	688	18	11
1826	5290	8	7	2047	22	11	20	6	2	750	29	—
1827	8474	11	9	3501	19	5	19	16	9	836	24	4
1828	10773	27	6	4115	14	3	31	7	—	1008	—	6
1829	10836	16	8	17221	21	10	35	—	4	1443	11	2
1830	10826	17	1	146	14	4	6	4	8	1166	16	10
1831	8545	3	4	2155	20	6	6	27	9	1042	2	6
1832	10757	24	2	13	7	—	—	—	—	700	11	6
1833	12577	22	6	1886	29	4	3	25	5	732	22	9
1834	14815	16	9	131	2	2	6	4	8	688	15	6
1835	12728	19	—	69	7	6	3	2	4	562	19	6
Summe 17	139365	17	4	33609	21	2	143	25	6	15008	—	3

Die Summen der bezahlten Feuer-Versicherungs-Prämien betragen für die 17 Jahre . . . 139365 Thl. 17 Sg. 4 Pf.

Die Summen, welche während den 17 Jahren an die Bewohner Kölns vergütet worden sind, betragen . . . 33609 „ 21 „ 3 „

und es haben die Bewohner Kölns während den 17 Jahren also einge-
büßt . . . 105755 Thl. 26 Sg. 3 Pf.

Köln, den 4. Januar 1837.

Die Heilanstalt für weibliche Kranken im Elisabeth-Kloster
zu Düsseldorf.

Hierüber haben die barmherzigen Schwestern Celliten-Ordens

von der Regel des h. Augustin zu Düsseldorf, einen ersten Bericht so eben gedruckt erstattet, der eine geschichtliche Uebersicht Ihres sehr erfreulichen Wirkens giebt und aus welchem wir daher hier gerne einen ganz gedrängten Auszug liefern.

Düsseldorf, erst in jüngerer Zeit zur Bebeutenheit angewachsen, entbehrte noch bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts eines klösterlichen Vereins für die Krankenpflege. — Erst im Jahre 1650, als verheerende Seuchen sich über Deutschland verbreiteten und dem Rheine sich näherten, ward das Bedürfniß gefühlt. — Sechs fromme Schwestern kamen in dem vorbemerkten Jahre aus dem Cölliten-Kloster von Köln hierher, ihre Liebesdienste anzubieten und den Grund zu einem Kloster zu legen. — Mit landesherrlicher Zustimmung begannen sie ihre Wirksamkeit und unter dem 20. September 1651 genehmigte der damalige Erzbischof von Köln, Maximilian Heinrich, die Errichtung eines Klosters. — Die erst gewählte und erworbene Wohnung war so eng und baufällig, daß der Stadtrath im Jahre 1661 den Schwestern eine Collecte bewilligte, um ihre Wohnung herzustellen, weil, wie die Urkunde sagt, das Haus den Einsturz drohe und die Bewohner sich nicht vor dem Regen schützen könnten. — Auf Almosen und milde Beisteuer waren überhaupt die Schwestern angewiesen, und nicht bloß auf die Stadt beschränkt; denn im Jahr 1661 bewilligte auch der Churfürst Maximilian Heinrich von Köln eine Collecte im kölnischen Lande. In dem Collecten-Patente heißt es: Die Landbedienten und Pfarrer werden angewiesen, den Klosterfrauen zu Düsseldorf, Cölliten genannt, bei der Collecte förderlich zu seyn. Diese Erlaubniß, im kölnischen Erzstifte zu collectiren, ward von mehreren Erzbischöfen und Churfürsten erneuert; vom Churfürsten Joseph Clemens i. J. 1721; vom Churfürsten Clemens August 1724; vom Churfürsten Maximilian Friedrich 1762. Eben so ertheilten die eignen Landesfürsten Joh. Wilhelm, Carl Philipp und Carl Theoder die Erlaubniß in ihrem Lande zu collectiren. Der Churfürst Joh. Wilhelm verwandte sich für die Klosterfrauen an den Fürstbischof von Paderborn, der seiner Seits unter dem 12. Juli 1706 die Collecte bewilligte; auch der damalige König von Preußen, Friedrich I., bewilligte unter dem 8. Juni 1709 eine Collecte in dem Herzogthum Cleve und in der Grafschaft Mark. — Durch solche Collecten wurden die Schwestern in den Stand gesetzt, nicht nur ihr Klostergebäude zu erweitern, sondern auch eine eigne Kir-

che zu erbauen, die i. J. 1699 eingeweiht und i. J. 1736 erweitert wurde.

In dem Maße, wie die Milbthätigkeit zunahm, vermehrte sich auch die Zahl der Schwestern, und i. J. 1750, als die Secular-Feier des Klosters mit großer Festlichkeit begangen wurde, war die Schwesterzahl auf 12 angewachsen. Bei dieser scheint es auch geblieben zu seyn.

Die Vermögensverhältnisse des Klosters blieben immer dürftig; zwar waren im Laufe der Zeit demselben einige Vermächtnisse und Schenkungen zugefallen; aber bedeutend waren diese nicht; der Ausbau des Klostergebäudes und der Kirche verschlangen, was die Milbthätigkeit gespendet und eine strenge Sparsamkeit gesammelt hatte. Bloß auf die Milbthätigkeit angewiesen, würde es den Schwestern zu mancher Zeit nicht möglich gewesen seyn, ihren Haushalt zu führen, wenn sie nicht zu Collecten im Auslande ihre Zuflucht genommen hätten; selbst in Holland sammelten sie Almosen, und in den Jahren 1785 und 1786 flossen ihnen von dorthier nicht unbedeutende Beiträge zu.

Daher ist es zu erklären, daß noch ein kleines Vermögen vorgefunden wurde, als im Jahre 1803 die allgemeine Suppression der Klöster im Herzogthum Berg erfolgte. Der damalige Churfürst Maximilian Joseph, später König von Baiern, zog das geringe Klostervermögen ein, und stattete dagegen das Kloster aus dem allgemeinen Kloster-Fond in der Art aus, daß für jede Schwester, deren Zahl auf 10 bestimmt wurde, so wie für einen Kloster-Commissar, 100 Rthlr. ebdictmäßig (84 Thlr. 15 Sgr. 9 Pfg.) jährliche Copetenz bestimmt wurde. Mittelft Rescripts vom 18. October 1805 wurde zugleich dem Kloster eine neue Verfassung gegeben. — Die Schwestern, nunmehr gegen Nahrungsorge gesichert, konnten sich von der Zeit an mehr dem Krankendienste widmen, und so wirkten sie in ihrer neuen Verfassung fort, Reichen und Armen ihre Dienste widmend. — Eines aber bedauerten sie täglich: daß der beschränkte Raum ihres Klosters ihnen nicht gestattete, unbemittelte Kranken und Dienstboten zu sich zu nehmen, um ihnen bessere Pflege zu gewähren.

Nur zu oft machten die Schwestern die Erfahrung, daß alle Sorge und Mühe vergeblich war, weil es dem Kranken an einem ordentlichen Lager, oder an der nöthigen Ruhe, Reinlichkeit, frischer Luft, und oft an allem dem fehlte, was die Genesung fördern kann. — An Geldmitteln zur Einrichtung einer eigenen Krankenanstalt fehlte es nicht ganz; denn, ein

frommes, wohlthätiges Fräulein, Therese von Buschman, aus Köln, seit mehreren Jahren in dem Kloster der hiesigen Carmeliten lebend, hatte längst schon den Willen kund gegeben, ein nicht unbedeutendes Capital zur Errichtung einer Krankenanstalt zu widmen; zugleich war es der sehnlichste Wunsch dieser frommen Wohlthäterin, selbst noch zu wirken an einer solchen Anstalt, hoffend, daß das Kloster der Carmeliten, dessen Auflösung schon bei der allgemeinen Suppression ausgesprochen worden war, und in welchem nur noch die Vorsteherin und eine Laienschwester lebten, für den Zweck bestimmt werden würde.

Wunderbar hat es die Vorsehung gefügt, daß der Tag des Hinscheidens der Stifterin auch der Tag der Begründung der von ihr bezielten Heilanstalt war; denn sie starb Mittags den 1. Januar 1831 und am nämlichen Tage unterzeichneten des Königs Majestät die Cabinets-Ordre, durch welche das Kloster der Carmeliten mit seinem Vermögen den barmherzigen Schwestern allergnädigst geschenkt wurde.

Nun fehlte es an dem Gebäude für eine Heilanstalt nicht mehr; den das geschenkte Klostergebäude, geräumig und fest gebaut, eignete sich in jeder Hinsicht für den Zweck; nur bedurfte es in seinem Innern einer wesentlichen Umgestaltung; denn für Klosterfrauen, die sich dem ascetischen Leben widmen, erbauet, fehlte ihm der freundliche und heitere Charakter, der einer Heilanstalt so unentbehrlich ist.

Am 30. May 1831 nahmen sie von dem geschenkten Klostergebäude Besitz, und schon andern Tages wurde mit den Arbeiten zur zweckmäßigen Einrichtung der Anfang gemacht. Von der einen Seite durch die sich nahende Cholera gebrängt, die Einrichtung zu beschleunigen, von einer andern Seite aber wurden sie hierzu auf das freundlichste ermuntert durch die öftere Gegenwart Ihrer Königl. Hoheiten, des Prinzen und der Prinzessin Friedrich von Preußen, des Hochwürdigsten Erzbischofes Ferdinand Hochseligen Andenkens, des damaligen Regierungs-Präsidenten, nachherigen Ober-Präsidenten, Herrn von Vestel und durch viele theilnehmende Wohlthäter. Die Arbeiten wurden so eifrig betrieben, daß am 1. Januar 1832 die Eröffnung der Anstalt angekündigt, und am 24. Januar die erste Kranke aufgenommen werden konnte.

Dem Beirathe und der thätigen Beihülfe sachkundiger Männer ist es zuzuschreiben, daß der eingeschlossene Raum des Klosters zu einem anmuthigen Garten, der eine Theil des Klostergebäudes zu einem freundlichen Krankenhause, und der andere Theil zu einer bequemen Wohnung für die Schwestern umgeschaffen worden ist.

Im ersten Jahre, vom Januar 1832 bis 1833, haben die barmherzigen Schwestern verpflegt	— —	36 Kranken
im zweiten Jahre	— — — —	49 "
im dritten Jahre	— — — —	101 "
im vierten Jahre	— — — —	105 "

Zusammen in den vier Jahren 291 Kranken.

So ist die Wirksamkeit mit jedem Jahre gewachsen, am bedeutendsten aber in dem laufenden Jahre, wie es der nächste Jahres-Bericht darthun wird.

Es ist uns leid, daß wir bloß dieses aus dem ausführlichen Berichte ausziehen können, der nur in seinem Zusammenhange ein Bild des wohlthätigen, aufopfernden und erfolgreichen Wirkens der barmherzigen Schwestern zu geben vermag, welche mit sehr geringen Mitteln recht Vieles und Tüchtiges geleistet haben. Ferneres Gedeihen und Segen ihrem glücklichen Bestreben!

IX.

Miszellen aus andern Provinzen und dem Auslande. 1)

Das Fallen oder Legen des Flachses.

Gewöhnlich tritt dieses bei guten Reinfeldern ein, und bringt großen Nachtheil. In der Schweiz giebt es ein leichtes Mittel dagegen fast allgemein in Anwendung. Man zieht nämlich Schnüre von Stroh oder Faden in kleinen Entfernungen von einander durch das ganze Flachsfeld, und spannt sie mittelst beigesteckter dünner Stäbe fest an. Besonders häufig kann man diese Methode im Emmenthale sehen, wo bekanntlich die schönste Leinwand bereitet wird und sich der Feldbau überhaupt auf eine hohe Stufe der Kultur erhoben hat.

Sicheres Mittel gegen Mäuse in Gärten und bei jungen Obstbäumen, auch Maulbeerbaumhecken.

Da die Mäuse mir besonders bei den jungen Obstbäumen und Maulbeerbaumhecken schon so großen Schaden anrichteten, so versuchte ich schon allerlei Mittel dagegen. Keines entsprach mehr als folgendes: man legt nämlich beim Umgraben des Gartens an verschiedenen Orten, besonders bei den wahrgenommenen Mäusegängen klein wol-

1) Sämmtlich aus dem Centralblatt des landwirthschaftl. Vereins in Bayern. April 1836.

Iene Äppchen in Terpentinöl getaucht und steckt auch solche in die Scheibe der jüngern Bäume und so auch zwischen den Hecken, und bald werden die Mäuse verschwunden seyn. X. —

Ueber eine zweckmäßige Methode, den Klee zu ärnten.

Hr. Barbonnet-Desmartel giebt im Journal des connaissances usuelles folgendes Verfahren an, nach welchem er den Klee zu ärnten und aufzubewahren pflegt. Er bereitet an der Stelle, an welcher er den Klee aufschichten will, eine Unterlage aus Holzreißig von 48 F. Länge und 18 F. Breite, belegt diese mit einer dicken Schicht frischen Weizenstrohes, und legt dann hierauf abwechselnd eine Schicht Klee und eine Schicht Haferstroh, mit der Vorsicht jedoch, daß beide Theile so gleichförmig als möglich ausgebreitet und aufgeschichtet werden, damit sich die Gährung in der ganzen Masse regelmäßig entwickle. Wenn der Haufen auf diese Weise eine Höhe von 12 Fuß erreicht hat, so macht man die Lagen schmaler, damit er einen dachförmigen Abhang von 40° erhält. Nach wenigen Tagen entwickelt sich in der ganzen Masse eine Gährung, welche auf eine bedeutende Entfernung einen angenehmen Geruch verbreitet; der Haufen sinkt dadurch auf $\frac{2}{3}$ seiner Höhe ein, und wird, um ihn gegen Regen und Schnee zu schützen, mit einer Art von Dach mit Stroh bedeckt. Dieses Verfahren hat, wie Hr. Barbonnet versichert, das Gute, daß das Hafer- und Gerstenstroh durch die Gährung in ein dem Klee ähnliches Futter verwandelt und von dem Vieh sehr gierig gefressen wird, und daß sich die aufgeschichtete Masse den ganzen Winter über und länger vortrefflich hält. — Nach einem andern Korrespondenten desselben Journales soll man auf den gemähten Klee eine beinahe gleiche Menge Stroh streuen, beides dann mit Heugabeln ausbreiten. So wie das Stroh wieder trocken geworden, soll man dann aus der ganzen Masse große Schober von 400 bis 500 Gebünden bilden, welche man 6 bis 8 Tage ruhen läßt, ehe man Bunde daraus verfertigt. Der Klee verliert auf diese Weise sein Feuer, wird weich und zerfällt dann, wenn er in trocknen Scheunen aufbewahrt wird, wie zu Pulver. Das Stroh, welches sich sehr leicht mit dem Klee vermengen läßt, benimmt dem Klee die Feuchtigkeit, verhindert die Erhitzung desselben und wird, indem es seinen Geruch und Geschmack annimmt, ein sehr gutes Viehfutter. In Ermangelung von Stroh kann man auch altes

Heu, welches das Vieh nur mit Widerwillen frisst, hiezu verwenden.

Kultur des feinsten Hanfes.

Solchen besitzt jetzt wohl das Großherzogthum Baden, theils in der ehemaligen Rheinpfalz auf Mittelboden, theils in dem niedrigen Anschwemmungsboden um Rehl. Der Hanf kann keinen Boden leiden, der von stagnirenden Gewässern in der Oberfläche oder 2 bis 3 Fuß im Unterboden besetzt, aber eben so wenig einen trockenen nicht tiefen Boden.

Am besten gedeiht der Schleißhanf nach Klee in der Menge, aber in der Güte besser nach Weizen, Raps oder Bohnen.

Der Kleeader mit Hanf zur Nachsaat wird einmal im Herbst, und wiederum im Winter, sobald es die Witterung erlaubt, gepflügt, nach andern Früchten nur im Herbst, aber der Hanf leidet niemals Schollen. Gewöhnlich giebt man dem Hanf im Frühjahr drei Pflügungen, ist aber der Boden unkrautig und schollig, vier bis fünf: denn der Boden muß wie Gartenland seyn, und der Oldenburger im Stedingerlande (Marschland) bauet ihn stets im Garten beim Hause.

Sehr ist der Hanfbau in der Nähe von Mooren zu empfehlen, und die obere zur Fecurung fast werthlose Torferde in die Stelle statt der Streu zu bringen, damit sie die Sauche und dadurch den Torf in die trefflichste Düngung verwandelt. ¹⁾

Rein magerer Boden taugt für den Hanf, und selbst die beste Düngung kann er sich in trockenen Jahren nicht aneignen. Man giebt im Winter der künftigen Hanfsaat den Dünger, aber erst wenn er 6—8 Monate alt ist, und heißen Pferdeböcker nie allein.

Man säet den Brech- oder Spinnhanf dicker als den Schleißhanf. Säten bedarf aller Hanf zur Entfernung des Unkrauts, aber nur so lange er noch biegsam ist. Schleiß bedarf wegen wenigerer Saat noch mehr eine gute Jätung, als anderer Hanf.

In Baden bestimmt der Vorstand der Gemeinde, wann der Hanf gezogen werden soll, was zum allgemeinen politischen Nutzen dient.

Aller Hanf wird geröstet in hellem stilstehenden Wasser, denn der im Thau geröstete ist hellgrau und weniger fest. Man röstet ihn gemeiniglich in 5 bis 6 Tagen und trock-

1) Auf einem solchen Moor- oder Moosgrund baue ich selbst jährlich den schönsten Hanf. H. d. R.

net ihn auf Getreidekoppeln, auf frisch gemäheten Wiesen und Klee- oder Weideäckern. ²⁾ Rasse Jahre bringen ihm und dem Weine stets Mißwachs. Er muß, um die Nähe zu bezahlen, wenigstens 10 Fuß hoch seyn. Der Hanf kann sich bis 6 Jahre im nämlichen Boden halten, wird aber je älter desto weniger weiß. Baden mag wenigstens 50,000 Centner Hanf ausführen.

Jede viel Hanf bauende Gemeinde hat ihre eigene Hanfwage, und jeder Ballen hält 2 bis 3 Centner, und wird mit dem Zeichen des Erbauers versehen, so wie mit einer besondern Nummer auf einer aufgehängten Tafel. Das Gewicht und die Nummer mit dem Namen des Käufers und Verkäufers werden im Register eingetragen, um Betrug zu verhindern. Gemeinlich wird der Hanf in Gegenwart des Käufers eingebunden. Der Centner Schleißhanf kostet 13 Gulden bis 30 Gulden 33 Kreuzer; der Brech- und Spinnhanf ist bisweilen 2—3 Gulden wohlfeiler.

Alle den Hanfbau treibende Gemeinden führen etwa $\frac{1}{4}$ des Hanfs in's Ausland und da sie stets eine ganz vorzügliche Landwirthschaft treiben, so haben alle ihre Produkte bei In- und Ausländern einen guten Preis.

Die Engländer haben jetzt entdeckt, daß man den Hanf ohne die, die Lust in der Nähe verpestende Wasserröste zum Spinnen benutzen kann. Der Hanf wird zwischen zwei Platten gebracht, welche Federn gegen einander in Bewegung setzen, und durch Reibung den Kleber fortschaffen. Demnächst wird aus dem Hanf ein so feiner Faden gezogen, daß er sich eben so wie die Flachsfäden verarbeiten läßt.

Das Dingler'sche polytechnische Journal (LV. 2.) hat von einer neuen Hebelmaschine den Abdruck, und im Vorspinnen, Spinnen und Dubliren aller Spinnstoffe haben die Britten so wichtige Entdeckungen gemacht, daß desswegen solche jetzt die vorhin verschmähet Hebe theuer bezahlen, und daß deren Ausfuhr steigt.

Ueberhaupt fehlt bei der Uebertreibung, welche wir einigen Zweigen der Landwirthschaft großer Landgüter widmen der Sinn, Gewerbe, die bei uns ihrer Natur nach mehr den Landmann kleiner als großer Landgüter beschäftigen, mehr zu heben, damit auch sie durch Vervollkommenung ihrer Produkte, ehe sie in den Handel kommen,

2) So ist das Verfahren auch meistens in Bayern, wenigstens bei mir. H. d. R.

mehr Menschenhände und weniger Thiere beschäftigen, und damit der Kaufmann sie ohne neue Reinigung oder Veredlung in den Handel bringen kann.

Nichts ist aber auffallender, als daß das englische Volk seine Maschinerie immer weiter treibt, und zugleich die Produktionen seiner Landwirthschaft in einem schönen Klima bei vielem Regen aber weniger Kälte und drückender Hitze und seltenem Schnee so wenig vervielfältiget.

Es ist dieses aber die Schuld seiner Kornbill und des übertriebenen Bestrebens, Getreide zu erbauen. Es schafft muthig seine Kornbill ab, und baue dagegen mehr Flachs und Hanf, Tabak, Delsaaten u. s. w., so verschwindet in diesem Punkt seine Abhängigkeit von Rußland. Dieses ist eine höhere Politik, als alles Streben seiner und der französischen Regierung, schon heute die unbedingte Durchfahrt der Kriegsschiffe nach dem schwarzen Meere für seine Flagge erlangen zu können. Dem schwarzen Meere fehlen zwar keine Häfen, aber Produkte, die das Ausland schätzt, oder den Küsten jenes Meeres Einwohner und Geld, um fremde Produkte zu kaufen. Will Rußland in seinem Ausschlößungssystem vom Handelsverkehr mit andern Völkern beharren, so beharre es dabei, aber man biete alles auf, um seine Stapelwaaren zu entbehren. Der erste Weg dazu ist wenigstens eine Umbildung der Kornbill, sie wird erfolgen in dem Jahre, wo die Nation das Recht erlangt haben wird, aus dem Körper der Pairsfamilien die würdigsten in's Oberhaus zu wählen. Jahrhunderte lang wählte das Oberhaus die meisten Volksrepräsentanten im Unterhause, es ist aber weiser, daß eine Auswahl der Pairs, wie in Schottland und in Irland, auch in England, dessen Adel nicht patriotischer ist als der britisch oder schottische, vom Volke oder wenigstens aus ihrem Stande von ihnen selbst gewählt wird. — Wäre die Volksrepräsentation in den Schweizer Kantonen früher allgemeiner gewesen, so würde sich die patrizische Städteregirung und Beamtung in den Landvogteien nicht so verhaßt gemacht haben! Aber ich bleibe dabei, was ich immer gesagt habe, die Aufhebung der englischen Kornbill wird für Deutschland sehr wichtig im Getreidebau werden, aber uns dagegen in der Viehzucht und dem Absatz ihrer Produkte eben so viel Schaden zufügen. Aber der Wechsel mancher unerschütterlich geglaubten Zustände ist jetzt an der Tagesordnung.

Rüder.

Allgemeiner Anzeiger

zu den Rheinischen Provinzialblättern. 1837. 28 Hest.

Ankündigung.

Von den Verhandlungen des Vereins zur Beförderung des Gartenbaues in den K. Preuß. Staaten ist erschienen, die 24e Lieferung, gr. 4. in farbigem Umschlage geheftet, mit 1 Abbildung, im Selbstverlage des Vereins. Preis 1 1/2 Rthlr., zu haben durch die Nicolaische Buchhandlung und durch den Secretair des Vereins, Kriegs-Rath Heynrich, in Berlin. Imgleichen das vollständige Sach- und Namen-Register zu den ersten 21 Hesten, à 20 Gg.

In unserm Verlage ist erschienen und in allen Buchhandlungen (in Köln bei J. P. Bachem, Hofbuchhändler) vorrätzig:

Beiträge zur Förderung des Wohlstandes des deutschen Landwirths

durch größere Sicherstellung der Früchte und Steigerung des Wirthschafts-Ertrages. Von P. Bisping, Oekonomierath.

10 Bogen in gr. 8. Preis geheftet 20 Gg.

„ — — — Die Zusammenstellung der in Folgendem vorgetragenen Einzelheiten, oder vielmehr das Anknüpfen derselben an Anderes, ist ebenso wie die Ausforschung der Theile selbst, mein eigenes, durch Beobachtung und Versuche herausgebrachtes Werk, mithin — einige Vorschläge als solche auch nur ausgegeben, für deren Zweckmäßigkeit und sicher guten Erfolg übrigens aus der Erfahrung hergenommene Gründe mit angeführt sind — auf eigener Erfahrung beruhend, und so mich aufs Festeste überzeugend. Auch Andere werden, wenn sie sich nur die Mühe geben zu versuchen und dabei mit jedem einzelnen Theile es genau und scharf nehmen, das Vorgetragene richtig finden, auf weniger mühsamem und gefährdetem Wege, als ich selbst, die Ueberzeugung erhalten, und in der angenehmsten Weise die reichlichsten Früchte davon einernbten, welches ich herzlichst wünsche.“
n. s. w. (Vorrede.)

Goessfeld im October 1836.

Nicolsche Buchhandlung.

In Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig ist erschienen und durch J. P. Bachem, Hof-Buchhändler und Buchdrucker in Adm zu beziehen:

Anbau der Feldgewächse

als: des Getreides, der Hülsenfrüchte, der Wurzel- und Knollengewächse, und der verschiedenen Abtheilungen der Handelspflanzen. Deren Behandlung während der Vegetation, Beschützung vor Unfällen, ihre Ernte, Zugutemachung und Bereitung zu Kaufmannswaare, und Aufbewahrung derselben.

Bearbeitet von Heinrich Schubarth.
2 Thle. Mit einer Kupfertafel. 8. 3 Thlr.

Vollständiger Unterricht

über den Futterbau

auf benarbttem Boden, oder Kalkleitung, gutes und reichliches Futter auf Wiesen und Huthrasen zu gewinnen; mit einer Anzeige der an den Wiesen, Rasen und dem Futter während eines jeden Monats vorzunehmenden Arbeiten. Nach den besten neuesten Verfahrungsarten und eigenen Erfahrungen bearbeitet v. Fried.

Heusinger.

Mit 3 Kupfertafeln. 8. 1 Thlr.

Vollständige

Anweisung zum Gartenbau

nach den zwölf Monaten des Jahres, worin alle in jedem Monat in dem Obst-, Gemüse- und Blumengarten vorkommende Geschäfte genau aufgezählt, alle zur Fortpflanzung, Erziehung und Wartung der vorzüglichsten Gartengewächse nöthigen Erfordernisse, Handgriffe und Künste beschrieben, und die Blüthe, Samen- und Fruchtzeit der Gewächse bestimmt angegeben sind.

Von J. G. Gruner. 8. 1 Thl. 10 Gg.

◆ N^{ro} 8.

Nachstehend in Cöln,

Bernh. Dräseke
er Bischof):

wohl selig,

Für die gebill. Hoffnung.
2 Theile nach dem Renjahrs-

Dom zu Magdeburg.

Mit inneren Zwecke dem Druck

einer schönen, seh. Preis 6 1/2 Egr.

den und für all 1. 5 Beiträge zur

sichtvoll, klar u. Gleich als be

Bleichen als be sohlen zu we

Preis 10 Egr.

weckmäßiger 2. Besitzer der E. C. Fr.

ier, Perser 12. ten interessant.

hiedenen Epoc et. Wie no

ewählte, hda ten der alten

gewähren könn

us

ph. 17

Geographisch

Von Karl

Eine gesch

möglich genau auf die geographische
Problem, das man sich zu lösen wünscht
eine Reise von London nach New York
ab, nach New York und zurück
kur, den Bohnen, die man zu essen hat
einh, Siphon, die man zu trinken hat
meers, Kaffee, die man zu trinken hat
Griechenland, die man zu trinken hat
stiller Ausfahrt, die man zu trinken hat
eine fortwähren, die man zu trinken hat
ten besseres, die man zu trinken hat
henlands, die man zu trinken hat
höhen die Br, die man zu trinken hat

! schwi
egen
vorfer
le.
ohl f

be ma
geutis
8 bis
lose X
rrigen
oft ver
as grö
fertigt

I
reibun
selmas
arch G
ben un
eis 12

ten
Bon
r 20
reibun
as Kli
den me
über ge
züglich
Sectur

= 8
genesh

loch
n. C
reisen,
Braten
r Zeit
ng der
ner

absucht bewirken.
erblicher Anlage
sind. Von Dr.
nach der zweiten
eile Ausgabe.

z bisher für unheil-
hen Arkanum, son-
jetzt dunkel war, ist
ermuthungen grün-
Behandlungsweisen
Schlimmerten sie die
kte Aufsehen.

lung

z der Analyse der
fe, sowie der vers-
rfahrung erprob-
d englischen Ma-
Sgr.

Dr. Hoffmann.
Sgr.

und Geschichte der
B in ihren Büchern
härchenhaften Sagen,
kommen, sind höchst
ten Burgruinen dem
e zugleich Lesesirkeln

Arten.

men Kurzweil. 8.

na

W

so in,

enthaltend: gründ-
ter als Suppen, Ge-
bel, Salate, Gelees,
machhaft berei-
n. Tranchi-
eljährigen
jen. 8.

schinnen,

Praktische Anleitung, alle Sorten von Strohhüten

für Damen zu bleichen und zu appretiren, ihre Schaden aufzubessern und ihre verschie- denen Formen zu verändern. Bereits seit einigen Jahren in Frankreich u. der Schweiz auf das Beste erprobt. Fäglich dargestellt von Friedr. Matthies. Mit Abbildungen. 8. Preis 10 Sgr.

Stehe früh auf!

Ueber den Nutzen des Frühaufstehens für die Gesundheit und die Geschäfte. Nebst Mitteln, sich das frühe Aufstehen anzuge- wöhnen, Von Carl Ritter. 8. geb. Preis 10 Sgr.

Die heilsamen Wirkungen des kalten Wassers,

und wie dasselbe in den mannichfachen Krank- heitszuständen als das sicherste und wohl- feillste Heilmittel anzuwenden ist. Eine nützliche Schrift für Jedermann. Von Dr. Aug. Schulze. 8. geb. Preis 10 Sgr.

Die Kunst, gesunde Augen

bis ins höchste Alter zu erhalten, ein schw- ches und fehlerhaftes Gesicht zu verbessern und wieder herzustellen. Nebst einem An- hange, enthaltend Bouschriften zu den vor- züglichsten Augenmitteln. Von einem prak- tischen Augenarzte. Dritte, verbesserte Auf- lage. 8. Preis 15 Sgr.

Die Kunst, gesunde Zähne

bis ins höchste Alter zu erhalten. Nebst ei- ner Anweisung, verdorbene und schon ange- gangene Zähne wieder zu verbessern; sowie erprobte und bewährt gesundene Mittel wi- der das Zahnweh und andere Zahnübel. Von einem praktischen Arzte. 8.

Preis 12½ Sgr.

Der übelriechende Athem,

oder Angabe erprobter Mittel gegen diesen Fehler. Ein Buch für alle Diejenigen, welche an diesem Uebel leiden. Nach eigenen Untersuchungen und Beobachtungen. Von Dr. Fr. Richter. 8. Preis 10 Sgr.

Rathgeber für alle Diejenigen, welche an

Magenschwäche,

schmerzlicher Verdauung, so wie an den

So eben ist erschienen und vorrätig bei
J. P. Bachem, Buchhändler
am

Pracht NAPOLÉON

Napoleon
nach den besten

20 bis 25 Lieferungen
nach Originalgemälden der

11. Jede Lieferung 9 Bogen

Subscriptions

Auf 12 bezahlte

Leipzig. Chr. E.

Napoleon I., Kaiser der Franzosen, ist und wird noch lange einer der gefeiertesten Männer der Weltgeschichte sein, und Unterzeichnete haben sich zur Aufgabe gemacht, seinen zahlreichen Freunden und Bewunderern in Vorstehendem ein Denkmal zu überliefern, welches sowohl hinsichtlich der als namentlich durch die Stahlstiche, nach Originalgemälden der vorzüglichsten Maler

als Hingeschickte in Kasten

ci
Druck- und Buchdrucker in Cöln
Rhein:

ausgabe

von

N'S LEBEN.

leon,

aus den besten Quellen

ausg. mit 40 bis 50 Stahlstichen, von den berühmtesten Malern Frankreichs.

Preis 10 Sgr.

Exemplare: eins frei.

Kollmann & Fischer.

ist, kritisch zu würdigen und sonach eine eben so wahre, als unparteiische und unterhaltende Geschichte Napoleon's zu liefern.

Die äußere Ausstattung und den Umfang des Werks anlangend, so wird dasselbe in elegantem gross Octav auf schönstem Vapier gedruckt werden, und monatlich Lieferung erscheinen, mithin die letzte der 24 Lieferungen am 2. März 1810.

3)	Beck, Dr. Fr. H., Geschichten, Sagen und Naturgemälde des Rheins.....	195
4)	Viebahn, Dr. J. G. von, Statistik und Topographie des Regierungs-Bezirks Düs- seldorf.....	196
VII.	Miszellen aus der Provinz.	
	Böhlthätigkeit und Menschenliebe im Reg. Bezirk Köln.....	200
	Ballraffianum in Köln.....	200
	Das Pompier-Korps in Köln am Rhein....	203
	Die Heil-Anstalt für weibliche Kranke im El- sabethen-Kloster zu Düsseldorf.....	206
VIII.	Miszellen aus andern Provinzen und dem Auslande.	
	Das Fallen und Legen des Glases.....	210
	Sicheres Mittel gegen Mäuse in Gärten und bei jungen Obstbäumen, auch Maulbeer- hecken.....	210
	Ueber eine zweckmäßige Methode, den Klee zu ärnten.....	211
	Kultur des feinsten Hanfes.....	212

Die neue Folge dieser Zeitschrift hatte mit dem Schlusse 1836 bereits drei Jahre lang unausgesetzt ihre echt patriotische Tendenz: „sowohl das heutige als das vergangene innere und äußere Leben der Provinz möglichst vollständig zur Anschauung zu bringen, und diejenigen auswärts gewonnenen Kenntnisse und Erfahrungen, welche dem Lande ersprießlich seyn können, in diesem zur Anwendung und Benutzung zu fördern“, verfolgt, und in der von Jahr zu Jahr sich vermehrten Abonnenten-Zahl erfreute sie sich der besten Anerkennung ihres Strebens. Monatlich erscheint ein Heft von 6 bis 8 Bogen; drei Hefte bilden einen Band, zu welchem Titel und Inhaltsverzeichnis gegeben werden. Der besonders geringe Abonnements-Preis bleibt drei Thaler für das ganze Jahr, wofür die Rheinischen Provinzial-Blätter im ganzen Preussischen Staate durch alle Königl. Postanstalten und alle soliden Buchhandlungen bezogen werden können. Wenn die Abonnements pränumerando auf den Post- oder Postwärterämtern der Empfangsorte Statt finden, so können die Besteller sich versichert halten, die Hefte eben so prompt wie die Zeitungen und ohne Bestellgeld oder andere Nebenkosten zu empfangen.

Der „Anzeiger“, welcher den Heften gratis beigegeben werden soll, steht amtlichen und Privat-Bekanntmachungen aller Art, gegen eine Gebühr von 1 Sg. 3 Pf. für die Zeile, offen.

Beiträge zu dieser Zeitschrift, selbst Notizen von dem geringsten Umfange, an die Adresse des Herrn Herausgebers nach Bonn, direkte oder durch Vermittelung des Unterzeichneten, eingesandt, werden jederzeit eine dankbare Aufnahme finden, wenn sie der Tendenz der Provinzial-Blätter entsprechen. Auf ausdrückliches Verlangen wird auch Honorar bezahlt. Was sich nicht zum Abdrucke eignet, soll — wenn es begehrt wird — bald zurückgesandt werden. — Schriftsteller, Buchhändler, Buchdrucker, Kupferstecher und Steindruck-Verleger u. s. w., welche ihre Erzeugnisse bald in der Zeitschrift angezeigt oder beurtheilt sehen möchten, werden eingeladen, dieselben dem Herrn Herausgeber auf dem Wege des Buchhandels durch den Verleger oder mit der Post portofrei zugehen zu lassen.

J. P. Bachem,

Hof-Buchhändler und Buchdrucker.

N^o 3.

Gemeinnützige und unterhaltende

Rheinische
Provinzial-Blätter.

Herausgegeben
unter Mitwirkung vieler Gelehrten, Beamten,
Künstler, Techniker, Fabrikanten, Berg- und
Hüttenmänner, Forstmänner, Landwirthe,
Kaufleute u. s. w.

von

Dr. Jacob Nöggerath,

Königl. Oberberg-rath und öffentl. ord. Professor der
Mineralogie und Bergwerkwissenschaften bei der Rheini-
schen Friedrich-Wilhelms-Universität, Mitdirektor des
naturhistorischen Museums derselben, Vorsteher des na-
turmässigen Seminars, Ritter des rothen Adler-Or-
dens IV. Klasse, Mitglied mehrerer Akademien und ge-
lehrten Gesellschaften des In- und Auslandes.

Neue Folge. — Vierter Jahrgang.

Erster Band. — Drittes Heft.

M ä r z.

Köln am Rhein:

J. P. Bachem, Hof-Buchhändler und Buchdrucker.

1837.

Inhalt.

	6.
I.	Die Legende vom heiligen Rupert. Von Louise von Plönnies 215
II.	Das Gemälde des Bartholomäus de Bruyn aus Köln, auf dem Hochaltar der Kirche zu Xanten 221
III.	Ueber Lebensversicherungsanstalten 227
IV.	Ueber Errichtung von Elyceen als Vorbildungsanstalten zu den akademischen Studien. Vom Herrn Joseph Haupolder 249
V.	Wissenschaftlicher Congreß von Frankreich und Zusammenkunft desselben für 1837 in Metz. 262
VI.	Die Restauration der kölnischen Kirchen (Vorgetragen im Verein bildender Künstler in Köln). Vom Herrn Ernst Weyden. (Schluß) 266
VII.	Ein Wort über die Spielsucht. 281
VIII.	Marschall Glatzel. 283
IX.	Bringt das Mondlicht Kälte? 288
X.	Literatur, Landkarten, Lithographien.
	1) Seul, P. J., Ueber die Entwicklung und den gegenwärtigen Zustand des höhern Schulwesens in Preußen. 291
	2) Ristelhuber, J. B., Leben und Schicksale zweier Strafgefangenen, nach dem Franz. v. de Jussieu. 293

I.

Die Legende vom heiligen Rupert.

Von Luise von Plönnies. ¹⁾

Nah bei Bingen's Felsenufer,
 Wo der Rhein im Wirbel sauft
 Und im wilden Wellentanze
 Nach der Tiefe donnernd braust,
 Lebte an der Mutter Seite
 Einst ein Knabe hold und mild,
 Rupert, der an Reiz und Güte
 War der Mutter Ebenbild.
 Zu dem Fürstenthron geboren,
 Eines stolzen Herzogs Sohn,
 Der im Streite früh gefallen
 Um die oft bedrohte Kron',
 Reizte diesen sanften Knaben
 Nie ihr Glanz mit Perl' und Stein,
 Und der Freudenthränen Schimmer
 Schien ihm herrlicher zu sein.
 Armen Kindern, die er frierend,
 Weinend auf der Straße fand,
 Gab er nach des Heilands Lehre
 Oft das eigene Gewand.
 Brachte sie zu seiner Mutter
 In das herzogliche Schloß,

- 1) Vorgetragen am 2. Decbr. in der ersten, zur Feier der Heimsführung Ihrer königl. Hoheit der Prinzessin Elisabeth von Preußen durch Se. Hoheit den Prinzen Carl von Hessen und bei Rhein, veranstalteten Abendunterhaltung des Vereins für Wissenschaft, Literatur und Kunst in Darmstadt. Entnommen der Zeitschrift Phönx Nr. 295. 1836.

Flehte in des Mitleids Tönen,
 Während seine Thräne floß:
 „Mutter, dies sind Eure Kinder,
 Nehmt Euch liebend ihrer an,
 Was ihr thut an dieser einem,
 Brüder habt ihr mir gethan.
 Dies ist Jesu Christi Lehre!
 Theure Mutter, zürne nicht,
 Daß, wie Christus es geboten,
 Rupert Brod den Armen bricht!“
 Und die Fürstin drückte liebend
 Ihren Knaben an das Herz
 Und in heil'ger Ahnung blickte
 Fromm ihr Auge himmelwärts.
 So dem innern Drange folgend
 Und des Heilands mildem Wort,
 War als zarter Knabe Rupert
 Schon der Armen Trost und Hort.
 Wie ein kleiner Engel schwebte
 Rettend er von Haus zu Haus,
 Um zu theilen Armen, Kranken
 Seine milden Gaben aus.
 Eines Abends kehrt' er selig,
 Einen Himmel in der Brust,
 Von den frommen Wanderungen
 Zu der Mutter heim mit Lust.
 Sinnend ging er an dem Strande,
 Vor dem schönen klaren Rhein,
 Und ihm war, als wiege murmelnd
 Ihn die Fluth in Schlummer ein.
 Hin an eines Hügel's Seite
 Legte Rupert sich zur Ruh,
 Und des Schlummers Genius drückte.
 Leise ihm die Augen zu.
 In den Schlaf des Kindes senkte
 Sich ein himmlisches Gesicht,
 Wie der stille Wasserspiegel
 Wiederstrahlt der Sterne Licht.

Eine tiefe Stille herrschte
 In der Schöpfung weitem Raum,
 Hell und glänzend schien die Sonne,
 Wie es nimmer sonst im Traum.
 Ihre Strahlen tanzten flimmernd
 Auf dem wunderschönen Rhein,
 Der, im höchsten Glanze schimmernd,
 Schien ein Strom voll Edelstein'.
 An dem Ufer sah er stehen
 Einen Greis so hoch und mild,
 Mit dem schönsten Angesichte
 Ein erhaben heilig Bild.
 Viele muntre Knaben sprangen
 Fröhlich in den hellen Rhein.
 Und der Greis wusch in den Fluthen
 Alle Knaben weiß und rein.
 Aus dem Wasser stiegen Alle
 Schöner, blühender hervor,
 Sieh', da hob sich aus den Fluthen
 Eine Wunderau' empor.
 Würz'ge Kräuter, tausend Blumen
 Prangten drauf in süßem Duft,
 Hauchten ihre Wohlgerüche
 In die reinste Maienluft.
 Hohe, stolze Bäume strebten
 Aus dem blühenden Gesträuch,
 Weiß' und rothe Blüthe schmückte
 Sie mit goldner Frucht zugleich.
 Zu der Bäume Blüthenkrone
 Aus der Zweige grüner Nacht
 Flogen Vögel auf und nieder
 In der Farben höchster Pracht.
 Und wie neben Blüthen schwellte
 Goldne Frucht im Blätterdrang,
 Bei den Vögeln sich gesellte
 Farbenpracht zu Himmelsklang.
 Und der Greis rief alle Knaben
 Auf der Insel Wunderstrand

Und bekleidete sie Alle
 Mit dem reinsten Schneegewand.
 Darauf wies er auf der Blüthen,
 Auf der Früchte Ueberfluß,
 Weihte sie den muntern Knaben
 Zum entzückenden Genuß.
 Von dem Anblick hingerissen,
 Rupert sprach zum hohen Greis:
 „Laß mich mit den andern Knaben
 Auf der Insel sel'gem Kreis.“
 Sprach der Greis zu ihm: „Auf Erden,
 Rupert, ist dein Bleiben nicht,
 Früh wirst du erhoben werden
 Zu der Heimath höh'rem Licht,
 Reich an Freuden ist der Erde
 Wundervolles Blüthenland
 Für ein Herz, das friedlich waltet
 In der Unschuld Schneegewand.
 Aber höh're Wonnen strahlen
 In des Himmels goldnem Licht,
 Und dein reiner Blick wird schauen
 Der Verklärten Angesicht.
 Was mit himmlischem Erbarmen
 Deinen Brüdern du gewährt,
 Wird in Jesu Christi Armen
 Dir zum reinsten Lohn verklärt.
 Denn es bauten fromme Thaten
 Eine Brücke dir hinauf,
 Und der Liebe goldne Saaten
 Gehen dort dir herrlich auf.“
 Und als Rupert aufwärts blickte,
 Da erhob sich wunderbar
 Aus der Insel Blüthenbäumen.
 Eine Brücke hell und klar.
 Durch der Lüfte blaue Bogen
 Bis zum fernen Himmelsstrand
 War der schönste Regenbogen
 Hoch und glänzend ausgespannt.

Viele heil'ge Engel schwebten
 Aus des Himmels sel'gen Höb'n,
 Hin und her mit lichten Schwingen
 Auf der Brücke, wunderschön.
 Hoch, von Glanzgewölke umgeben,
 In dem hellsten Strahlenschein
 Saß der heil'ge Christusknabe,
 Und Johannes, fromm und rein,
 Kniete vor dem heil'gen Kinde,
 Das in süßer Unschuld Lust
 Sanft ein weißes Lämmchen drückte
 An die himmelreine Brust.
 Da zwei kleine Engel schwebten
 Hin zu ihm mit dem Gewand,
 Welches einem armen Knaben
 Jüngstens schenkte Rupert's Hand,
 Christus von den Engeln beiden
 Ließ in das Gewand sich kleiden.
 „Rupert hat mir dies gegeben,“
 (Sprach er zu der Engelschaar)
 „Darum will ich ihn erheben
 Und ihn kleiden himmlisch klar;
 Denn ich sag' euch: was auf Erden
 Ihr an meinen Brüdern thut,
 Wird euch hier vergolten werden
 Mit des Himmels höchstem Gut.“
 Von der reinsten Wonne trunken
 Schlag des kleinen Rupert Brust,
 Doch da war der Traum verschwunden
 Und des Himmels Glanz und Lust.
 Als er sehnend vor sich schaute,
 Jener Knabe vor ihm stand,
 Dem er jüngst in frommer Milde
 Gab das eigene Gewand.
 Und des Traumes sel'ge Deutung
 Trug er still in seiner Brust,
 Welche Sehnsucht heiß verzehrte
 Nach des Himmels Glanz und Lust.

Dieser Erde Reiz und Freuden
 Schienen ihm so kalt und bleich;
 Seine fromme Seele strebte
 Heimwärts nach dem Himmelreich.
 Seine ganze reiche Habe
 Gab er Dürstigen zum Theil;
 Walte nach dem heil'gen Grabe,
 D'rauß erblüht der Menschheit Heil,
 Weihte dann der Krankenpflege
 Seine letzte Lebenskraft,
 Bis der Tod den Geist erlöste
 Aus der Hülle enger Haft.
 Auf dem Grabe Rupert's glänzte
 Manches Thräne hell und rein,
 Und die Frömmigkeit umstrahlet
 Rupert's Haupt mit heil'gem Schein.

II.

Das Gemälde des Bartholomäus de Bruyn aus Köln, auf dem Hochaltar der Kirche zu Xanten. 1)

Ueber diesen trefflichen Künstler, welcher sich den großen Malern des 16. Jahrhunderts würdig anreihet, haben sich beinahe keine Nachrichten erhalten. Die ältern Künstler-Biographen erwähnen seiner gar nicht und neuen Forschern scheint es nicht gelungen zu sein, diese Lücke in der deutschen Kunstgeschichte zu ergänzen. Wenn derselbe im Stuttgarter Kunstblatt vom Jahre 1824, No. 44, bei Beurtheilung der Strixnerschen Lithographieen, nach Gemälden aus der Boisseree'schen Sammlung, und in Naglers Künstlerlexicon, Th. II. S. 180, ein Schüler Hemskerks, (geb. 1498, gestorb.

1) Vom Herrn Premier-Lieutenant Becker in Münster. Abgedruckt aus „Museum, Blätter für bildende Kunst“ No. 50. 1836. D. 5.

1574), genannt wird, so stimmt diese Angabe nicht wohl mit seinem Alter überein; indem de Bruyn, wie aus folgendem hervorgehet, wahrscheinlich nicht später als Hemskerck geboren sein kann.

Gleich seinen Zeitgenossen, dem Mabuse, Bernhard von Orley u. a. verließ er die, von den älteren deutschen und niederländischen Malern befolgte strengere Richtung der Kunst und suchte sich nach italienischen Meistern zu bilden, wobei er jedoch die Geschmacklosigkeit und das manierirte Wesen eines Hemskerck glücklich vermied. Als Bildnißmaler hat er durch seine naturtreuen Darstellungen höchst Ausgezeichnetes geleistet.

Das älteste mir bekannt gewordene Gemälde de Bruyns, stellte das Bildniß einer Frau in mittleren Jahren dar. Auf der Rückseite ist ein sogenanntes Memento Mori, wonach sich vermuthen läßt, daß dasselbe ehemals das Gegenstück eines zweiten, wahrscheinlich männlichen Bildnisses, von gleicher Größe ausgemacht und zum Verschließen eingerichtet gewesen sei. Dasselbe trägt die Jahreszahl 1524. Die Technik dieses trefflichen Bildnisses zeigt einen bereits ausgebildeten Künstler, welcher mit großer Sicherheit auftritt. Da bereits im Jahre 1529 das reiche Capitel von St. Victor in Xanten demselben die Fertigung bedeutender Gemälde für den Hochaltar gerade in einer Zeit überträgt, als in Deutschland und in den nahe gelegenen Niederlanden so viele ausgezeichnete Maler blüheten, so muß de Bruyn wohl damals schon in einem großen Ruf gestanden haben, wofür überdies auch der nicht unbedeutende Preis von 500 Goldgulden spricht, welcher bei Ablieferung der Gemälde im Jahre 1536, zufolge einer eigenhändigen Quittung des Malers, mit der Unterschrift: Bartholomeus de Bruyn, sogar um 100 Goldgulden erhöht wurde.

Der dieserhalb abgeschlossene Vertrag befindet sich im Kirchen-Archiv zu Xanten und lautet, wie folgt:

„Zo weten dat die werdighe Here von dat Ca-
 „pittel der Kerken tot Kanten met dem ersamen
 „Meister Bartholomeus Bruyn Meestre Burger tot
 „Colne, guetlick averkomen und verdragen syn in
 „maaten hier nae beschreven. Item soll genennt
 „Meister Bartholomäus die Back mit twee floe-
 „gelen to beiden syden mette tabernakellen ind voeth
 „nae einem Exemplar den Herre vande Capittel ind
 „oen gegeven binnen ind bueten bemaelen, stoffie-
 „ren ind vergolden als sich billiks sulck werckesst
 „ind geboert, ind daretto allen moegelic arbeit ind
 „vlyst fieren ind doen, dat sulcks kunstlich in wail
 „gemaidt mag warden, waer by gott allmechtig
 „to vvernsen ind die Patrone geert ind de Kerck des
 „dank saegen hebben ind syn werck ungeschant blic-
 „ven moegen, als die Herre vande Capittel oen
 „genlick tovertrowen ind heimgiven, ind inde alre-
 „meisten dem altair soll Hy maelen thoe rechter Hand
 „inde groynfften Part, ecce Homo ind inde daer by
 „wesende torenunge der Passien uns lieven Heren,
 „ind inde linkhen syden inde groigten Part die
 „Verensnisse ind inde kleinen wes dair by soimpt
 „ind gehoet. Vort inde myddelsten floegellen ther
 „rechte syden die legenda sent Victors ind synre
 „geselschap ind ter linkhen die legenda sent Helenen
 „ind wes darby behort ind voert baeven upde taef-
 „sellen wyth op schwart ther rechte Hand sent
 „Victor unse lieve Broiwe mihen und sent Ge-
 „reon, ind ther andern syden Sylvester, Hele-
 „na mydsen Constantinus, ind allet myt oen wapen,
 „tegkenen als sich escht ind beboert, oik mede ist
 „bekaldt ind besurwert, dat Meister Bartholomeus
 „ein sunderlick upschen heben sall dat die Back met
 „ten floegellen ind voeth vande Meister Wilhelm ain-
 „genommen vande guden drenen Hold und wail
 „gemaidt vande yseren gehengen op der Herren
 „vande Cappittels soist wail verwairt warde wair
 „durch die Herren vande Capittel des tot gheine

„schaebe bliuen moege, ind als ditselve werk bereit
 „gemaicht ist fall Hy mitsamp meister Wilhelm den
 „seyzeller dat vorste: werk tsamen inde schippleveren,
 „op oen kost anxt ind arbeit, ind sullen byde mēt-
 „te schip alsdan to Sancten vaeren op der Herren
 „vande cappittels kost in de taeffeln aldair alsdan
 „in eyn anderen setten upheven ind ordiniren hel-
 „pen, voer welken vorsch: Arbeyt ind kost die vorsch:
 „Heren Meister Bartholomäus sente victoers mysse-
 „neystkommend vyftich golde Gulden, ind Paeschen
 „neist volgen wederumb vyftich golde Gulden tot
 „gueder Refenschap geven, ind als Hy dat werk
 „gelevert hefft sullen die Herren oen dairto noch
 „vierhondert guede golde gulden eyns geven,
 „maick die summa tsamen vyfshondert golde gul-
 „den den golde gulden met ene Joachims daels-
 „re dry dicke Pennige ind ein alb off acht ind twins-
 „tich Rader Albs to moegen betaelen, ind darto
 „sullen die Hern oen vur oen ind syne Hupsfro-
 „wen tot einre fritschappen ind guns schenken thin
 „Ellen guets Doecks itlick tot einen tabberdt van
 „gueden Laiden, up dat Hy oick to vlietiger ind
 „guete Arbeit dair anne kieren fall sonde arglist
 „Uirkondt der waierheit ist deser Gebulen twee al-
 „lens halbende durch A. B. C. D. E. F. gesne-
 „den der die Hern vonde Capittel ein, ind Meister
 „Bartholomeus die andere heben. geschiet ind ver-
 „dinght to Xanten up diensdach nae dem sonnen-
 „dach jubilate anno MDXXIX.

Die diesem Vertrage zufolge, ausgeführten Ge-
 mälde, befinden sich noch wohlerhalten auf dem
 Hauptaltare der Kirche in Xanten und bestehen aus
 vier, auf beiden Seiten mit Gemälden versehenen
 Flügeln, von 7' 9" Höhe und 5' 4" Breite, ohne
 eigentliches Mittelbild. Beim Verschließen des Al-
 tars werden an jeder Seite desselben zwei Flügel
 übereinander gelegt. Die alsdann sichtbaren zwei
 Gemälde stellen, rechts, den Kaiser Constantin mit

seiner Mutter Helena und den Papst Sylvester, links, Gereon, Maria und Victor, in Lebensgröße dar. Werden die äußern Flügel geöffnet, so erblickt man vier Hauptdarstellungen. Die beiden rechts befindlichen Gemälde enthalten mehrere Momente aus dem Leben der Kaiserin Helena, deren Bekehrung und Abschied vom Papst Sylvester, die Auffindung des Kreuzes Christi, die Erbauung einer Kirche u. a. Die Tafeln links stellen das Marterthum der thebaischen Legion, unter dem Kaiser Maximian, welcher im J. 286 n. C. den h. Victor nebst 360 Gefährten, die sich zum Christenthum bekannten, bei Xanten hinrichten ließ. Im Hintergrunde ist die jetzige Kirche zu Xanten mit einem Theile der Stadt sichtbar. Nach Oeffnung der innern Flügel, wodurch die zuletzt erwähnten Gemälde gänzlich bedeckt werden, erblickt man auf den Rückseiten der innern Flügel mehrere Scenen aus dem Leiden Christi. Rechts die Auferstehung, und links einen Ecce homo als Hauptdarstellungen. Die Stelle, welche gewöhnlich ein Mittelbild, von doppelter Breite der Flügel, einnimmt, wird hier zur Aufstellung von Reliquien benutzt. In der Mitte dieses Raums befinden sich drei 1½ Fuß hohe Gemälde: eine Maria mit dem Kinde, in der Art des Maschese, und zwei Bischöfe, aus der alt kölnischen Schule.

Außer diesem Hauptwerke de Bruyns, befinden sich mehrere seiner ausgezeichneten Gemälde in der ehemals Boisserée'schen Sammlung, worunter die Darstellung der Heilung eines Besessenen durch den h. Ewald, eine Kreuzesabnahme mit den h. h. Gereon und Stephan als Seitenstücken, die h. h. Johannes der Evangelist und Catharina und das Bildniß eines kölnischen Gelehrten, die bemerkenswerthesten sind. Acht bis zehn kleinere Gemälde, meistens Bildnisse sieht man in der Wallraff'schen Sammlung in Köln. Ein großes reich componirtes Bild befindet sich in der Hyversberg'schen Samm-

lung, ebenfalls in Köln. Dasselbe stellt eine Allegorie auf die drei Stände der Menschen dar. Der Lehrstand, mit der Inschrift: *Supplex ora*, ist durch die h. Ambrosius, Petrus, Paulus, Hieronimus u. a.; der Wehrstand, mit der Inschrift: *Tu protege*, durch Carl d. G., die h. h. Mauritius, Georg u. a. und der Nährstand, mit der Inschrift: *Tuque labora*, durch zwei im Felde arbeitende Bauern repräsentirt. In dem Katalog dieser Sammlung wird der Meister des Bildes, als in Xanten geboren, irrthümlich angegeben. Eine Anzahl Bildnisse ist in verschiedenen Sammlungen in den Rheingegenden verstreut.

Der größere Theil der hier erwähnten Werke, mit den Jahreszahlen ihrer Entstehung bezeichnet, ist nach 1530 gemalt. Einsender besitzt, außer zwei kleinen Bildnissen einen kölnischen Bürgermeister und dessen Gemahlin darstellend, eines der letzten Gemälde de Bruyns. Es ist ein Doppelbild, zum Verschließen eingerichtet, und stellt auf der einen Tafel den in Gladbach bei Köln geborenen Peter Ulner, Abt des Klosters Bergen bei Magdeburg dar, welcher daselbst die Reformation einfuhrte und die Klosterschule stiftete. Derselbe ist in betender Stellung nach der rechten Tafel gewendet, worauf ein kreuztragender Christus, in Halbfigur, dargestellt ist. Auf dem Fußgestell einer Säule, hinter dem Abte, befindet sich die Inschrift: *Anno Dni 1560. Aetatis 37.* und weiter unten: *BARTOLOMEO BRVN FECIT.* Außer diesem ist kein mit des Meisters Namen bezeichnetes Gemälde bekannt. Die italienische Endung des Vornamens deutet vielleicht auf einen frühern Aufenthalt in Italien, welches Land de Bruyn, gleich vielen seiner Zeit- und Kunstgenossen, besucht hat.

Das Geburts- und Sterbejahr de Bruyns ist eben so wenig, wie sein Geburtsort, bekannt. Da derselbe, nach den auf seinen Gemälden befind-

lichen Jahreszahlen, von 1524 bis 1560 als Künstler thätig gewesen ist, so scheint er um 1500 geboren zu sein und hat mithin ein ziemlich hohes Alter erreicht. Nicht unwahrscheinlich ist es, daß die Familie de Bruyns aus den Niederlanden stammte und sich in Köln niederließ. Unter mehreren daselbst wohnhaften Künstlern gleichen Namens ¹⁾, oder deren Namen in das hochdeutsche Brun und Braun übergegangen sind, finden sich bei näherer Forschung vielleicht Brüder oder Söhne unseres Meisters.

III.

Ueber Lebensversicherungsanstalten. ²⁾

Bei dem neuerdings auch in unserm deutschen Vaterlande unläugbar so bedeutend gewordenen Uebergewichte der sogenannten materiellen Interessen, und bei der großen Vorliebe und Begünstigung, deren im Allgemeinen alle industrielle, oder auf Gü-

- 2) Abraham de Bruyn, Maler und Kupferstecher, geb. zu Antwerpen um 1538, starb zu Köln in hohem Alter. Georg Brun, welcher mit Hogenberg die Platten zu dem in Köln, in den Jahren 1572—1618 erschienenen Theatrum urbium stach. Franz Brun, welcher die kleine Passion nach Dürer und viele andere Blätter copirte, und Augustin Braun, Maler, welcher gegen Ende des 16. und im Anfange des 17. Jahrhunderts lebte. Alle waren in Köln wohnhaft.
- 1) Diesen Artikel geben wir als einen Auszug aus der interessanten Abhandlung des Herrn Dr. R. F. Scheidler, Professor in Jena (Minerva. Nov. 1836). Die Original-Abhandlung behandelt den Gegenstand in doppelter Bedeutung, der volks- und staatswirthschaftlichen; sie ist für unsere Zeitschrift zu ausführlich, daher wir sie nur nach der ersten Rücksicht, der vorzüglich praktischen für unsere Leser, hier fast vollständig ausgezogen mittheilen. D. F.

ker-Erwerb, Erhaltung und Vermehrung sich beziehenden gemeinsamen Anstalten oder Unternehmungen, wie z. B. Eisenbahnen, polytechnische oder Gewerbschulen u. dergl. m., sich auch bei uns jetzt erfreuen, muß man sich billig sehr wundern, daß die Lebensversicherungsanstalten noch immer nicht die allgemeine Beachtung und Theilnahme von Seiten des Staates, wie des Volkes genießen, die sie in so vieler Beziehung verdienen, und deren sie auch in andern Ländern schon längst genießen. Diese Erscheinung ist um so auffallender und bedauerlicher, als es einerseits doch sonst bekanntlich den Deutschen keinesweges an Sinn und Trieb, das Gute fremder Nationen anzuerkennen und sich anzueignen, fehlt, als ferner andererseits bei dem gegenwärtigen allgemeinen Wettstreit aller Nationen im Gebiete der Industrie jede derselben nothwendig zurückbleiben, und von den andern überflügelt werden muß und wird, wenn sie nicht gleich jenen alle erlaubten und möglichen Mittel der Begünstigung der Betriebsamkeit ebenfalls anwendet. Dazu kommt der Umstand, daß gerade in Deutschland die nur wenig begüterte Mittelklasse, für welche vorzugsweise die Lebensversicherungsanstalten berechnet und vom größten Nutzen sind, namentlich die Klasse der Staatsdiener, bei weitem die zahlreichste (z. B. in Vergleichung mit England), und von so großer, anerkannter Wichtigkeit für den Staat ist; ferner, daß jene Anstalten in Deutschland viel besser und vortheilhafter eingerichtet sind, als in andern Ländern; endlich, daß Deutschland, obwohl in industrieller Beziehung in mancher Hinsicht noch sehr zurück und in ungünstiger Lage, dennoch vorzüglich fähig und geeignet ist, die höhere Bedeutung aller dieser sogenannten materiellen Interessen und der darauf sich beziehenden Anstalten zu erkennen und geltend zu machen.

Die Thatsache selbst, daß nämlich die Lebensver-

sicherungsanstalten bei uns noch lange nicht genug von Seiten der Einzelnen, wie der Regierungen ihrem wahren Werthe nach gewürdigt werden, wird kein Kundiger in Abrede stellen. Zwar ist die Theilnahme an ihnen von Seiten des Publikums seit der kurzen Zeit ihres Entstehens bei uns fortwährend im Steigen, was namentlich von der zuerst entstandenen und bedeutendsten derselben, der auf Gegenseitigkeit und Oeffentlichkeit gegründeten G o t h a e r L e b. = V e r s. = B a n k gilt, welche bei ihrer Eröffnung im Jahre 1829 nur 764 Mitglieder mit einer Versicherungssumme von 1,300,000 Thlr., dem letzten Rechnungsabschlusse (31. Dez. 1835) zufolge aber schon 6120 Mitglieder zählt, mit einer Versicherungssumme von 10,490,300 Thlr. Allein selbst wenn diese Zahlen das Doppelte erreichten, und wenn zugleich die in Leipzig, Lübeck und Hannover bestehenden bis jetzt weniger bedeutenden Anstalten jener ersteren gleichkämen, so würde die Theilnahme an diesen Instituten verhältnißmäßig, d. h. in Hinsicht der Gesamtzahl der Einwohner Deutschlands und namentlich der der Mittelklassen, deren Wohlstand durch jene sehr gefördert werden könnte, immer noch nicht als der Wichtigkeit jener wahrhaft entsprechend zu betrachten seyn. Dieß wird sich am deutlichsten aus einer kurzen Vergleichung mit England ergeben, über dessen Lebensversicherungsanstalten der berühmte englische Mathematiker B a b b a g e ausführliche Notizen mitgetheilt hat.

England hat bereits länger als seit einem Jahrhundert Lebensversicherungsanstalten, indem die Londoner Amicable Society for the insurance of lives bereits 1706, die Londoner Union-Insurance-Society, welche unter dem Namen Lebens-Assicuranz-Societät seit 1816 ein Filialbureau in Hamburg hat, — im Jahr 1704 gestiftet ward. Der günstige Erfolg dieser Unternehmungen rief bald noch andere ins Dasein, von denen die Royal-Ex-

change ebenfalls schon 113 und die unter einer auf Gegenseitigkeit gegründeten Garantie bestehende berühmteste und bedeutendste die Equitable-Society seit 1762, also auch schon 74 Jahre vorhanden ist. Diese letztere hat ohne ein anderes Grundkapital, als den Ueberschuß der Eintritts- und Prämiengelder durch Zurücklegung von einem Drittel des reinen Ueberschusses (die zwei andern Drittel wurden als Dividende den Mitgliedern zurückerstattet) einen Fonds angehäuft, der jetzt zwischen 11—12 Millionen Pfund Sterling (also 70—80 Mill. Thaler) beträgt. Außer ihr und den drei andern auf Gegenseitigkeit gegründeten, nämlich der Amicable, London Life Assurance und Norwich Union, giebt es in London noch 28 andere (z. B. Albion, Eagle, Globe, Pelican, Sun &c.), und in ganz England nicht weniger als 44. Und daß auch diese viele Mitglieder haben müssen, ergiebt sich schon daraus, daß man bereits im J. 1824 die Gesamtsumme der wirklichen Versicherungen nicht nur auf 16 Millionen Pf. St. (also über 100 Mill. Thlr.) anschlug, sondern daß auch 21 von den zu London nicht auf Gegenseitigkeit gegründeten Anstalten dem Publikum zusammen über 24 Mill. Pf. St. (über 150 Mill. Thlr.) als Pfand für die Erfüllung der Versicherungskontrakte verschrieben hatten. Hieraus ergiebt sich wohl zur Genüge, daß es sich hier nicht etwa um Anstalten handelt, die auf ungewisse Spekulationen hin erst ins Leben gerufen werden sollen, oder die, wie z. B. die Eisenbahnen, nur für gewisse Lokalitäten passen, deren allgemeine Nützlichkeit vor der Hand noch sehr problematisch ist, sondern um solche, die durch eine mehr als hundertjährige vielfache Erfahrung als heilsam erprobt sind, und bei denen die in einem so langen Zeitraume gemachten Beobachtungen jedem neugegründeten Institute dieser Art zu Gute kommen. Schon dieses Umstandes wegen würden die jetzt in Deutschland

errichteten Lebensversicherungsanstalten einen Vorzug verdienen, wenn auch nicht noch viele andere Gründe, die später entwickelt werden sollen, den Deutschen Unternehmungen dieser Art Vortheile gewähren, die selbst in England nicht Statt finden, und um derentwillen jene einen besonderen Anspruch auf größere Theilnahme haben.

Zu bemerken ist hier noch, daß der Natur der Sache nach und ebenfalls jenen Erfahrungen gemäß die Lebensversicherungsanstalten gerade solche Institute sind, die, um ihrem Zwecke wahrhaft zu entsprechen, eine größtmögliche Theilnahme fordern und voraussetzen. Theils nämlich liegt dieß in der Natur aller Versicherungsanstalten überhaupt, denn je größer die Zahl der Theilnehmer, desto mehr vertheilt sich jeder zu ersetzende Verlust unter Viele und wird weniger drückend für den Einzelnen, und desto größer ist der im Ganzen abgeworfene Gewinn jeder solchen Unternehmung; theils gilt diese Vertheilung auch hinsichtlich der Verwaltungskosten, indem diese keineswegs etwa in gleichem Verhältnisse mit den Versicherungen selbst wachsen, theils beruhen die Lebensversicherungsanstalten insbesondere auf einer sogenannten Mortalitätstabelle, die die Basis für alle Prämienberechnungen und um so sicherer und zuverlässiger ist, auf je mehr Theilnehmer sie bezogen werden kann. Auch hängt die Ausdehnung des Geschäfts selbst in sofern von der größern Anzahl von Mitgliedern ab, als bei letzterer auch eine größere Summe und für spätere Lebensjahre versichert werden kann, als im entgegengesetzten Falle, und so zeigt sich auch hier das bekannte Phänomen der Wechselwirkung von Grund und Folge oder Ursache und Wirkung; je mehr Theilnehmer diese Anstalten zählen, desto vortheilhafter wirken sie, und je mehr sie letzteres thun, desto mehr müssen sich Theilnehmer zum Beitritt angereizt finden; und so auch umgekehrt, je weniger die Zahl der Mitglieder

beträgt, desto weniger können diese alle Vortheile jener genießen u. s. w. Auch wird bei einer größern Concurrenz dieser Anstalten der Zutritt zu denselben wegen zweifelhafter Gesundheit weniger oft versagt werden, während eine große Strenge der Grundsätze in Hinsicht der Aufnahme bei der ersten Errichtung eines solchen Instituts ganz natürlich und unvermeidlich ist.

Hieraus folgt nun weiter, daß für Deutschland, wo jene Theilnahme bis jetzt noch gering ist, es besonders wünschenswerth erscheint, daß dieselbe sich so bald als möglich vermehre, damit die günstigen Erfolge jene Wechselwirkung bei uns ebenso herbeiführen können, wie sie es in England bewirkt haben. Der Hauptgrund jener geringen Theilnahme ist ohne Zweifel darin zu suchen, daß die öffentliche Meinung bei uns noch nicht gehörig über die Wichtigkeit und den vielfachen Nutzen und Werth jener Anstalten aufgeklärt ist.

Trotz dem, daß die Zahl der Theilnehmer an denselben sich jetzt auf Tausende beläuft, leben doch (wie gelegentlich in dem Rechenschaftsberichte der Gothaer Bank vom J. 1832 mit Recht bemerkt wurde) noch Millionen in unserm deutschen Vaterlande, die entweder ohne alle Kenntniß der Leb.-Vers.-A. oder doch ohne richtige Ansichten von dem Wesen und den Vortheilen derselben sind. Man kann sogar die Behauptung wagen, daß viele der Theilnehmer oder Mitglieder selbst nicht eine vollständige Einsicht hierin besitzen, z. B. in Hinsicht der höhern, allgemeinem Bedeutung jener Anstalten für die gesammte Volks- und Staatswirthschaft u. s. w. Ebenso wenig ist das Verhältniß jener zu Wittwenkassen, Sparkassen u. dgl. m., und die Vorzüge der Leb.-Vers.-A. vor jenen als allgemein bekannt und richtig verstanden vorauszusetzen, noch weniger die Einsicht über die beste Methode oder Einrichtung der Leb.-Vers.-A., die Vorzüge der auf

Gegenseitigkeit und Oeffentlichkeit gegründeten vor den bloß für den Nutzen einzelner Unternehmer berechneten u. s. w. u. s. w.

II.

Es wird passend seyn, einige allgemeine Bemerkungen über Wesen und Zweck der Leb.-Vers.-A. überhaupt vor auszuschicken.

Nach den Lehren der politischen Oekonomie ist eigentlich jeder erwachsene, in Besiz geistiger oder körperlicher Kräfte und Fähigkeiten befindliche Mensch als ein aufgesammeltes Kapital zu betrachten, weil er durch jene im Stande ist, Güter oder Vermögen sich zu erwerben. Oder will man den Menschen selbst nicht so betrachten, so sind doch seine persönlichen Kräfte oder Fähigkeiten einem Kapital zu vergleichen, wodurch er sich selbst oder Anderen die nöthigen Subsistenzmittel verschafft, welches jedoch mit seinem Leben aufhört oder vernichtet wird. Ganz besonders gilt dieß von denen, durch deren Leben das Bestehen, der Wohlstand oder ein festes Einkommen einer andern Person bedingt ist, die, z. B. als Gatten, Väter u. s. w., zu Andern in dem Verhältnisse eines Versorgers stehen, oder von deren frühzeitigem Tode Andere überhaupt einen bedeutenden Nachtheil erleiden könnten. Ein Todesfall solcher ist in ökonomischer Hinsicht immer für die von ihnen abhängenden Andern als Verlust eines Kapitals zu betrachten, welches ihnen bisher Nutzen brachte, oder Sicherheit gewährte. Nun ist, wie auch das Sprüchwort sagt, nichts ungewisser, als die Dauer des menschlichen Lebens in Hinsicht auf jeden Einzelnen, der, sei er auch noch so gesund, keinen Augenblick davor sicher ist, plötzlich aus dieser Welt abberufen zu werden; eine Wahrheit, an die man nicht oft genug mit den Worten unsers größten Dichters erinnern kann. *) Der Bei-

- 1) „Rasch tritt der Tod den Menschen an,
„Es ist ihm keine Frist gegeben;

spiele giebt es nun leider! nur zu viele, wo durch einen solchen plötzlichen Todesfall die Hinterbliebenen, für welche gerade im festen Vertrauen auf die anscheinend gute Gesundheit nichts aufgespart wurde, in die größte Noth geriethen. Diese Ungewißheit läßt sich der Natur der Sache nach für den Einzelnen nicht heben; wohl aber lassen sich durch das Zusammentreten vieler die nachtheiligen Folgen auf ähnliche Weise wie durch Vereine gegen die von Feuer, Wasser, Hagel &c. verursachten Unglücksfälle mindern. Das Wesen der letztgenannten Versicherungsanstalten besteht bekanntlich darin, daß eine Anzahl von Personen, die durch gleiche Lage oder gleiche Ursachen einen Verlust an sächlichen Gütern durch ein zufälliges Ereigniß von einer gewissen Gattung ausgesetzt sind, sich vereinigt, jeden solchen Verlust gemeinschaftlich zu tragen, indem sie z. B. durch periodische oder auch in jedem einzelnen Falle erst zu leistende Geldbeiträge eine gemeinschaftliche Kasse bilden, aus welcher derjenige von ihnen, der einen Verlust erleidet, entschädigt werden soll, dessen Eigenthum mithin insofern gegen jene Unfälle versichert ist.

In Hinsicht des Lebens oder Todes beruhen nun alle Versicherungsanstalten zunächst auf der durch vielfache Beobachtung und Erfahrung bestätigten Thatsache, daß, so ungewiß auch die Lebensdauer jedes Individuums für sich ist, doch in Hinsicht auf eine größere Anzahl Menschen, z. B. in einer Stadt, Provinz &c., wie die Erfahrung lehrt, eine gewisse Gleichförmigkeit oder Gesetzmäßigkeit der Natur Statt findet, kraft welcher man mit sehr großer Zuverlässigkeit voraus wissen und bestimmen kann,

- „Es stürzt ihn mitten in der Bahn,
- „Es reißt ihn fort vom vollen Leben,
- „Bereltet, oder nicht, zu gehen:
- „Er muß vor seinem Richter stehen.“

Schiller.

wie lange im Durchschnitte eine gewisse Zahl Personen von einem gewissen Alter noch leben werde. Begreiflich wird eine solche mittlere Proportionalzahl mit der Wirklichkeit um so mehr übereinstimmen, wenn von jener Anzahl alle diejenigen ausgeschlossen sind, die am meisten den zufälligen Wirkungen der Krankheiten, oder des Mangels oder lebensgefährlicher Berufsarten ausgesetzt sind. Man hat hierüber sogenannte Mortalitätstafeln aus vieljährigen Beobachtungen aufgestellt, deren erste wissenschaftlich konstruirte von dem berühmten englischen Mathematiker Halley herrührt, und von denen die von Süßmilch aufgestellte und von Baumann verbesserte für Deutschland seither als die beste angesehen worden ist. Das einfachste Schema derselben ist folgendes:

Alter.	0	10	20	30	40	50	60	70	80	90
Leb.	1000	532	491	439	374	300	210	112	37	6

Diese Tafel zeigt also, daß von einer Gesellschaft von 1000 Menschen nach dem 20. Jahre noch 491, nach dem 30. noch 439 leben u. s. f. Oder auch: Wo jährlich 1000 Kinder geboren werden, leben von diesen Kindern 532 zehnjährige, 491 zwanzigjährige u. s. f. Oder endlich: Von 1000 in einem Jahre geborenen Menschen leben 532 zehnjährige noch ein Jahr zusammen; von diesen letzten leben nur 491 weitere zehn Jahre u. s. f. Demnach läßt sich hieraus die wahrscheinliche Lebensdauer jedes bestimmten (natürlich gesunden) Individuums von einem gegebenen Alter, z. B. 20 Jahren, berechnen. Hierbei versteht es sich, daß, wenn z. B. aus jener Tafel folgt, daß ein Mensch von 15 Jahren noch volle 40 Jahre zu leben hoffen darf, dieß nicht etwa heißt, daß dieses oder jenes Individuum von 15 Jahren gewiß noch 40 Jahre leben wird, sondern nur von einer großen Anzahl 15jähriger Menschen wird der Erfahrung zufolge der größere Theil noch 40 Jahre

Leben, und dieser Theil wird verhältnißmäßig immer größer seyn, je größer die anfängliche Zahl der 15jährigen Menschen gewesen ist. Von 100 z. B. wird mehr als die Hälfte, von 1000 mehr als $\frac{1}{2}$, von 10,000 mehr als $\frac{1}{4}$ gewiß noch 40 Jahre leben. Es beziehen sich also diese Fragen nicht auf den Einzelnen, sondern auf Gesellschaften, wo sich die Ausnahmen gegenseitig ausgleichen.

Hierauf beruht nun das Wesen einer Lebensversicherungsanstalt. In einem Vereine von Personen, z. B. 2000, wird das Leben versichert, d. h. beim Tode eines Jeden soll aus der gemeinsamen Kasse eine gewisse Summe an seine Erben ausgezahlt werden, die durch die jährlichen, in Verhältniß zu jener Summe und der muthmaßlichen Lebensdauer bestimmten Beiträge aller Mitglieder aufgebracht werden. Die Basis oder das Princip hierbei ist, daß jene Summen (die Versorgung), welche die Anstalt auszahlt, in Beziehung auf die Leistungen der Mitglieder (die sogen. Prämien) durch eine genaue und sichere Rechnung auf den Grund einer richtigen Mortalitätstabelle so bestimmt werden, daß alle, also auch die letzten Mitglieder der Anstalt, oder die Erben derselben ganz in demselben Maße von der Kasse bedacht oder versorgt werden können, als die ersten, und daß die Ausgabe der Gesellschaft mit der Einnahme im richtigen Verhältnisse steht, also nie ein Deficit vorkommt. Dieß Gleichgewicht tritt eben dadurch ein, daß das, was durch den frühern Tod des einen Mitgliedes der Kasse entzogen wird, der spätere Tod des andern wieder ersetzt, indem, wie schon bemerkt worden, die mittlere Lebensdauer einer großen Anzahl Menschen, nach welcher die Beiträge aller Einzelnen normirt werden, mit einer an Gewißheit grenzenden Wahrscheinlichkeit bestimmt werden kann. (Es bedarf hier wohl nur einer kurzen Erwähnung, wie unendlich wichtig es ist, solche Anstalten auf

genaue Rechnungen und sichere Mortalitätstabellen, und nicht auf ungefähre Ueberschläge u. dgl. m. zu gründen, und daß ohne jene selbst die durch Anlockung großer Vortheile stark anwachsende Menge von Theilnehmern nicht nur nicht die Fortdauer des Voraus garantirt, sondern im Gegentheile seinen Untergang nur beschleunigt.)

Als einfachstes Beispiel, wie auf diese Weise Versicherungen eingegangen und die Beiträge berechnet werden können, wollen wir den Fall der Versicherung einer 40jährigen Person für Ein Jahr wählen, und das von der Anstalt zu zahlende Kapital zu 100 Gulden bestimmen. Nach der Mortalitätstabelle der Equitable-Gesellschaft blieben von 5117 40jährigen Personen nach Verlauf eines Jahres 5055 Personen übrig; es finden also 60 Todesfälle Statt. Hätten nun 5117 40jährige Personen ihr Leben versichern lassen, so würde die Anstalt im Laufe des Jahres 62mal 100 Fl., also 6200 Fl. auszusahlen, mithin die Versicherten diese Summe aufzubringen haben, wo sich dann aus einer einfachen Regel = de-Tri ($5117 : 1 = 6200 : x$) eine Prämie von $1^{108\frac{3}{4}}_{111}$ Gulden ergibt. (In den Tabellen werden den Prämien gewisse Procente hinzugesetzt, z. B. für den angegebenen Fall 2 Fl. gerechnet, weil noch die Verwaltungskosten gedeckt werden müssen). Hiernach läßt sich einsehen, wie sich auch andere Summen und für mehrere Jahre oder lebenslänglich, sowie für andere Altersstufen berechnen lassen, welche Berechnungen zwar natürlich weitläufiger und complicirter sind, aber durch die von Mathematikern mitgetheilten Tabellen und andere Hülfsmittel sehr erleichtert werden. Dieß Angeführte wird hinreichen, um einzusehen, worauf es bei solchen Instituten im Allgemeinen abgesehen ist und ankommt. Wir wenden uns daher sofort zu einer nähern Erörterung ihres Wesens.

III.

Man kann diese Lebensversicherungsanstalten unter verschiedenen Gesichtspunkten auffassen, z. B. wegen der Ungewißheit des Eintritts des Todes als eine Art von Wette oder Glücksverträgen ansehen, der Verein wettet mit dem Einzelnen, daß derselbe länger, als er glaubt, oder die Mortalitätstabelle ihn hoffen läßt, leben, also mehr an Prämien — wenigstens diese mit Zinseszinsen benutzt — einzahlen werde, als seine Erben bei seinem Tode erhalten; der Versichernde wettet dagegen eigentlich auf seinen frühern Tod —); man könnte ferner die dabei in Frage kommenden juristischen Grundsätze über Darlehns- und Depositatvertrag ausführlich deduciren oder hier geltend machen. Allein diese Ansichten treffen nicht den Hauptpunkt; dieser ist der national-ökonomische und staatswirthschaftliche, indem nämlich alle solche Leb.=V.=Anstalten dazu dienen, Kapitalien zu sichern, oder zu vermehren, so zunächst den Volkswohlstand zu fördern, und sonach auch zu den Gegenständen der Staatswirthschaft gehören. In national-ökonomischer Beziehung sind sie zu der Klasse der verschiedenen Anstalten zum Uebersparen zu rechnen. Man theilt diese Sparanstalten in der politischen Oekonomie im Allgemeinen in zwei Gattungen:

I. Sparkassen (auch Rettungsbanken, *saving banks*), bei denen den Theilnehmern sowohl die Größe der einzulegenden Summen, als die Zeit des Einlegens immer unbedingt überlassen bleibt, dagegen auch kein anderer Vortheil, als der Genuß der Zinsen und die Leichtigkeit des Einschießens und Zurückziehens dargeboten wird.

II. Versorgungskassen, bei denen man sich zu einem bestimmten, gewöhnlich jährlichen, regelmäßigen Beitrage (Prämien) verbindlich machen muß, dafür aber auch für sich oder Andere den Anspruch auf eine, nach den Gesetzen der Sterblichkeit

berechnete einmalige oder wiederholte Zahlung einer gewissen Geldsumme erlangt. Hier kann der einzelne Theilnehmer oder seine Familie nach Maßgabe seiner Lebensdauer gewinnen oder verlieren. Doch ist es bei der Ungewißheit dieser letztern immer schon ein Vortheil, auf eine bestimmte Zahlung unfehlbar rechnen zu können.

Diese Versorgungsklassen können für verschiedene Zwecke und unter mancherlei Bedingungen errichtet werden. Die gewöhnlichen Zwecke sind:

1) Der Beitragende als Versorger will einer andern Person für seinen Todesfall eine jährliche Rente verschaffen. Hierher gehören vornehmlich die Wittwenklassen. Es muß hierbei das Princip der Individualität gelten, d. h., die begünstigte Person muß bekannt seyn, und die Versorgung darf nur für eine bestimmte Person (nicht z. B. für die zweite, dritte Frau) gelten (weil nur unter dieser Voraussetzung eine Wittwenanstalt auf eine sichere Wahrscheinlichkeitsrechnung basirt werden kann); und das Institut selbst gewinnt diese Summe, wenn diese begünstigte Person (z. B. eine Ehefrau) noch vor dem Tode des Versorgers selbst stirbt. Die Möglichkeit solcher Fälle (welche stets mit in Rechnung gebracht wird) kommt insofern den Contribuenten zu Gute, als ihr Beitrag deshalb verhältnißmäßig geringer angesetzt wird.

2) Der Beitragende will für seinen Todesfall die Ausbezahlung einer Geldsumme Jemanden ein für allemal sichern. Dieß ist die Lebensversicherung (Erbversicherung wäre eigentlich ein passenderer Name).

Hierbei sind nun zunächst folgende Verschiedenheiten zu bemerken:

a) Es kann eine bestimmte einzelne Person genannt seyn, welche nach dem Todesfalle des Versichernden jene Geldsumme erhalten soll. Da hier ebenfalls die Möglichkeit eintritt, daß diese bestimmte

Person früher als der Versorger oder Versichernde stirbt, so mindert dieß natürlich die Größe der jährlichen Beiträge oder sogen. Prämien.

Ist dagegen eine Summe in jedem Falle den Erben des Versorgers auszusahlen, welcher Begriff der Leb.-V.-A. der gewöhnliche ist, so sind dann auch die Beiträge bedeutender.

b) Die Lebensversicherung kann entweder auf ein oder mehrere Jahre oder auf die ganze Lebenszeit eingegangen seyn; im erstern Falle haben die Erben keinen Anspruch mehr, wenn der sein Leben Versichernde die festgesetzte Zeit überlebt, daher denn bei der Möglichkeit dieses Falles die jährlichen Beiträge ebenfalls geringer sind, als wenn auf die ganze Lebenszeit versichert ist. (Eine solche Einrichtung kommt besonders solchen Personen zu Gute, die zur Zeit, wo sie einen eigenen Hausstand gründen, nur geringe Einkünfte, aber die Hoffnung haben, nach Verlauf einiger Zeit durch Vorrücken im Dienste oder durch Erbschaft ihre Lage zu verbessern.)

3) Es können zwei Personen (z. B. Eheleute) einander gegenseitig auf ihren Todesfall die Zahlung einer Geldsumme versichern. Dieß könnte man füglich als gegenseitige Erbversicherung bezeichnen.

4) Die L. V. A. selbst ist entweder auf das Princip der Gegenseitigkeit und Dessenlichkeit hingewiesen und gegründet, oder eine bloße Handels speculation einiger Unternehmer.

Wie bei allen Arten von Versicherungen, z. B. den Brandversicherungsanstalten, findet sich bei den L. V. A. die Verschiedenheit in dem Verhältnisse der Versicherten zu den Versicherern, daß die Versicherung entweder so geschieht, daß sämtliche Versicherte eine Gesellschaft bilden, und sich gegenseitig die Auszahlung der versicherten Geldsumme zusagen (wechselseitige Assurance), sowie den Ueberschuß als Dividende unter sich vertheilen, oder so,

daß eine Gesellschaft von Capitalisten das Versicherungsgeschäft als ein lucratives Geschäft oder als Speculation (Erwerbsmittel) betreibt (gewöhnlich Prämienaffecuranz genannt). Da der Natur der Sache nach in dem letztern Falle außer der Bestreitung der Kosten und Auszahlungen noch ein angemessener Unternehmungsgewinn für die Capitalisten qu. übrig bleiben muß, so kommt die Versicherung der letzten Art natürlich höher zu stehen, als die wechselseitige. Es verhält sich damit gerade so, wie wenn Urproducenten, z. B. Landwirthe, Viehzüchter, sich ihre Producte unmittelbar gegenseitig austauschen, und so den Gewerbsgewinn des Getreide- oder Viehhändlers ersparen. Und so wenig z. B. ein Roßtauscher über den Betrag seines Profits beim Pferdehandel Auskunft giebt, so ist es auch ganz in der Ordnung, daß bei Prämienaffecuranzen die Unternehmer keine Rechenschaft ablegen, wogegen die Oeffentlichkeit der Rechnungsablage bei jeder wechselseitigen Affecuranz sich von selbst versteht. Die Gegenseitigkeit ist besonders um deßwillen wichtig, weil, um ganz sicher zu gehen, alle gut eingerichteten Anstalten hohe Tarife haben, in der Regel damit viel gewinnen, und der hohe Prämienfuß doch nichts schadet, weil er alle Mitglieder trifft, und allen auch der Profit bleibt. Uebrigens haben solche Anstalten noch den Vortheil, daß sie durch kurze Versicherungen Handelsgeschäfte treiben. (Es giebt auch sogen. gemischte Affecuranzen, wobei ein Theil des Gewinnes von den Unternehmern nach deren Belieben den Theilnehmern zurückgestattet wird.)

IV.

Der große Nutzen, den Leb.-V.-Anstalten gewähren, ergibt sich nun leicht aus einer Vergleichung mit dem Erfolge des Uebersparens Einzelner, sowie der Sparkassen und Wittwenanstalten.

Es ist eine bekannte, unleugbare Thatsache, daß

die meisten Menschen abgeneigt sind, jährlich eine kleine Summe zurückzulegen, was man mit Babbage wohl nicht ohne Grund daraus erklärt, daß bei solchen Ersparungen, bevor sie Zinsen tragen und zu einem Kapitale von Belang anwachsen, zu viel Zeit erfordert wird. Wer jährlich z. B. 100 Fl. zurück- und bei einem Privatmanne zu 5 pCt. Zins angelegt, erhält nach 10 Jahren 1275 Fl., nach 20 Jahren 3050, nach 30 Jahren 5320. Vortheilhafter wird es natürlich seyn, wenn man auch die erhaltenen Interessen wieder auf Zinsen legt, wozu für kleine Kapitale die Sparkassen benutzt werden können. Man erhält dann für das gewählte Beispiel nach 10 Jahren 1321 Fl., nach 20 Jahren 3472, nach 30 Jahren 6976 u. s. f. Allein noch viel besser wird man thun, dieselbe Summe jährlich in einer Leb.-Vers.-Anstalt niederzulegen; zahlt 100 Fl. in ein Leb.-Vers.-Comptoir ein 40jähriger Mann, so erhalten seine Erben aus der Londoner Union-, so wie aus der Brüsseler und Gothaer Bank ein Kapital von 2920 Fl.; aus der Amsterdamer nur 2580 Fl., indem die Einlage eines Vierzigjährigen in der erstern zu $3\frac{1}{2}\%$, in der letztern zu $3\frac{1}{2}\%$ pCt. angelegt ist. In eine Sparkasse zu 4 pCt. mit Zinseszinsen angelegt, würden diese 100 Fl. nach 20 Jahren allerdings ein Kapital von 3090 Fl. liefern; in sofern würde ein Contribuent also sich bei der Sparkasse besser stehen, als bei der Leb.-Vers.-A., wenn er wirklich sicher wäre, 60 Jahre alt zu werden; aber wer kann diese Sicherheit haben? Stirbt er in einer Leb.-Vers.-A. assicurirt, etwa im 55. Jahre, so gewinnen seine Erben resp. 870 oder 570 Gulden. Und da die Leb.-Vers.-A. auch zahlen, wenn eine Prämie auch nur einmal entrichtet worden, so wird unser Vierzigjähriger, sollte er im ersten Jahre sterben, mit jenen 100 Fl. seinen Erben ein Kapital von resp. 2820 oder 2480 Fl. verschafft haben. — Nehmen

Wir an, ein 25jähriger Mann habe ein jährliches Einkommen von 2000 Fl. Wenn dieses, wie z. B. eine Besoldung, ein Pacht u., nicht auf seine Familie übergeht, und er doch auch diese nach seinem Tode versorgt wissen will, so wird er einen Theil dieser Einkünfte diesem Zwecke widmen müssen. Gesetzt, er begnüge sich mit 1500 Fl. und gäbe jährlich 500 Fl. in eine Leb.-Vers.-A., so wird er dadurch seiner Familie bei seinem Tode eine Summe von mehr als 24,000 Fl. als Kapital versichern, die ihr zu 5 pCt. 1200 Fl. Interessen eintragen. Auf welche andere Weise könnte er wohl mit diesen Ersparnissen seinen Nachkommen eine ebenso große Summe hinterlassen? Und diese Summe bleibt seiner Familie versichert, sollte ihn auch der Tod schon im ersten Jahre nach seinem Eintritte überreilen, so daß er mit der bloß einmaligen Einlage von 500 Fl. eine fast 50mal so große Actie als Kapital seinen Nachkommen hinterlassen kann.

Vergleicht man die Leb.-Vers.-A. mit Wittwenkassen, so ist einleuchtend, daß erstere einen Vorzug vor letzteren haben, indem bei jenen das eingezahlte Kapital auch dann den Erben bleibt, wenn die Frau vor dem Manne stirbt, in welchem Falle es dagegen, in einer Wittwenkasse angelegt, dieser zufallen würde.

Hierzu kommt noch der Umstand, daß unter den gegenwärtigen gewerblichen Verhältnissen es häufig viel vortheilhafter seyn wird, wenn eine Wittwe ein Kapital ein für allemal in die Hände bekommt, als wenn sie eine demselben entsprechende kleine Pension zieht, zumal da doch die Fälle nicht so selten sind, daß Wittwen ihren Männern bald nachsterben.

Es leuchtet von selbst ein, daß der Nutzen der Leb.-Vers.-A. doppelt groß ist in Zeiten, wo ansteckende, schnell hinwegraffende Krankheiten (wie die Cholera!) grassiren; ferner für diejenigen, deren

Leben unter gewissen Umständen besonders gefährdet ist, wie z. B. bei weiten Seereisen oder Reisen nach Gegenden, wo gefährliche Krankheiten, wie z. B. das gelbe Fieber u. d. m. endemisch sind u. d. m.

Eine besondere Erwähnung verdient in Hinsicht auf den Nutzen der Leb.-Vers.-A. bei Versorgungen der Fall der Majorate, welche nur auf die ältesten Söhne vererben, und die Mannlehengüter, auf welche weibliche Nachkommen keinen Anspruch haben. Besitzer solcher Güter können offenbar keine bessere Anwendung von dem Ueberschuß ihrer Einkünfte machen, als wenn sie denselben, durch Theilnahme an einer Versicherungsanstalt in Kapitale für diejenigen ihrer Kinder verwandeln, welche, der Erbfolge nach, den andern nachstehen müssen.

Aehnlich verhält es sich, wenn Jemand Kinder aus verschiedenen Ehen hat, wovon die einen reich sind, andere Vermögen nicht zu erwarten haben. Oft führt auch Dankbarkeit zu dem Wunsche, einem treuen Diener oder irgend einer theuern Person im Stillen ein Kapital zu sichern, das die Unterstützung, die ihr durch den Tod des Versorgerß entgeht, ersetzen könne, und ebenso ist, wenn Mithätigkeit auffordert, eine wohlthätige Stiftung zu bedenken, eine Lebensversicherung der Weg zur bequemen und sicheren Beschaffung des gewünschten Kapitals.

Wenn Jemand Renten oder überhaupt feste Einkünfte auf seine Lebenszeit zu beziehen hat, die ihm für einen bestimmten Werth verkauft oder angerechnet worden sind, so würde, wenn er frühzeitig stirbe, offenbar ein Theil des Kaufpreises verloren gehen. Will er diesem vorbeugen, oder auch sonst einen Theil der Rente seinen Erben erhalten, so kann er nicht leichter zum Zweck gelangen, als wenn er den ihm entbehrlichen Theil der Einkünfte zur Versicherung seines Lebens verwendet und so in

ein Kapital verwanbelt, das mit dem Aufhören der Rente flüßig wird.

Ueberhaupt haben Leb.-Vers.-A. in Erbschafts-sachen mancherlei Anwendungen. Z. B. zwei Ehegatten sind kinderlos; der Mann will sich gegen die Zurückziehung des Heirathsguts verwahren, welche die Eltern oder Verwandten seiner Frau, wenn er dieß verlieren sollte, bewerkstelligen können. Er wird sich in dieser Beziehung sicher stellen, wenn er das Leben seiner Frau zu dem Betrage jener Mitgift affequiriren läßt; stirbt sie, so erhält er, in Folge des Affequiranzvertrages, das Kapital, welches er zu seinen Gunsten versichern ließ.

Unter zwei kinderlosen Ehegatten besteht ein Erbschaftsvergleich, nach welchem der Ueberlebende alleiniger Erbe des gemeinschaftlichen Vermögens seyn soll. Beide Ehegatten haben Verwandte, und es hängt folglich die Erbschaft der einen oder andern Erben davon ab, wer von beiden Gatten den Andern überleben wird. Die beiderseitigen Erben können sich nun die Erbschaft, ohne allzugroße Opfer zu bringen, dadurch zusichern, daß sie sich dazu vereinigen, das Leben des einen Gatten für das zu erwartende Kapital zu versichern. Wir wollen annehmen, daß sie das Leben des Mannes versichern lassen. Stirbt dieser früher, wie die Frau, so werden die Verwandten desselben für den Verlust der Erbschaft durch die Versicherungsanstalt entschädigt, und den Erben des Ueberlebenden fällt die Erbschaft seiner Zeit anheim. Stirbt die Frau früher, wie der Mann, so erhält jeder Theil den vollen Genuß der (durch die Versicherungssumme verdoppelten) Erbschaft bei dem Ableben des letztern.

Hierbei muß einer besonders günstigen Einrichtung, wie sie z. B. bei der Gothaer Bank sich findet, nämlich der einer Vergütung an abgehende Theilhaber, gedacht werden. Wenn Theilhaber der Bank ganz oder nur mit einem Theil der versicher-

en Summe abgehen, so erhalten sie gegen Zurückgabe der Police sowohl Anweisung auf die für sie vorhandenen Dividenden, als auch eine Vergütung aus dem Reservefonds, die ungefähr dem vierten Theil der eingezahlten Beiträge gleich kommt. (Doch ist die Bedingung gemacht, daß der Ausscheidende den beabsichtigten Abgang vier Wochen vor Ablauf seiner Police anmelde. Versäumt er diesen Termin, oder giebt er seinen Abgang nur dadurch zu erkennen, daß er die Prämie beim nächsten Termine nicht mehr bezahlt, so fällt der Anspruch auf Vergütung aus der Reserve weg, und nur der auf die vorhandenen Dividenden kann mittelst Zurückgabe der Police erhoben werden.) Die Aussicht, beim Austritt einen Theil der Beiträge zurück zu empfangen, ist für alle Banktheilhaber von Wichtigkeit, da mancher unter ihnen im Laufe der Zeit durch Unglücksfälle genöthigt werden kann, auf die Theilnahme an der Bank zu verzichten. Sie ist aber namentlich für Versicherungen, wobei das Leben zweier Personen in Betracht kommt, von Werth, wie folgende Beispiele erläutern werden.

Ein Ehemann, der kinderlos und 15 Jahre älter als seine Gattin ist, versichert sein Leben, um dieselbe auf den Fall seines Todes ein Kapital zu sichern. Gegen die Erwartung stirbt die Gattin vor ihm, so daß der Grund, weshalb die Versicherung geschlossen wurde, wegfällt. Er sieht sich daher veranlaßt, von der Bank auszuscheiden, und die treffende Reservevergütung nebst Dividenden in Anspruch zu nehmen.

Zwei Eheleute, 40 und 35 Jahre alt, versichern beide ihr Leben für 1000 Thlr., ein Jeder zu Gunsten des Andern, so daß der Ueberlebende gewiß ist, jene Summe zu erhalten, sobald einer von ihnen mit Tode abgeht. Der jährliche Aufwand für diese Versicherung wird, wenn die Dividenden nicht in-

Anschlag gebracht werden, 63 Thlr. 17 Sgr. betragen. Nach 10 Jahren stirbt der Ehemann, und die Wittwe erhält 1000 Thlr., welche ihr zu 4 pCt. 40 Thlr. Zinsen bringen. Damit kann sie entweder die auf ihr eigenes Leben geschlossene Versicherung, wofür der jährliche Beitrag 29 Thlr. 21 Sgr. beträgt, bestreiten, und so ihren Kindern beide Kapitale von 1000 Thlr. erhalten, oder sie leistet auf die fernere Versicherung ihres Lebens Verzicht, und empfängt dafür die vorerwähnte Vergütung.

Außer diesen auf den Hauptzweck der Leb.-Vers. A. Versorgung der Hinterlassenen, sich beziehenden Anwendungen zeigen sich diese Institute auch für manche andere Fälle von Nutzen. Dahin gehört vor Allem, wenn ein Gläubiger sichergestellt werden soll, dessen Schuldner sonst keine reelle Sicherheit zu geben vermag. Hat letzterer eine Besoldung oder sonstige feste Einnahme, so kann er durch eine Anweisung auf dieselbe im Betrag der Zinsen und der jährlichen Prämien seinen Gläubiger ganz sicher stellen. Auch hier können allmälige Verminderungen der Versicherungen mit Nutzen eintreten. Z. B. ein Beamter kommt mit Jemand, dem er 2000 Thlr. schuldig ist, überein, daß die Forderung in 10 Jahren durch Gehaltsabzüge getilgt werden soll. Der Gläubiger würde indeß mehr oder weniger an seiner Forderung verlieren, wenn der Beamte innerhalb der 10 Jahre sterben und sein Gehalt daher erlöschen sollte. Um sich dafür zu decken, versichert er das Leben des Schuldners für 2000 Thlr. auf 10 Jahre, mit jährlicher Verminderung der Versicherungssumme um 200 Thlr., so daß er immer für soviel gesichert bleibt, als an seiner Forderung noch unbezahlt ist.

Daß auf ähnliche Weise Gewerbsunternehmer sich Kapitalien verschaffen können, ist leicht einzusehen. Oft beruht das Gelingen und Ausfüh-

von einer Unternehmung auf dem eigenthümlichen Geist und Talente dessen, der die Idee dazu faßte und sie ins Werk setzte. So z. B. umfangreiche literarische Werke, große künstlerische Arbeiten, Bau von neuerfundnen Maschinen, Fertigung wichtiger Handelsartikel auf neuem und vortheilhaftem Wege u. dgl. m. Die Erfinder gebieten indeß nicht immer über die zur Ausführung ihrer Pläne nöthigen Betriebskapitale, und müssen daher fremde Geldkräfte zu Hülfe nehmen. Die Darleiher aber verlangen Sicherheit, und diejenige, welche der schöpferische Geist des Unternehmers bietet, kann nicht genügen, weil er, wie Jeder, dem Tode bald verfallen kann. Hier ist offenbar eine Versicherung auf das Leben des Erborgers für den Belauf des Darlehns der beste Ausweg zur Sicherstellung des Gläubigers für den unglücklichen Fall, daß jener früher sterben sollte, ehe er das Werk beenden und fruchtbringend machen konnte.

Auch hier kann jene Verminderung Statt finden. Ein Gelehrter hat es übernommen, ein großes und wichtiges Werk für eine Buchhandlung zu schreiben, dessen Beendigung eine Reihe von Jahren erfordert. Die Kosten sind beträchtlich und der Erfolg des Buchs beruht hauptsächlich darauf, daß es von derselben Hand durchgeführt und vollendet werde, die es angefangen. Hier ist das vorhanden, was man in der Sprache der Leb.-Vers.-A. ein Interesse an dem Leben eines Andern nennt, denn dem Buchhändler liegt daran, daß sein Autor noch mehrere Jahre lebe, da er sonst an dem aufgewendeten Kapitale mehr oder weniger verlieren würde. Um letzteres zu verhüten, ist der einfachste Weg, das Leben des Gelehrten für den ungefähren Belauf der Kosten der Unternehmung und des vorgeschossenen Honorars z. B. auf 10 Jahre zu versichern. Die Versicherung kann später nach Befinden erhöht oder vermindert werden, sowie entweder

die Auslage sich steigert, oder das Kapital durch Verkauf der ersten Theile des Werks theilweise an den Unternehmer zurückfließt. Ganz würde die Versicherung dann aufzugeben seyn, wenn der letzte Bogen des vollendeten Manuscripts in die Hände des Verlegers gekommen ist.

Auf ähnliche Weise kann der, welcher für einen Andern Bürgschaft geleistet hat, sich sicher stellen, indem er des Letztern Leben versichern läßt.

Auch können Versicherungen dienen, um bei Verheirathungen Kaution zu leisten. Es geschieht häufig, daß die Erlaubniß zu Ansässigmachung oder zur Verheirathung bei gewissen Ständen nur dann ertheilt wird, wenn der Besitz eines Vermögens nachgewiesen oder Kaution geleistet worden ist. Eine Lebensversicherung könnte indeß füglich die Stelle des verlangten baaren Vermögens vertreten, sofern nur für die regelmäßige Zahlung der jährlichen Versicherungsbeiträge Sicherheit gegeben wird. Beamte oder Offiziere können sich in diesem Falle Gehaltsabzügen unterwerfen, und Andere, die auf kein festes Einkommen Anweisung geben können, werden wenigstens für die Bezahlung der jährlichen Beiträge weit leichter einen Bürgen finden, als für die ganze Summe der verlangten Kaution. Eine Lebensversicherung kann aber die Stelle eines Realvermögens in diesem Falle um so eher vertreten, weil jener Besitz hauptsächlich aus Rücksicht auf das einstige Fortkommen der Familie, wenn deren Versorger gestorben ist, verlangt und gerade dann, wenn dieses eintritt, die versicherte Summe bezahlt wird. Es ist sogar die Anwartschaft auf letztere dem wirklichen Vermögen gewissermaßen vorzuziehen, weil sie nicht wie dieses während der Ehe verschwendet werden kann.

IV.

Ueber die Errichtung von Lyceen, als Vorbildungs-Anstalten zu den akademischen Studien.

Vom Herrn Joseph Haupolder.

Wir haben in den rheinischen Provinzial-Blättern, die wir gerne in den Händen jedes gebildeten Vaterlandsfreundes sehen möchten, über das höhere Unterrichtswesen schon manche Erfahrung freimüthig mitgetheilt, und zu unserer Freude wahrgenommen, wie hier und da ein Körnlein bei wohlwollenden Schulfreunden Aufnahme gefunden, und nicht auf Felsengrund gerathen. Wir schmeicheln uns daher, eher auf den geneigten Beifall, als den Tadel des geehrten Lesers, rechnen zu dürfen, wenn wir dem, was wir über höhere Erziehung und Jugendbildung bereits ausgesprochen, noch Weniges hinzufügen, um alsdann die Feder, vielleicht für immer, einer geübtern Hand zu überlassen. Wir wiederholen zu dem Ende die

Uebersicht der Primaner auf sämmtlichen Gymnasien der Rheinprovinz am Schlusse des Schuljahres 1835.

Trier	70	Nachen	43
Saarbrücken	3	Düren	16
Coblenz	29	Düsseldorf	35
Kreuznach	14	Duisburg	8
Weglar	17	Elberfeld	8
Köln, kathol. . . .	41	Essen	11
Köln, Fr.-Wilh.-G.	29	Wesel	21
Bonn	12	Cleve	5
Münstereifel	15		

Es fällt bei dem ersten Anblicke gegenwärtigen Verzeichnisses in die Augen, daß z. B. das Gymnasium zu Saarbrücken mit seinen drei Prima-

nern — und gegenwärtig, wie wir hören, mit noch geringerer Zahl — als Grenzgymnasium, das das Preussische Gebiet nur von einer Seite berührt, neben Trier, nicht bestehen kann, und daß die siebenzig Primaner in Trier, die die Anzahl der Studirenden an mancher Fakultät weit hinter sich lassen, recht gut eine Anstalt für sich bilden könnten; daß ferner das Gymnasium zu Düsseldorf mehr Primaner zählt, als vier andere Gymnasien des Regierungsbezirks zusammen genommen, und daß also, wenn ihrer vier dieser Anstalten eine gemeinschaftliche Prima hätten, dieselbe noch immer sehr zureichend und väterlich bedacht wäre u. s. w.

Die so sichtlichen Mißverhältnisse, so höchst ungleichförmige Vertheilung der Mittel und Lehrkräfte, das Einschwinden der Prima so mancher, mit den tüchtigsten Schulmännern besetzter, Gymnasien kann Niemand verborgen bleiben. Die Ursache liegt jedoch, nach des Verfassers Bedünken, ganz nahe.

Das Herzogthum Nassau, unser Nachbarland, hat bei einer Bevölkerung von ungefähr einem der sechs Regierungsbezirke (wenn wir das Gebiet von Cleve noch als solchen mitrechnen) des gesammten Königl. Rheinlandes, nur ein Landesgymnasium, in Weilburg, nur eine Prima oder Anstalt, welche Schüler zur Universität unmittelbar vorbereitet und entläßt. Da es nun diesem gesegneten Lande, das die Bildung und Cultur der Königl. Rheinprovinz wohl so ziemlich theilen dürfte, weder an einer hinlänglichen Anzahl, noch an hinlänglich unterrichteten Beamten gebricht, so ist ganz klar, daß die sechsfache Bevölkerung oder das Königl. Rheinland, an der siebenzehnfachen Anzahl solcher Anstalten, für das wirkliche Bedürfniß der Studirenden aus der Provinz bei weitem zum Ueberflusse haben muß. Es dürfte deshalb, den obwaltenden Umständen gemäß, die Prima, wie sie gegenwärtig an den Gymnasien besteht, von diesen gänzlich abzulös-

fen, und die etwa 300 Primaner, von den bisherigen Anstalten ganz getrennt und abgesondert, in sechs möglichst gleich große Cötus oder Lyceen zu vereinen seyn, die man nach dem Namen des Monarchen, der, hätte er kein anderes Verdienst um die Menschheit, als das der Bildung und Aufklärung, seinen Ruhm auf Jahrtausende begründet haben würde, Friedrich-Wilhelms-Schulen nennen könnte¹⁾; man würde dadurch den wahren Bedürfnissen des Landes genügen, das höhere Unterrichtswesen einen neuen Aufschwung gewinnen, und überhaupt die ganze Einrichtung in der mannichfaltigsten Hinsicht sich in den wohlthätigsten Folgen und als den Bedürfnissen der Zeit angemessen, zeigen.

I. Für die Gymnasien.

1) Die Direction der Gymnasien, die jetzt einen großen Theil ihres Wirkens auf äußere Verwaltungsangelegenheiten und ihr Verhältniß zu der Behörde, zu verwenden hat, würde, durch eine Trennung der Prima von den Gymnasien, in mehrfacher Beziehung, offenbar sehr vereinfacht, und könnte sich jetzt mehr nach den unteren, in der Regel etwas allzustiefmütterlich beachteten, Klassen ausdehnen; ebenso würde die Disciplin im Allgemeinen nur gewinnen, indem gewöhnlich gerade unter den erwachsenen Schülern die meisten anstößigen, den jungen Schülern ein übles Beispiel gebenden Versehen vorkommen pflegen, auch Kinder und Knaben nach ganz andern pädagogischen Rücksichten zu behandeln sind, als Jünglinge.

2) Wäre dadurch auch dem Uebelstande vorge-

- 1) Freilich wäre alsdann die Friedrich-Wilhelms-Schule über das Friedrich-Wilhelms-Gymnasium; aber so ist ja auch der General-Lieutenant über den General-Major.

beugt, daß man an den Gymnasien, wo die Anzahl der Primaner, besonders auswärtiger, schwach zu werden anfängt, dieselben durch allzugroße Nachsicht, unverdiente Begünstigungen, möglichst gute Zeugnisse, sowohl zum Nachtheil des Charakters der jungen Leute, als der allgemeinen Disciplin und zur Täuschung der Eltern, zu halten suchen muß; wodurch denn eine Anstalt sich ihres Ranges und ihrer Würde als öffentliches Königl. Gymnasium mehr oder weniger zu begeben und den Charakter mancher Privatinstitute, wo der Lehrer dem Schüler den Hof macht, anzunehmen genöthigt ist. Eine eigne Gymnasial-Vorbereitungsclassse, die Wurzel des Gymnasiums, wozu das freigewordene Lehrzimmer und das erledigte Gehalt eines Oberlehrers die Mittel bieten, würde schon den meisten Gymnasien für den Abgang der wenigen Primaner ein sehr angemessener und dem größeren Theil des Publicums gewiß erwünschter Ersatz seyn!

3) Da der Unterricht auf den Friedrich-Wilhelms-Schulen ausschließlich für zukünftige Studirende berechnet und bestimmt ist, so kann nun bei dem Unterrichte auf Gymnasien etwas mehr auf die bürgerlichen oder die nicht für die akademischen Studien bestimmten Zöglinge Rücksicht genommen, z. B. der französischen Sprache, dem Zeichnenunterrichte für diejenigen, die ihn dereinst zu ihrem Berufe, Bauleute, Forstleute u. bedürfen, ein oder einige Stunden mehr eingeräumt, die Fortsetzung dieser Fächer, sowie des Gesangunterrichts, auf der Fr.-Wilh.-Schule aber der Wahl des Studirenden überlassen werden. Hebräische Sprache und Philosophie bleiben von dem Gymnasialunterrichte ausgeschlossen.

4) Es giebt eine Menge junger Leute, die, als Aspiranten zum Postwesen, Steuerwesen, zum Forstfach, zur Gemeindeverwaltung u. s. w. mit Secunda ihren vorschriftsmäßigen Gymnasialcursus vollendet

haben. Die Bildung dieser Jünglinge würde durch eine gesetzliche Abgangsprüfung, die sie mit den zukünftigen Studirenden gemeinschaftlich hätten, nicht nur ein vollendetes Ganzes bilden und einen Schlußstein gewinnen, sondern auch diese Prüfung — die auch für die Studirenden, als ein Vorspiel zur Abiturientenprüfung, ihre sehr gute Wirkung nicht verfehlen würde — ein mächtiger Sporn zu Fleiß und guten Sitten seyn, da sonst das Bestreben solcher jungen Leute häufig einzig dahin geht, als Secundaner, gleichviel mit welcher innern Reife, das Gymnasium verlassen zu haben.

II. Für die Primaner oder Jöglinge der Friedrich-Wilhelms-Schule.

1) Es entstände nun, eine der geistigen und sittlichen Entwicklung der studirenden Jugend sowohl, als auch den Bedürfnissen und der Richtung unserer Zeit durchaus angemessene, vermittelnde Bildungsanstalt, zwischen dem eigentlichen Schülerleben auf Gymnasien und der völligen Unabhängigkeit auf der Universität. Der Lehrcursus dieser neuen Anstalt, einer gemeinschaftlichen Prima mehrerer Gymnasien, bleibt zweijährig, doch so, daß die neuen Schüler, wenigstens in allen wissenschaftlichen, so wie in den neu aufgenommenen Fächern, z. B. der hebräischen Sprache, von den älteren getrennt bleiben, indem einsichtsvolle Schulmänner die Erfahrung gemacht haben wollen, daß die Primaner bei der Einrichtung, wie sie jetzt besteht, da sie nämlich mit den zutretenden Secundanern den einjährigen Cursus größtentheils nur wiederholen, andererseits aber die neu Eintretenden gar häufig erst das zweite Jahr und die herannahende Abiturientenprüfung abwarten, ehe sie sich ernstlich anstrengen, nicht eben viel weiter kommen, als da die Prima mit einem Jahre beendet wurde. Um diesen Anstalten möglichst viel Aeußerliches zu geben, wären z. B.

die Zöglinge durch eine Matrikel aufzunehmen, ihnen, nach der Wahl ihres zukünftigen Berufes, die Theilnahme an einzelnen Lehrgegenständen, z. B. an der französischen Sprache, den Naturwissenschaften (deren allgemeiner Cursus auf dem Gymnasium endet) freizustellen, von geeigneten Lehrern und gegen ein mäßiges Honorar, in körperlichen Fertigkeiten und Uebungen, im Schwimmen, Reiten, Fechten u. Unterricht zu veranstalten oder auch nur zu gestatten, und überhaupt den Zöglingen eine gewisse, äußerliche Selbstständigkeit einzuräumen, ohne das Verhältniß des Schülers zu seinem Lehrer: die Verpflichtung zu unbedingtem Gehorsam, im mindesten zu verrücken.

2) Man könnte nun jede Friedrich-Wilhelms-Schule, aus den 34 Oberlehrern, die für die 17 obersten Gymnasialklassen erforderlich waren, mit den allerbesten, ausgezeichnetsten und verdientesten Lehrern und Schulmännern besetzen, und hierzu gleichsam den Kern aus der ganzen Provinz, für jede Anstalt zwei und den Director, auswählen. Besonders muß der Lehrer der Weltgeschichte diese Wissenschaft nicht bloß nach Zahlen und Namen, sondern nach ihrem Geiste aufgefaßt haben und wieder mitzutheilen wissen. Er muß seinen Schülern aus der Geschichte zeigen, wie jede Staatsverfassung gut und trefflich sei, sobald ein guter und trefflicher Regent an der Spitze stehe ²⁾, wie hingegen in jeder Demokratie, wo viele über einen sind, gerade die besten und trefflichsten Menschen durch Neid, Falschheit und Bosheit einzelner, die die Menge regieren (Klüngel?), oder durch Unvernunft des großen Haufens, zu Grunde gerichtet werden können ³⁾. Ebenso muß die Religionslehre, sowie

2) *Talis est quaeque respublica, qualis ejus aut natura aut voluntas, qui illam regit. Cicero.*

3) Manche meiner verehrten Leser mögen sich vielleicht

der philosophische Unterricht, dem alsdann allerdings mehr als eine wöchentliche Stunde einzuräumen wäre, zugleich als Wegweisung und Anleitung für das akademische Leben, gemeinschaftlich auf feste

das Wesen einer Demokratie, wo viele über einen sind, nicht so recht denken können; ich will ihnen deshalb, wie ich selbst erlebt, einige Beispiele erzählen. Ein denkender Landmann, der bei seinem Viehe allmählich die Stallfütterung einführen wollte, trieb deshalb seine Kühe nur den halben Sommer, bis Johannis, zur Weide, und zahlte dafür nur die Hälfte des Weidegeldes. Da traten die Bauern zusammen, und gaben das Gesetz: wer seine Kühe, gleichviel, wie lange Zeit, zur Weide treibe, der müsse für den ganzen Sommer bezahlen; das nächste Jahr trieb der Landwirth nur einige seiner Kühe, bis Johannis, zur Weide, und zahlte für diese das ganze Weidegeld. Da traten die Bauern abermals zusammen, und gaben das Gesetz: Wer auch nur einige seiner Kühe zur Weide treibe, der müsse dennoch für seinen ganzen Viehstand das Weidegeld bezahlen. Den nächsten Sommer trieb der Landwirth keine seiner Kühe zur Weide, und fütterte sie alle in den Ställen. Da traten die Bauern zum drittenmal zusammen und gaben das Gesetz, wer nur Kühe halte, er möge sie treiben oder nicht, der müsse das Weidegeld für sie bezahlen. Da wurde es dem Manne doch etwas zu bunt, er zeigte den Unfug der Behörde an, und die demokratischen Bauern mußten mit langer Nase abziehen. So, meine Freunde, gehts in der Demokratie her. In der freien Stadt Frankfurt kann ein fremder Handwerksgefelle, wenn er sieben Jahre dort vorschriftsmäßig in Arbeit gestanden, die Meisterschaft in der Stadt gesetzlich erlangen. Ein Schreinergefelle, der sich durch Fleiß, gute Sitten und durch vorzügliche Befähigung in seiner Kunst ausgezeichnet, und, zur Erlangung der Meisterschaft, bereits sechs Jahre gearbeitet, war nicht im Stande, im siebenten Jahre bei irgend einem Meister der Stadt Arbeit zu bekommen. Das ist Demokratie!

Grundsätze und einen guten Geist der Jugend hinwirken.

3) Da durch die Errichtung der Friedrich-Wilhelms-Schulen zugleich das unberufene Studiren derjenigen beschränkt würde, die sich nicht durch Talente und Vermögensverhältnisse, sondern nur durch den zufälligen Umstand, daß sie in ihrer Vaterstadt die Prima abmachen können, dazu berufen fühlen, beschränkt würde (da nun, anstatt an 17, nur an sechs Orten diese Gelegenheit wäre), so würden diese Anstalten, auf das wirkliche Bedürfniß der Provinz beschränkt, sich stets der schönsten Blüthe und einer ausgewählten Schülerzahl zu erfreuen haben, und besonders durch das Zusammentreffen der Zöglinge verschiedener Gymnasien ein sehr ersprießlicher Wett-eifer unter ihnen rege gehalten werden. Jeder Zögling würde demnächst die Friedrich-Wilhelms-Schule seines Regierungsbezirks beziehen, was sowohl wegen einer immer möglichst zu erstrebenden gleichförmigen Vertheilung der Schülerzahl, als auch wegen der Erleichterung militärischer und anderer statistischer Uebersichten, theils dienlich, theils erforderlich wäre. Besonders würden die Professoren der Friedrich-Wilhelms-Schulen, da kein Gymnasiast ohne ein vorschriftsmäßiges Abgangszeugniß von einem Gymnasium seines Regierungsbezirks aufgenommen werden darf, sehr leicht, bei jedem vorkommenden Anlaß über die frühere sittliche Führung des Schülers amtliche Auskunft erhalten können, um diejenigen Schüler, welche sich bereits früher durch Hang zu Ungeschlichkeiten u. dergleichen bemerkt gemacht, nach Maßgabe ihrer Beharrlichkeit, von der Anstalt und dadurch auch von dem Besuche der Universität ausschließen zu können.

III. Für die Verwaltung des öffentlichen Unterrichts.

1) Die amtlichen Controle und Beurtheilungen

der Maturitätsprüfungen oder der Prüfungen zur Aufnahme auf die Universität würden nun weit leichter und bei der geringen Anzahl von Anstalten viel gleichförmiger, auch weit weniger umständlich werden; da gerade an den abgelegensten Gymnasien, in den Grenzorten, manchmal nur ein oder zwei Primaner ihre Maturitätsprüfung machen. Die Aufnahme auf die Friedrich-Wilhelms-Schule würde dann, nachdem vorher den Professoren dieser Anstalt die schriftlichen Arbeiten der Aufzunehmenden zur Beurtheilung geschickt worden, ohne weiteres auf das Gymnasialzeugniß erfolgen.

2) Die Maturitätsprüfung solcher jungen Leute, die sich keiner hinlänglichen Gymnasialbildung erfreuen, und die ehehin auf der Universität, später aber gemeinschaftlich mit den Gymnasial-Abiturienten ihr Zulassungszeugniß zu den akademischen Studien sich erworben, muß jetzt für die Universität ganz aufhören und kann nur auf dem Gymnasium für die Friedrich-Wilhelms-Schule, die unter keinerlei Umständen umgangen werden darf, erworben werden. Dadurch werden gar manche ungeeignete Subjecte, denen es gar häufig mit dem Studiren auf einer Universität ebensowenig Ernst ist, als ihnen dieses mit dem Besuche einer Schule war, von den akademischen Studien und so von dem Zubrange zu dem Staatsdienste entfernt gehalten.

3) Da die Directoren der Friedrich-Wilhelms-Schulen zugleich Mitglieder des Landes-Schulcollegii seyn und als von unten auf gebiente, praktische Schulmänner in Rang und Eigenschaft als (Bezirks-) Schulräthe stehen könnten, so wäre auch von diesen Anstalten die erste Prüfung der Candidaten des höhern Lehramtes, die Prüfung pro facultate docendi zu besorgen. Dagegen das Oberlehrer-Examen, oder die Prüfung für die obersten Gymnasialklassen, wäre, etwa nach fünf Jahren, wenn der junge Schulmann das, was er auf der

Hochschule gelernt, auch selbst durchdacht und eingelebt und sich wirklich zu eigen gemacht hat, als eine mehr ausgedehnte, wissenschaftliche Prüfung der Universität zu überweisen.

4) Die Friedrich-Wilhelms-Schulen würden zugleich eine vortreffliche Vorschule für zukünftige akademische Lehrer werden, da die betreffenden Lehrstühle aus diesen dem Staate verdienten Männern, die weit gerechtere Ansprüche auf diese Förderung hätten, als Privatdocenten, zunächst zu besetzen wären, wodurch ein neues, regeres Streben in das ohnehin wenig Förderung bietende Gymnasialleben gebracht, und der höhere Lehrstand im Staate erst die Stellung einnehmen würde, zu der er nach dem hohen Grade seiner Bildung auf das vollkommenste berechtigt seyn dürfte.

Jetzt aber sieht man häufig unter der Rubrik „Schullehrer“ den ersten Gymnasialoberlehrer, Königl. Professor und Doctor der Philosophie, der sein ganzes Leben dem höchsten Berufe gewidmet, ebenso wohl begriffen, als den geringsten Dorfschulmeister, der aus Verzweiflung die Fibel ergriffen, die Kinder hütet, daß sie der Polizei auf der Straße nicht in die Hände fallen, dafür um die Kost umgeht (Wandeltisch) und sich nebenbei mit Korbflechten und Besenbinden ernährt.

Da es keineswegs darauf ankommt, den Zutritt zu den Friedrich-Wilhelms-Schulen möglichst, etwa wie zur Volks-Schule, zu erleichtern und das jährliche Schulgeld mindestens auf den Preis einer höheren Bürgerschule erhöht werden müßte, so könnte zugleich aus diesen neu geschaffenen Mitteln das Gehalt der Professoren, das verhältnißmäßig noch bei weitem zurücksteht, auf ein namhaftes gesteigert werden. —

5) Da es aus pädagogischen Gründen sehr wünschenswerth wäre, daß die Friedrich-Wilhelms-Schulen nicht in der Hauptstadt — was freilich wegen

Der Bibliotheken, wissenschaftlichen Apparate, besonders aber der zahlreichen Beamten wegen, die in der Regel nicht viel übrig behalten, noch manche Schwierigkeiten finden dürfte — sondern in einer stillen, geräuschlosen, mittelgroßen Stadt, worin sich nicht bereits irgend eine akademische Lehranstalt, namentlich auch kein Gymnasium befände (das eintretenden Falls in eine Realschule verwandelt werden müßte), ihren Sitz hätten; so könnte dadurch zugleich mancher Stadt, die weder durch ihre Schuld, noch die Schuld der Staatsverwaltung, sondern durch die Zeitumstände, wie z. B. Weklar durch den Verlust des Kammergerichts, zurückgegangen, ein angemessener Nahrungszweig ermittelt werden; freilich kein pädagogischer, aber ein von einer weisen Staatsverwaltung allerdings nicht ganz zu übersehender Grund.

6) Da die Friedrich-Wilhelms-Schulen nach ihrer, hier ausgesprochenen Anlage und Einrichtung, zugleich eine Art philosophischer Vorschule für die akademischen Studien bilden würden, so wäre auch das akademische Triennium, ein rein mittelalterliches Herkommen, das seit Jahrhunderten vergessen, sich begraben zu lassen, auf einen zweijährigen Cursus, der außer der Medicin, für die vorschriftsmäßigen Vorlesungen in jedem Fache, völlig zureicht, zu beschränken; wodurch ein großer Theil der akademischen Tagdieberei und somit der Anfang vieles Übels, da sich die jungen Herren einmal Studirens halber auf der Universität herumtreiben müssen, gehoben, sowie auch der Mißstand und die Unbilligkeit wegfallen würde, daß der talentreiche, fleißige, gar häufig aber weniger bemittelte Jüngling, mit dem reichen Tagdieb, der sich um sein Geld durchzubringen, auf der hohen Schule herumtreibt, in eine Kategorie gestellt, oder der Pergasus mit dem gemeinen Zugochsen an dieselbe Deichsel gespannt werde.

Es wird mir wohl Niemand die Einweihung machen wollen, daß man alsdann auch gar keinen Universitätszwang dulden, sondern es nur, wie in Belgien, auf eine Prüfung ankommen lassen könne, gleichviel, wo der Examinand seine Kenntnisse erworben. Abgesehen, daß kostspielige, wissenschaftliche Apparate, Anatomien, Museen, Bibliotheken u. v. a. nie von Privatanstalten in der Ausdehnung und Vollkommenheit geboten werden können, wie dies die große Gesamtheit, der Staat, im Stande ist; so sind es auch keineswegs die auf der Universität dictirten Hefte — bei weitem nur der niedere und unedlere Gewinn —, sondern es ist der Geist ausgezeichneten Lehrer, in den wir allmählich eingehen und in dieser Richtung auf der betretenen Bahn fortfahren, es ist das Vorbild großer Männer, das uns lebenslänglich anregt und vorschwebt; welches den inneren, geistigen, bleibenden Gewinn der akademischen Bildung ausmacht, die auf der Universität selbst nur angeregt und eingeleitet, und deshalb auch an keine Semesterzahl gebunden werden kann, deren Wirkung aber durch das ganze Leben fortbauert und die durch kein Privatstudium zu ersetzen ist. Außerdem aber ist das Zusammenleben studirender Jünglinge, die Mannigfaltigkeit des auf der Universität gebotenen Wissens, für die Ausbildung und den geistigen, wissenschaftlichen Verkehr der Studirenden keineswegs von dem geringsten Werth. Wie der gescheidteste Kopf im menschlichen Leben zuletzt ganz verdumpft, wenn er nicht bisweilen im Umgange mit gebildeten Menschen seinen Geist gleichsam auffrischt, wie unsere erwachsenen Gymnasialzöglinge in den Freistunden sich über so manches, was die Lehrstunde unerörtert ließ, verständigen, und so ihre wechselseitige Mittheilung und Aufklärung für ihre Fortbildung oft von mehr Werth und Bedeutung ist, als der Unterricht selbst; so ist dieses bei dem akademischen Beisammenleben in

noch weit größerem und ausgedehnterem Maaße
 der Fall. Doch, dem Verständigen genug!

In der Ueberzeugung, daß zu einer zweckmäßi-
 gern Vorbildung der akademischen Jugend etwas
 geschehen müsse, haben wir gegenwärtige Ansichten
 und Erfahrungen der Oeffentlichkeit übergeben, und
 hoffen, daß vielleicht eine oder die andere der Be-
 achtung sachkundiger Schulmänner sich erfreuen dürfte.
 Was man zunächst dagegen einwenden dürfte, daß
 einige Städte und Directoren, gegen eine, für das
 Ganze zweckmäßiger eingerichtete Unterrichtsweise,
 etwa ihre Primaner nicht gerne aufgeben würden,
 kann, als nur auf örtlichen und persönlichen Rück-
 sichten beruhend, hier natürlich nicht in Anschlag
 gebracht werden. Vielmehr würden für die Direc-
 toren, deren Besoldungen zwischen 700 und 1200
 Thalern stehen, sowie für sämtliche Oberlehrer und
 Professoren, sehr wesentliche Beförderungen vor sich
 gehen können. Daneben würden die Gymnasien in
 den kleinern Städten für den Abgang ihrer weni-
 gen Primaner, die sie oft nur künstlich und mit
 Noth zu erhalten suchen müssen, durch eine ver-
 mehrte Schülerzahl in den übrigen Klassen — gleich-
 sam das stärkere, kräftigere Treiben einer Pflanze
 nach den Seiten, wenn die schwächliche Krone ab-
 genommen — reichlich entschädigt, da hingegen an
 den so außerordentlich überfüllten Gymnasien eine
 Feststellung der Schülerzahl, die unerlässlich ist ⁴⁾,

- 4) Da der Verf. mehrere hierher gehörige in früheren
 Hefen dieser Zeitschrift (im 7., 8. und 9. Hefte vo-
 rigen Jahrgangs) bereits ausgesprochen, so glaubt er
 den theilnehmenden, verehrten Leser darauf verweisen
 zu müssen. Namentlich sind auch daselbst die wesen-
 tlichen Nachtheile überfüllter Gymnasialklassen ausein-
 ander gesetzt. Man beobachte nur die Natur mit
 ihren Kräften, die so oft für geistige Begriffe Worte
 und Aufklärung giebt. Man lasse eine Masse rohen,
 unreifen und ungeläuterten Stoffes aufeinander ge-

für die Zöglinge, um derenwillen einzig die Anstalten bestehen, von den erwünschtesten und glücklichsten Folgen seyn würde.

So bildeten denn die von uns (im 8. Hest v. J.) besprochenen Gymnasialschulen die Grundlage, die zwölf-Gymnasien, deren Anzahl für die Provinz völlig zureichen würde, die Säulen, die sechs Friedrich-Wilhelms-Schulen, sicher von dem glücklichsten Erfolge gekrönt, das Gewölbe, die rheinische Friedrich-Wilhelm-Universität aber, wie bisher, die Kuppel oder Krone des rheinischen Museentempels.

V.

Wissenschaftlicher Congress von Frankreich und Zusammenkunft desselben für 1837 in Metz.

Eine Circular-Einladung, welche an viele Gelehrte, auch in unserer Provinz, im Namen des Congrès scientifique de France, ergangen ist, theilen wir, nach dem Wunsche des Herrn Einladers, des General-Sekretärs des Congresses, in nachstehender Verdeutschung mit.

„Seit langer Zeit haben die Freunde der wissen-

häuft, er wird gähren oder sich entzünden; man theile ihn in kleinere Massen, und alle Gefahr wird beseitigt seyn. So sind die großen Städte, ein ungeordnetes Durcheinander und Gewühl von Menschen, die Geburtsorte des Aufruhrs und in der That jedes Lasters; so bildet sich ein verderblicher Corpsgeist und Streben nach Insubordination in der Masse der Jugend zc.

„Jeder, sieht man ihn einzeln, ist leidlich gut und verständig!

Sind sie in corpore, gleich wird euch ein — Tollkopf daraus.“

schastlichen Fortschritte die allgemeine Nützlichkeit erkannt, daß zu bestimmten Zeiten Vereinigungen an verschiedenen Punkten des Königreichs statt finden. Vier Sitzungen des wissenschaftlichen Congresses von Frankreich sind nach und nach schon in verschiedenen Städten abgehalten worden, und der Erfolg hat den Erwartungen der Begründer entsprochen. Der Austausch der Arbeiten aus den verschiedenen Provinzen, aus der Hauptstadt und dem Auslande, jener der Beobachtungen von jeder Vertlichkeit, welche von den Lokalien selbst angehörigen Männern gemacht werden, sind in der That von einem allgemein anerkannten Werthe für alle, welche rasch zu guten und umfassenden Resultaten gelangen wollen. Aus diesen Zusammenkünften gehen Verbindungen von großem Interesse zwischen Männern hervor, welche wegen Aehnlichkeit ihrer wissenschaftlichen Neigung persönliche Bekanntschaft wünschen müssen. So sind also im Voraus die Vortheile schon gesichert, welche aus dem fünften Congreß hervorgehen werden, der im kommenden Monat September in Metz statt finden wird."

„Die Stadt Metz hofft aus mehr als einem Grunde, die Auszeichnung, womit sie beehrt worden ist, rechtfertigen zu können. Diese Hoffnung gründet sich auf die Mittel und das Interesse, welche seine Industrie darbietet und auf verschiedene Anstalten, womit die Stadt ausgestattet ist. Unter diesen führen wir ihre praktische Artillerie- und Genie-Schule und deren merkwürdigen Modell-Sammlungen an, ferner ihr Unterrichts-Militär-Hospital, ihre Königliche Akademie, ihre Gesellschaften für Medicin und Naturgeschichte, jene der Kunstfreunde, der Ermunterung für junge Israeliten, der Vorsehung und der wechselseitigen Unterstützung, ihre Wohlthätigkeits-Anstalten, ihre öffentlichen und Privat-Unterrichts-Anstalten unter der Leitung geschickter Professoren, ihr schönes System des höhern Ele-

I. 4. Jahrg. 14.

mentar- und industriellen Unterrichts, ihre öffentliche Bibliothek, ihre archäologischen Sammlungen und endlich ihr naturhistorisches Museum.“

„Die Bedeutung, welche die mathematischen Studien in dieser Stadt erlangt haben, wird dazu auffordern, dem Congreß vertrauensvoll Fragen aus den Zweigen des mathematischen Wissens vorzulegen; auch hat die Akademie vorläufig bestimmt, daß hier eine siebente Special-Abtheilung der Mathematik für den Fall statt finden soll, daß der Congreß in seiner allgemeinen Zusammenkunft diese Modification der Organisation genehmigen möchte.“

„Das alte und das neue Metz, so reich an Thatfachen, welche sich an die Geschichte aller Zeiten von Frankreich und Deutschland anschließen; seine religiösen, bürgerlichen und militärischen Bau-Denkmale, und zunächst seine prachtvolle Cathedrale und die Bogen seiner grandiosen Wasserleitung von Souv: diese sind sehr einladende Gegenstände der Studien und der Beobachtung für alle, denen geschichtliche und archäologische Untersuchungen nahe liegen.“

„Der Naturforscher findet in der Gegend von Metz verschiedene Gebirgsbildungen, wovon einige in unserm Lande studirt werden müssen. Den übrigen Theilen der Naturgeschichte, namentlich der Botanik, wird ein nicht minder reiches Feld zur Ausbeute dargeboten.“

„Unsere Gegenden, welche zudem so lachende Landschaften darbieten, dürften die Aufmerksamkeit der Industriellen, der Agronomen und der Gartenkünstler fesseln, welche mit großem Interesse die bedeutenden Anstalten, Gewinnungen und Werkstätten unserer Departements besuchen werden.“

„Endlich dürfen wir nicht vergessen, daß Metz, nahe an der Grenze von Deutschland gelegen, geeignet zu seyn scheint, in seiner Mitte bei dem Congresse eine große Anzahl Gelehrter aus diesem Lande zu sehen.“

„Wir dürfen also hoffen, daß alle diese Beweggründe Sie bestimmen werden, uns Frage-Gegenstände anzudeuten, welche sich zu den Verhandlungen des Congresses eignen, und uns diese vor dem 1. April d. J. zuzusenden. 1) Auch hoffen wir, daß Sie zur Zeit der Sitzung nach Metz kommen werden, um durch Ihre Kenntniße der Versammlung diejenige Bedeutung zu verleihen, deren sie fähig ist.“

„Wenn Sie unsere Einladung genehmigen, so wird eine Zusammenberufung, welche den Zeitpunkt der Eröffnung der Sitzung bestimmt, Ihnen mit dem Programm der bei dem Congress zu besprechenden Fragen zugesandt werden.“

„Empfangen Sie die Versicherung meiner ausgezeichnetesten Hochachtung.“

„Metz, Januar 1837.“

„Der General-Sekretär des Congresses:

Victor Simon,

Sekretär-Archivar der Königl. Akademie von Metz,
Präsident der naturhistorischen Gesellschaft des
Mosel-Departements, Mitglied der geologischen
Gesellschaft von Frankreich u. s. w.“

Nach einer Bemerkung am Briefrande sind Briefe und Pakete postfrei zu adressiren: rue Chèvremont, au bureau de l'Académie royale de Metz.

- 1) „Die frühern Congressse bestanden aus sechs Abtheilungen: 1) für Naturgeschichte, 2) für Agricultur, Industrie und Handel, 3) für die physikalischen und medicinischen Wissenschaften, 4) für Geschichte und Archäologie, 5) für die schönen Künste, Literatur und Philologie und 6) für Staatswirthschaft und Gesetzgebung. Man kann auch schon Fragen für die mathematische Abtheilung vorlegen, ehe der Congress dessen Begründung gutgeheißen hat.“

VI.

Die Restauration der kölnischen Kirchen.

(Vorgetragen im Vereine bildender Künstler in Köln.)

Vom Herrn Dr. Ernst Weyden, Secretair des Vereins.

(Schluß)

In chronologischer Folge muß ich jetzt zuerst von der Restauration der schönen Kirche St. Maria im Capitol sprechen. — Ein Baudenkmal, das in manchen Beziehungen, sowohl für den Geschichtsforscher, wie für den Architekten von der außerordentlichsten Wichtigkeit ist. Wenn sich an die Stelle, wo sich jetzt der Tempel auf sanft ansteigendem Hügel erhebt, die mannichfaltigsten Erinnerungen an den Beginn der Glanz-Epoche der fränkischen Zeit deutscher Geschichte knüpfen und selbst Pipin von Herstals Gemahl, Plektrudis, die Gründerin desselben genannt wird, da sie entweder den Sitz der Major Doms in ein Bethaus umwandelte, oder nahe bei demselben eins gründete, — wie nicht zu bestimmen ¹⁾, wenn in der Folge der spätern Geschichte der reichsunmittelbaren Stadt Köln sich manche Sitte, mancher Brauch des Stadtwesens an diese Kirche knüpfte, so ist sie nicht weniger merk-

- 1) Der Name Maria in Capitolio wird gewöhnlich davon hergeleitet, daß die Kirche an die Stelle des alten Capitols der Römer erbaut worden. Wenn auch in andern Städten, als Rom, Capitolia vorkommen, so ist es aber nicht bewiesen, daß Köln ein Capitolium hatte. Eine Burg (Castrum) mag hier an einer Ecke der Römermauer gestanden haben, welche die fränkischen Herrscher, wie allenthalben, zu ihrem Sitze wählten. Der Name Maria in Capitolio, am Ende des 15ten Jahrh. schon in Gebrauch, ist spätern Ursprungs. Man vergl. übrigens: Kölnische Chronik S. 99 b flg., wo verschiedene Meinungen über die Gründung der Kirche ausgesprochen werden.

würdig in baugeschichtlicher Beziehung. Noch aus allen Epochen von dem neunten und zehnten Jahrhundert an bis in's fünfzehnte finden wir in dieser Kirche, in ihrem Kreuzgange, ihrer Chorgruft, und in ihren Anbauten, Nebenkapellen Ueberbleibsel, welche in Bezug auf den Grundstyl der verschiedenen Epochen, das Material u. dgl. uns manche Aufschlüsse geben, die wir an andern Kirchen vergebens suchen. In den Strebebogen an der Chorkuppe, in dem Style der Umbauten, in den Veränderungen einzelner Fensterbogen in Spitzbogen und das dazu benutzte Material sehen wir deutlich, daß jede Zeit sich streng an dem in ihr üblichen Style hielt, ohne sich an den Grundstyl des Gebäudes, das sie erweiterte oder restaurirte, zu binden. Eine Erfahrung, wodurch sich manche chronologische Annahmen in der Baugeschichte unsrer Kirchen umstürzen lassen.

Der Zufall wollte es nun, daß diese prachtvolle Kirche, als sie im Jahre 1818 durch ein Vermächtniß des damaligen Pfarrkaplans Ambr. Heiss im Innern restaurirt und verschönert werden sollte, in der Person des Herrn Stadtraths De Noël gerade den Mann fand, der mit patriotischem Sinne für das alterthümlich Vaterstädtische den wahren Kunstgeschmack verband, und die Verschönerung desselben auf eine so würdige Weise anordnete, daß diese Kirche wirklich den übrigen Köln's in dieser Beziehung zum Muster dienen konnte. Mit künstlerischer Einfachheit sehen wir hier die erhebende Würde des katholischen Gotteshauses vereinigt. Alle Denkmale der Vorzeit, deren die Kirche noch viele barg, wurden auf eine sinnige, nicht störende Weise aufgestellt, und den noch vorhandenen Kunstschätzen an Gemälden und Bildwerken passende Stellen angewiesen. Wie viele derselben mag diese reich begabte Stiftskirche nicht verloren haben, wenn man nur allein bedenkt, daß die Perle der Gemälde deutscher

Schule in der Münchener Pinakothek, der Tod Marien, von Scoreel, auch einst dieser Kirche angehörte, daß die edlen Frauen des Stiftes sich von jeher durch Kunstsinn aufs vortheilhafteste auszeichneten. Aus dem noch Vorhandenen läßt sich auf das seit der Aufhebung des reichen Fräuleinstiftes, 1802, Verschwundene schließen. — Man fand ja sogar noch, wenn ich nicht irre, auf einem Gewölbe, einen Tod der h. Jungfrau mit dem Zeichen Albrecht Dürers; das Bild wurde passend in der Familienkapelle der kölnischen Edlen Schwarz vom Hirsch aufgestellt. Herr DeNoël that überhaupt Alles zur Verschönerung, was sich mit der Würde der Kirche vereinigte, und wodurch das noch vorhandene Schöne aufgehoben und der Anschauung eines Jeden zugänglich ward. Er hat sich hierdurch wirklich den Dank aller Frommen und aller wahrhaft Kunstsinigen verdient, denn die Aufgabe einer würdevollen Verschönerung einer solchen Kirche war damals gerade keine leichte, wie Jeder einsehen wird, der nur diese Verschönerung mit mancher andern, seitdem stattgefundenen vergleicht.

Auf eine eben so sinnige Weise verfuhr man bei der Restauration der St. Aposteln-Kirche, die, in ihrem Style das reichste und originellste Bau-
denkmal Köln's, im Laufe der Zeiten mancherlei Schicksale erlitten, und in ihren einzelnen Theilen verschiedene Bau-Epochen zeigt, wenn auch nicht gerade so mannfaltig, wie St. Marien im Capitol. Noch zu Anfange des dreizehnten Jahrhunderts erhielt sie ein neues Gewölbe, und bedeutungsvoll wird der Meister, der es baute, ein Laie (laicus) genannt; ein Beweis, daß damals die Baukunst, wie alle Wissenschaften und Künste, vorzüglich noch in den Händen der Geistlichen waren. Spätere Stürme und Gewitter, welche die Kirche trafen, hatten das Gewölbe so schadhast gemacht, daß es den Einsturz drohte. Durch eine künstliche Holz-

Konstruktion wurde es meisterhaft ersetzt, nur hätte man bei der Ausführung dieser Hauptreparation ein wenig mehr auf den Grundstyl des Gebäudes sehen müssen, denn der aufmerksame Beschauer wird durch einige Verstöße in dieser Konstruktion nothwendig gestört. Das Innere der Kirche erhielt aber die freundlichste und würdigste Verschönerung, das Ganze in hellem Grunde, mit dem neuen einfachen Hauptaltare spricht auf eine gemüthliche Weise an, und vielen Dank müssen wir den Leitern und Angebern dieser Restauration wissen; besonders verdient hat sich der Herr Pfarrer und Domkapitular Geißmann um die Wiederherstellung seiner Pfarrkirche gemacht.

Dem malerischen Effekte, dem Einbrücke, den die auffre, reiche Ostseite mit ihren Halbrotonnen, die sich reizend mit ihren schlanken Seitenthürmchen über einander wölben, bei Jedem hervorbringen mußte, wurde aber jüngst durch die neue Verspeisung und Uebertünchung großen Abbruch gethan. Eöblich war die Absicht, den Bau auf diese Weise durch ein Palliativ zu schützen; das Mittel aber gerade nicht das ganz passende, denn die Profilirungen sind zum Theil überschmiert — und so für das Auge verloren. M. H. sie brauchen nur den noch nicht übertünchten Thurm mit den übertünchten Theilen zu vergleichen. Der Kunstfreund, der Architekt muß dieses Verfahren einen Mißgriff nennen, der um so mehr in die Augen fällt, da man die Kirche, was belobende Anerkennung verdient, auch von den, an die Südseite anstoßenden, Umbauten befreit hat, wodurch sich der zierlich reiche Vorbau in seinen schönen Verhältnissen dem Auge ganz frei zeigt. Zu wünschen wäre nur, daß einige kleinliche Gartenhäuschen, die dicht neben der Kirche liegen, auch weggebrochen würden.

Die Kirche St. Gereon, historisch eben so merkwürdig, wie die schon angeführten Kirchen, und in

der Grundanlage wahrscheinlich eine der ältesten größern Kirchenbauten Kölns, wenn auch jetzt außer der Crypte, und diese auch nur theilweise, nichts mehr von dem ersten Baue vorhanden ist. Die jetzigen Theile des Baues, m. H., widersprechen auch den gewöhnlichen Annahmen der Zeit ihrer Aufführung. Sie haben selbst noch den Kreuzgang der Kirche theilweise gekannt, er ist verschwunden, und in der Vorhalle hat man einzelne Theile der hier vorhandenen Alterthümer angebracht, um diese doch wenigstens aufzubewahren. Die Kuppe hatte durch ein Erdbeben gelitten, und da man schlimme Folgen für diesen schönen Theil des Gebäudes mit Recht befürchtete, so wurde im Jahre 1835 beschlossen, die ganze Kuppe mit eisernen Banden einzufassen. Um Weihnachten dieses Jahrs wurde der erste Band, 1 Zoll dick, 3 Zoll breit und 237 Fuß lang, angelegt, der zweite in denselben Verhältnissen vierzehn Tage später, so daß im Februar 1836 die ganze Arbeit, vollkommen gelungen, fertig war. Einer der Thürme, welche das herrliche, melodische Geläute einschließen, hatte an seinem Dachwerke gelitten. Er erhielt einen neuen Dachstuhl und eine neue Bleibedecke, sowie auch das Mauerwerk des obern Kranzes ganz im alten Style sorgfältig restaurirt wurde.

Zu wünschen war' es, daß die Kirche auch in ihrem Innern in der wahrhaft byzantinischen Pracht der Rotunde, Gold in blauem Grunde, verschönert würde und man dabei auch nur die alten historischen Denkmale, welche die Kirche aufbewahrt, passend aufstelle und erhalte, wie dies auch mit dem Innern der Crypte der Fall seyn mußte, da sie in Kunstgeschichtlicher Hinsicht noch viel des Merkwürdigen birgt. Leider, daß die Zeit und Vernachlässigung hier schon Manches, besonders die uralten Wandgemälde, unersetzlich zerstört hat. Mit heiliger Ehrfurcht schütze man aber das noch Vorhan-

dene! Denn religiöser Sinn und die Zeit haben es längst geheiligt.

Unter den Kirchen, die in der jüngsten Zeit restaurirt wurden, nenne ich zuerst St. Columba. Wenn das Aeußere der Kirche auch nicht ausgezeichnet in architektonischer Hinsicht, so muß sie und doch ihres Alterthums wegen schon ehrwürdig sein. Haben wir auch keine historische Gewißheit über ihr erstes Entstehen, läßt auch die Sage den h. Severin die Kirche schon am Ende des 4ten Jahrh. einweihen, so ist es aber doch gewiß, daß St. Columba die älteste Pfarrkirche Köln's ist und um so froher dürfen wir sein, daß die Kirche der Stadt wieder erhalten worden. Der Thurmbau, so hieß es, sollte ganz baufällig sein, und der Abbruch war schon beschlossen, denn der Thurm, etwa im 13ten Jahrh. aus Tuffstein erbaut, zeigte im Aeußern einen durchgehenden Riß, aber nur einen; dabei war das Tuffsteinmauerwerk im Aeußern sehr verwittert und schien sogar zerpreßt, so daß die Haupt-Bauautoritäten Kölns seine Baulosigkeit behaupteten und den Abbruch verlangten. Welche Gründe sie dazu bewogen, will ich dahin gestellt sein lassen, da eine genauere Untersuchung erwies, daß das Mauerwerk im Innern noch den gehörigen Zusammenhang, die nöthige Festigkeit hatte, um mit wenigen Kosten die Reparation ausführen zu können. Es können allerdings zwei Techniker vom Fache über eine und dieselbe Sache verschiedener Ansicht sein; hätte aber der Kirchenvorstand von St. Columba, sowie die ersten Leute der Pfarre es sich nicht so sehr angelegen sein lassen, die Erhaltung des Thurmes durchzusetzen, so wäre zweifelsohne mit der Vernichtung des Thurmes auch der erste Schritt zur Zerstörung der Kirche selbst geschehen. Schmerzlich ergreift es Jeden, so etwas in einer Stadt, wie Köln, erfahren zu müssen. Hatte doch eben diese Gegend durch den Abbruch des

Thürmchen am Mumm'schen Hause eine Zierde und mit ihr die Stadt ein charakteristisches Zeichen verloren. Dank müssen wir in dieser Beziehung dem Herrn Heuser auf dem Neumarkte wissen, der, kein Kölner, der Stadt durch die Erhaltung des schlanken Thürmchen an der Stadt Prag eine schöne Zierde rettete.

Mit nicht sehr bedeutenden Kosten ward der Thurm durch Herrn Zwirner in seiner primitiv Form wiederhergestellt. Wir sehen ihn befreit von dem Auswuchs, welcher ihm in dem vorvorigen Jahrhunderte durch den Aufbau der plumpen Attika und des wellenförmig ausgebauchten Daches angefügt wurde, wahrscheinlich um Raum zu finden für das Zifferblatt der Thurmuhre. Die Herstellung geschah mittelst sorgfältig eingebundener Tuffstein-Quadern, welche, jetzt mit dem alten Mauerwerke in genauem Zusammenhange stehend, dem Ganzen den wahren Charakter, nöthige Festigkeit, als auch, nach Umständen, ein möglichst gutes Ansehen gewähren. Der Thurm hat durch die Wegräumung des Ueberflüssigen übrigens an malerischer Wirkung verloren.

Das Innere der Kirche, merkwürdig durch seine kühnen Wölbungen und seinen stattlichen Hochaltar, ist schon längst auf eine würdige einfache Weise verschönert worden, wodurch dasselbe bei den hohen Gewölben einen ganz freundlichen Charakter erhalten hat, der außerordentlich anspricht und erhebt. —

Vor einem Jahre mußten wir, m. H., mit Betrübnis sehen, daß man mit frevelnder Hand die Verzierungen an den Strebepfeilern der ehemaligen Stiftskirche St. Andreas herabschlug, die alte Kapelle über der östlichen Eingangshalle mit derselben niederriß, und so zerstörte, was nicht mehr wiederherzustellen ist. Dem zehnten Jahrhunderte gehört der erste Bau der Kirche an, dem im vierzehnten Jahrh., als das Stift sich bereichert, der

Chorbau in Form des lateinischen Kreuzes angefügt wurde, der besonders durch die gefällige Schlankheit seiner äussern Verhältnisse anspricht. Auch diese Kirche, so unscheinbar das Langhaus, bietet in architektonischer Hinsicht sehr viel Interessantes.

Der Kirchenvorstand hat jetzt, ganz der Beleuchtung der Kirche angemessen, dieselbe im Innern verschönern und ihr einen freundlichen Anstrich geben lassen, eben so wurden die herrlichen Chorstühle, schön in der Form und reich an Schnitzwerk im reinsten Style, beibehalten — ein schöner Kirchenschatz. Alles Ueberflüssige in den Verzierungen wurde weggeschafft, ohne die Kirche jedoch zu kahl zu machen, überhaupt Alles gethan, um das Innere wahrhaft freundlich und ansprechend zu gestalten, was bei der ausserordentlichen Helle des Chors besonders einen angenehmen Eindruck hervorruft. Mit Geschmack ist Alles eingerichtet, und einige Bildwerke, die früher verdeckt standen, wurden restaurirt und erhielten passende Stellen, und im Allgemeinen Alles so angeordnet, daß die ganze Kirche ein andres Ansehen erhielt.

Die Kirche St. Georg, deren Unterbau wahrscheinlich eine Zwingburg, welche der mächtige Erzbischof Anno in der letzten Hälfte des eilften Jahrh. aufführen ließ, um einen festen Punkt in der alten Stadt gegen die ihm widerspenstigen Kölner zu haben, bedurfte auch sehr einer innern Restauration. Diese wurde ihr, und zwar in einer Weise, mit der man zufrieden sein darf. Die Orgel, früher unter dem Hauptbogen des festen Unterbaues, erhielt in der Tiefe desselben eine passendere Stelle, wie auch die beiden Seitenaltäre, die vom Langhause aus die Aussicht auf den Hochaltar störten, weggenommen wurden. Man darf jetzt nur den Wunsch hegen und aussprechen, daß der neu zu errichtende Hochaltar einem Manne anvertraut würde, welcher mit der Kunstgeschicklichkeit auch den wahren Sinn

für solche Arbeiten verbindet. Leider sehen wir in einzelnen Kirchen in dieser Beziehung unverzeihliche Verstöße. Summen werden hingegeben, um den Styl des Gebäudes und das eigentliche Passende kümmert man sich nicht, wenn es nur das Auge befreit. Möge daher bei der Errichtung dieses Hochaltars nur die Kirche selbst, ihr Baustyl, und zugleich ihr Anstrich berücksichtigt werden, auf daß der Altar passend werde.

Die Chorrundung der in ihrem spanisch jesuitischen Style reichen Kirche Maria Himmelfahrt, ein Werk des siebzehnten Jahrh. und zwar der Zeiten, wo sich Deutschland im blutigsten, unheilbringenden Kriege, der es je heimgesucht, zerfleischte — diese wurde auch passend aufgefrischt, wie sie früher gewesen. Nur zu wünschen, m. H., daß die ganze Kirche in dieser Weise verschönert würde.

Auf eine eben so passend freundliche Weise wurde die in ihren Grundlagen gewiß sehr alte Kirche Maria in Eyßkirchen, die früher, um einmal übertüncht zu werden, eine ihrer schönsten Zierden, ein meisterhaftes Altarblatt verlor, im Innern verschönert. Dem Hochaltäre hätten wir hier einen etwas von dem Grundtone des Ganzen mehr abstechenden Anstrich gewünscht. Einzelne Bildhauerarbeiten am Haupteingange, außerordentlich schön in ihrer Art, möge man nur gewissenhaft schützen.

Die Peterskirche erhielt auch einen freundlichen Anstrich, wie denn auch im vorigen Jahre die Pfarrkirche St. Alban. Mit kluger Vorsicht suchte man alle störenden Ueberladungen in der innern Verzierung auf Seite zu schaffen, wodurch diese Kirchen bei der Einfachheit ihres Innern immer freundlicher erhebend wirken.

Zu den Kirchen, welche in diesem Jahre noch im Innern verputzt wurden, gehört auch die ehemalige Stiftskirche St. Ursula, in einzelnen Theilen noch ein Werk des zehnten Jahrhunderts, lei-

der aber im Laufe der Zeiten durch manchfaltig Unglück heimgesucht, wie denn jetzt auch noch durch die sogenannte Verschönerung des Innern. Auch dem Thurme dieser Kirche, der mehrere Risse hatte, drohte der Abbruch, da er schon ausgesprochen, das Baumaterial schon zum Verkaufe bestimmt und in der Kirche sogar schon alle Vorbereitungen zum Niederreißen gemacht waren. Unser selige Erzbischof, Graf von Spiegel, nahm sich aber der Kirche an, es wurde ein Restaurations-Plan eingereicht, von dem Stadtbaumeister Herrn Weyer als tüchtig zweckdienlich befunden, und ausgeführt. Durch eine einfache Verankerung ist der Thurm jetzt der Stadt wieder erhalten und so fest, da man noch eine Unterstützungs-Mauer auführte, als er nur sein kann. — Warum mag man doch den unschuldigen Thürmen so sehr grollen? unsre Stadt, einst die Thurmreiche, hat leider schon so Manches in ihrem äussern Ansehen eingebüßt, um so mehr sollte man das noch Vorhandene mit der größten Gewissenhaftigkeit zu erhalten suchen.

Doch jetzt zur innern Restauration der Kirche. Ich weiß nicht, m. H., ob Sie diese Arbeit schon gesehen haben. Wenn nicht, so werden Sie sich gewiß wundern, wie weit die Geschmacklosigkeit es in unsern Tagen noch treiben kann, Sie werden staunen, daß es Leute gibt, die durchaus keinen Sinn für das Alterthümliche einer Kirche haben, denen durchaus aller Schönheitssinn fehlt. Der Angeber der Verputzung der St. Ursula-Kirche hat gewiß seinen Geschmack am Innern der Dorf-Kirchen Tyrols gebildet, denn das treue Bergvolk sucht seine Gotteshäuser auch so bunt, wie immer möglich, auszustatten. Den Tyrolern können wir dieß verzeihen, sie lieben das Bunte, es ist ihr Schmuck, und so suchen sie auch durch denselben ihre Gottverehrung kund zu geben, aber eine solche Buntschädlichkeit in einer Stadtkirche, und zudem in ei-

ner, in historischer wie architektonischer Hinsicht, so altherrwürdigen, wie St. Ursula, ist unverzeihlich — und mag die Angabe ausgegangen sein, von wem es auch sei, er hat sich an der Kirche versündigt. Tritt man in das Langhaus und blickt hinauf zum Chore, so sucht das Auge vergebens einen Ruhepunkt, man wird wirr und geblendet, denn man denke — die ganze Kirche, Gewölbe, Gurte, Säulen und Wände sind seegrün, hellblau und weiß übertüncht, worin nun die Säulenstäbe des Chors mit den byzantinischen Knäusen auf eine eigne Weise abstecken. Hierzu kommt nun noch der hellbraune Anstrich der Chor- und Beichtstühle, der Bänke — so daß man sich keine tollere Buntschmedigkeit denken kann, da die Anstreichwuth auch sogar die alten Tumben und Tumulen der Reliquien nicht verschont hat. Sehr wundert mich, daß das Grab der h. Ursula und die alten Fresken, die man doch in der Farbenwirre vergeblich sucht, auch nicht überpinselt wurden.

Erüthen die Baubehörden es sich nicht zur Pflicht machen, solchen Verstößen zu steuern, denn Köln muß in den Augen des Fremden dadurch geradezu lächerlich werden. Man führt ja über alle Neubauten und Neuerungen, wie es in einem wohlpolizirten Staate sein muß, eine Controle, weshalb denn nicht über solche, in meinen Augen äusserst wichtige Dinge? — Ich spreche es geradezu aus, durch solche Verunstaltungen versündigt man sich nicht nur am guten Geschmacke, sondern auch an den Gebäuden selbst, indem man das Innere ganz des wahrhaft Ehrwürdigen, das Herz und Gemüth Erhebenden beraubt, wodurch sich doch sonst eben unsere Kirchen so vortheilhaft auszeichnen. —

Machen solche Verstöße einen unangenehmen Eindruck, so sehen wir aber mit um so größerer Freude den Wiederherstellungs-Bau der St. Cunibert-Kirche unter der Leitung des Stadtbaumeisters

Herrn Weyer gedeihen. Stand auch schon im neunten Jahrh. an dieser Stelle eine dem h. Clemens, dem Patron der Schiffer gewidmete Kapelle, so ist die jetzt vorhandene Kirche ein Werk des 13ten und 14ten Jahrhunderts. Das schöne byzantinisch-maurische Gebäude, um den alten Kunst-Ausdruck beizubehalten, sich frei an der Nordseite, wie an der entgegengesetzten Seite St. Severin, über den Mauern der Rheinseite dem Blicke darbietend, hatte schon viel verloren durch die Abnahme der alten schlanken Thurmspitzen, welche durch stumpfe Dachkappen ersetzt wurden, als zuletzt auch noch der im 14ten Jahrh. im Spitzbogenstyle erbaute westliche Hauptthurm, weil man zu viel an ihm ausgebessert hatte, vor einigen Jahren zusammenstürzte. Jahrelang stand die Kirche, wie Sie wissen, m. H., eine trostlose Ruine, und eine der volkreichsten Pfarren der Stadt sah sich ihres Gotteshauses beraubt.

Endlich hat die Stadt in diesem Jahre aus ihrem Aerar eine Summe bewilligt, um die Kirche wenigstens bis zum Schiffe des Langhauses wieder aufzuführen, und Herr Weyer sucht sich mit Umsicht, wovon Sie sich selbst überzeugen können, des ehrenvollen Auftrags werth zu machen. Wir sehen schon die Grundmauern sich ganz nach dem alten Plane erheben, Ziegelmauern mit Tuffstein bekleidet, um auch in Bezug auf das Material dem Aeußern treu zu bleiben. Die Steinmearbeiten sind durchgehends fleißig und genau durchgeführt und einige an dem Portal nach den alten Mustern ausgeführte Capitale lassen Nichts zu wünschen übrig. Nur kann ich hier die Bitte nicht unterlassen, den früher am Portal prangenden, frei und reich gearbeiteten byzantinischen Wulst nicht zu vergessen. Es gibt in Köln Männer genug, welche ihn, und zwar zu billigem Preise ausarbeiten würden. Ueberhaupt sollte man bei solchen Arbeiten

heimische Künstler soviel denn möglich berücksichtigen, besonders wenn es ohne Geldopfer geschehen kann. Zu wünschen wär' es gewiß, den schönen Kranz wieder hergestellt zu sehen — denn, in Bezug auf die Arbeit eine Seltenheit in den Bauverzierungen Köln's hatte er nur ein Seitenstück an dem Wulste über dem Haupteingange der Kirche Maria in Eyßkirchen. Der jetzt schon fertige einfache Wulst hat so viele Stärke, daß die Bildnerei noch immer angebracht werden kann — wie auch hoffentlich geschehen wird.

Bei dem Restaurations-Bau der St. Cuniberts-Kirche wurde aber bei vielen Kölnern der fromme Wunsch laut, die Kirche ganz so hergestellt zu sehen, wie sie vor dem Einsturze war mit dem westlichen Hauptthurme, auf daß der Vaterstadt eine wirklich charakteristische Zierde erhalten werde. Der Wunsch fand Anklang, und Sie, m. H., haben sich freudwillig der Mühe unterzogen, durch Subskriptionen die zu dem Aufbau des Thurmes nöthige Summe herbeizuschaffen. Ihre Bemühungen blieben nicht ohne Erfolg, der Sinn der Väter zeigte und bewährte sich wieder aufs Schönste; Arm und Reich trugen willig zu dem gottgefälligen Werke bei und selbst Se. Königl. Hoheit unser verehrte Kronprinz und mehrere Prinzen unsres Königl. Hauses zeichneten mit der freudigsten Bereitwilligkeit namhafte Summen, um der alten Stadt Köln diese Zierde wieder zu geben. Künstler und Bauhandwerker erbieten sich freiwillig, einzelne Theile an dem Baue unentgeltlich auszuführen und bewährten also ihren vaterstädtischen Sinn.

Sehen Sie, m. H., auch bis jetzt kaum die Hälfte der nöthigen Summe gezeichnet, machten Sie auch manche bittere Erfahrung, mußten Sie auch mitunter die Aeußerung hören, daß man Nichts zum Wiederaufbau einer Kirche zeichne, so möge dies Alles Sie nicht abschrecken, den gottgefälligen Man

weiter zu verfolgen, und Sie dürfen versichert sein, daß wir dann auch die Vollendung des Werkes noch sehen werden, denn sicher wird die Stadtbehörde selbst, sich die Sache, wo es einem wesentlichen Schmucke der Stadt gilt, auch auf's Innigste angelegen sein lassen. Ihrer Bemühungen Lohn finden Sie, m. H., in dem Werke selbst, und mögen des Apostels Worte: „Das Werk ist groß; denn nicht für einen Menschen wird das Gebäude bereitet, sondern für Gott!“ Ihnen Muth und Ausdauer geben zu dem Unternehmen; daß Sie unter so günstigen Aussichten begonnen haben; — auf daß auch dieses herrliche Bauwerk in seiner ursprünglichen Form die Vaterstadt wieder erfreue!

Mögen die Wünsche, welche ich voll Zuversicht auszusprechen wagte, daß die Kölner doch nur immerhin mit ehrerbietiger Gewissenhaftigkeit auf die Erhaltung der Denkmale ihrer Vorzeit achten und wachen möchten, in Erfüllung gehen. Und gewiß geschieht dies, wenn die Behörden sich dieser Sachen selbst mehr annehmen, welches nach meiner Ansicht ihre Pflicht ist. Möge man doch in der Folge, kleinlicher momentaner Vortheile wegen, nicht die Bauwerke der Vorzeit leichtsinnig zerstören, wie es leider so häufig geschehen ist. Von den herrlichen Kreuzgängen, deren Köln so viele und architektonisch äußerst merkwürdige in seinen Mauern zählte, haben wir ausser dem an der Kirche St. Maria im Capitol nur noch den der Minoriten-Kirche, und beide werden wahrscheinlich auch niedergerissen werden, wie der Kreuzgang an St. Severin mit der alten Kapelle auch vor Kurzem noch abgebrochen wurde. Wie das Gerücht geht, soll auch die Rathskapelle auf dem Rathhausplatze mit ihrem lieblichen Thürmchen dem Abbruche bestimmt sein, weil an dieser Stelle ein neues städtisches Museum errichtet werden soll. Hoffentlich wird es nur bloßes Gerücht sein.

Mit der innigsten Freude vernehmen wir aber, daß bei dem projektirten Neubau des Bürger-Hospitals die ganz verlassene, alte Cäcilien-Kirche, wahrscheinlich in ihrer Grundanlage eines der ältesten Gotteshäuser der Stadt, wieder zu Ehren kommen, wieder ganz restaurirt werden soll. Die Legende läßt dieselbe schon ihren Gründer in dem h. Maternus finden; und deshalb wird sie auch in der kölnischen Kirchengeschichte als die älteste Kathedrale der Stadt bezeichnet, worauf sich auch noch einige religiöse Zeremonien des Mittelalters bezogen, die an dieser Kirche hielten. Bei der Restauration wäre dann auch zu wünschen, der Kirche wieder einen Thurm in ihrem ursprünglichen Style zu geben an die Stelle des jetzigen, der gar nicht zu dem Gebäude paßt.

Zum Schlusse wiederhole ich es noch einmal, m. H., haben wir auch viel, sehr viel des Verlorenen zu beklagen, so sollen wir um so mehr auf die sorgfältigste Erhaltung des noch Vorhandenen achten, und die Kirchen, die Köln jetzt noch besitzt, sind in jeder Beziehung, sowohl als heilige Monumente der Vorzeit, wie als architektonische Kunstwerke der gewissenhaftesten Erhaltung werth und müssen jedem Kölner heilig sein.

Wenn auch der fromme Wunsch, sie von kundigen Meistern auch in ihrem Aeußern restaurirt zu sehen, wie ich wohl einsehe, sich vor der Hand nicht verwirklichen läßt, so trage man doch wenigstens aufmerksam Sorge, sie vor noch größerem Verfall, mehr um sich greifender Verwitterung zu schützen. Ein Leichtes, wenn man nur vernünftig dafür sorgt, dem größten Feinde und Zerstörer dieser Gebäude, der Feuchtigkeit entgegenzuwirken. Und sie werden dann, wie sie meist schon an fünfhundert Jahren zu Lob und Ehren des Allerhöchsten gestanden haben, noch Jahrhunderte lang unverwüstet zu des Ewigen Preis stehen.

Ihnen, m. H., sei es stets eine freudige, eine heilige Pflicht, durch Wort und That für die Erhaltung dieser Monumente, soviel es in Ihren Kräften steht — zu sorgen; es sei Ihnen eine schöne Aufgabe, in Ihrer Umgebung die Liebe zu diesen erhabenen Denkmalen der Größe der Vaterstadt und der mittelalterlichen Kunst zu hegen und zu pflegen, auf daß auch die ferne Zukunft sich derselben noch erfreue und Geist und Gemüth an ihnen erstärke.

Dies erheischt von uns allen die Liebe zur Vaterstadt, die Kunst und vor allen Dingen deren heilige Mutter, die Religion, denn diese erhabenen Baudenkmale entstanden ja alle und sollen auch erhalten werden einzig zu des Allerhöchsten Ehre!

Köln, Dez. 1836.

Ernst Weyden.

VII.

Ein Wort über die Spielsucht. 1)

Mögen charakterfeste Männer nach vollbrachtem Tagewerke in einem Spiele ihre Erholung suchen und finden; deßhalb aber darf die epidemisch gewordene Spielsucht unserer Zeit, denn in größern und kleinern Städten glaubt fast keine Gesellschaft, keine Unterhaltung ohne Spiel bestehen zu können, weder Billigung noch Entschuldigung finden. Zu geschweigen die oft gerügten Schattenseiten des Kartenspiels, nach denen sich nur Verlust der Zeit, so wie des Geschmacks an besseren Vergnügungen herausstellt: liegt dem Spiele ein raffinirter Egoismus zum Grunde, oder, um mit Kant zu reden, eine gewisse Convention des Eigennuzes, einander mit der größten Höflichkeit die Taschen zu plündern. Traurige Erscheinung der Zeit, nach welcher man

1) Aus der Zeitschrift: „Unser Planet“ v. 23. Januar 1837.

D. H.

für die lästige, freilich oft nur in den gleichgültigsten Tagesbegebenheiten sich bewegende Conversation Schadloshaltung im Kartenspiel suchen zu müssen meint, ja, Mädchen in noch zartem Alter kaum die Zeit erwarten können, um sich an den Spieltisch zu setzen, und wahrhaft erpicht auf den erhofften Gewinn sind. Nun aber liegt es in der Natur des Menschen begründet, daß er mit dem Gewonnenen anders zu Werke geht, als mit dem durch seine Kraftthätigkeit Erworbenen. Er kann jenes bei weitem nicht so hoch schätzen, als das, was die Frucht seiner Anstrengung ist. Beim Spiel nun, liegt die Möglichkeit zu gewinnen so reizend nahe, daß der Spieler die eben so nahe und schreckliche Gefahr zu verlieren, sich nicht glauben machen will. Walter Scott läßt in der Einleitung zur Chronik von Canongate einen bejahrten Mann also sprechen: „den starken Reiz des Spieles um Gewinn hatte ich leider auch gefühlt; er ist eben so gewaltig, als strafbar. Das Spiel regt und zieht an, und ich kann mir recht wohl denken, wie es in starken und kräftigen Gemüthern zur Leidenschaft wird. Allein das Leben damit zu vertandeln, daß man Streifen bemaalter Pappe an einem grünen Tisch auswechselt, und zwar um die Erbärmlichkeit von wenigen Schillingen, dieses kann nur mit Thorheit oder Altersschwäche entschuldigt werden. Es ist wie mit dem Ritte auf dem Wiegenpferde, wo die größte Anstrengung nicht einen Schritt weiter führt; es ist eine Art geistiger Trittmühle, wo man in einem fortklimmt und nie einen Zoll höher kommen kann.“

Männern und Frauen, die bei längst schon fest gewordenem Charakter mit ihrer Zeit in bestimmten Stunden nichts Besseres anzufangen wissen, abgestumpften Greisen; Frauen ohne Mutterpflichten, alten Jungfern — mag man das Kartenspiel nachsehen; gefährlich aber ist's denen, die die Bildung ihres Charakters noch nicht abgeschlossen haben.

Die großen Männer des 18. und 19. Jahrhunderts, Friedrich II. und Napoleon, hatten wenigstens darin Aehnlichkeit, daß sie nicht spielten. Jener meinte, daß es eine unwürdige Vergeudung der Zeit für jeden Menschen sei, der etwas Besseres zu thun wisse; Letzterem, der an das Spiel mit Menschenleben gewohnt war, mochte das Spiel mit bemalten Pappenscheiben wohl sehr kleinlich dünken!

VIII.

Marschall Clauzel. 1)

Der politische Punkt, welcher mit diesem Manne in Rede kommt, kümmert uns in diesen Blättern nicht, die Niederlage bei Constantine mag von den Franzosen, die Glück und Unglück übertreiben, wie Klein-Moskau behandelt werden, wir lassen uns dadurch bloß veranlassen, eine so mannigfache Lebensskizze anzuschauen, wie sie die Reste aus der Napoleonischen Zeit bieten.

Die Strahlen, welche sich um einen großen Mann zusammenfinden, werden gemeinhin wunderbar zerbrochen, wenn der Mittelpunkt zerstört ist; die Begleiter eines großen Mannes haben gewöhnlich Unglück in ihren spätern Unternehmungen; man traut ihnen mehr zu, als dem nachwachsenden Geschlechte, im Grunde sind sie aber immer schon von diesem überholt, wenn sie noch als Autoritäten glänzen, und doch ist die Welt stets von Neuem überrascht, wenn sie solch eine Erfahrung macht. Sie haben einmal ihre Existenz, ihre Fähigkeit an den Heros gebunden, und gebunden ist ihre Kraft auch in diesem Kreise.

Was ist aus dem Napoleonischen in Krieg und

1) Aus der Mitternachtszeitung v. 23. Januar 1837.
D. 5.

Verwaltung übrig geblieben, dem es gelungen wäre, seit 1815 irgend eine eklatante Rolle zu spielen? Wie unmächtig ist selbst die Opposition geblieben, welche zum Theil mit Bonapartisten Elementen ihr Leben fristet! Wie sanken im polnischen Revolutionskriege die alten kriegerischen Notabilitäten! Ein Oberst der großen Armee, Skrzynski, hielt sich am längsten an der Spitze, und ihm wird das Mißlingen des Krieges am eifrigsten zugeschrieben, die reicheren Talente, die Prondzynski, die Dembinski, waren jüngeren Ursprungs.

Welch schreiendes Unglück haben die Marschälle gehabt: Ney ward erschossen, Junot ward verrückt, Marmont und Bourmont wurden verbannt, Mortier wird von einer Höllemaschine zerschmettert.

Und eben ist ein Enkel des Kaisers, sein körperliches Ebenbild, in der Straßburger Thorheit ertappt, begnadigt verwiesen, und mit diesem begnadigten Compromiß alle Napoleonische Zukunft blamirt und vernichtet — da erleidet einer der letzten Generale von einer Handvoll Araber und den Elementen Afrika's eine Niederlage, welche den größten Spektakel in Frankreich erzeugt.

Wir wollen nichts davon, als einen Abriss solchen Lebens, was uns in kleinen Schritten Gehenden durch seinen stürmischen Wechsel den imponirendsten Eindruck machen kann.

Clauzel ist jetzt 63 Jahre alt. In seinem 19. Jahre wird er während der wilden Revolutionszeit 1792 freiwilliger Soldat — welche Zustände hat er von da bis 1836 durchgemacht, um mit grauen Haaren im Regen und Schnee des Atlas das jetzige Unglück zu erleben!

Der König Ludwig XVI. machte ihn damals zum Sous-Lieutenant unter Lafayette's Heere; als der Convent die Absetzung Ludwigs dekretirt, verläßt Clauzel das Heer.

Später finden wir ihn als Capitain der Jäger

Bei der Pyrenäen-Armee; er ist tapfer, wird General-Adjutant, und man erzählt unter seinen Bravourstücken, daß er Nachts mitten durch die spanischen Posten geritten sei. Dort mit den Spaniern, gegen die er die meiste Zeit seines Lebens gefochten, giebt's in einem Jahre 5 Schlachten und 60 Gefechte. Er wird Chef des Stabes, hilft 94 Figueiras und Rosas erobern, und bringt die nächsten Jahre bis 97 bei der Gesandtschaft Perignon's in Madrid zu.

Dann sicht er gegen England, gegen die Deutschen, gegen Italien. Toubert, der damals so Hoffnungsreiche, schickt ihn zum Könige von Sardinien, um dessen Abdankung zu veranlassen. Eine lange Nacht geht er in den steinernen Sälen mit dem Könige umher — ein Volksaufstand bricht aus, rettend und hülfreich steht er dem Könige bei, erreicht das Ziel seiner Aufgabe, und erwirbt sich demnach den Dank des Königs. Verschiedene Belohnungen weist er zurück, kann sich aber doch der Annahme eines berühmten Bildes nicht entziehen, was er oft mit Interesse angesehen. Es ist die Wassersüchtige von Gerhard Dow, ein Gemälde, worauf die russischen Herrscher, Catharina II. und Paul I., umsonst eine Million Fr. geboten hatten. Clauzel schenkt es dem Louvre, es ist aber unter den Bourbonen niemals sein Name als des Gebers mit eingezeichnet worden, wie dies sonst geschieht, und die spätern Franzosen werden nicht wissen, daß dies Bild einer verlorenen Krone zugegeben worden ist.

Er wird Brigade-General und kämpft in Italien bei Novi und Savona.

Darauf wird er nach St. Domingo beordert, um gegen die Schwarzen zu kämpfen — große Mäßigung, aufmerksame, sorgfältige Verwaltung zeichnen ihn aus; aber das gelbe Fieber, was schon 17 Generale hinweggerafft hat, befällt auch ihn, noch

krank muß er sechten, Intriguen nehmen ihn in Beschlag, auf einer schlechten Goëlette, die kaum See hält, wird er dem Weltmeer und seinem Schicksale überlassen. Der Schiffbruch bleibt nicht aus, dem Hunger und Durste, der Verzweiflung ist Alles hingegen, man hat noch einen einzigen Schuß in einer Büchse, um einen Vogel zu schießen, man vertraut ihn Clauzel, als dem kältesten und sichersten Schützen. Man harret auf einen Flug Wasservogel — endlich kommt er, Clauzel zielt und zielt, er will den stärksten treffen, der stärkste ist der letzte, der Flug ist fast vorüber, man schreit auf — da schießt Clauzel, und trifft. Der Magen des Vogels ist mit Fischen angefüllt, die nächste Nahrung ist gewonnen; es findet sich ein Schiff, man kommt nach Frankreich.

Zunächst in Holland, dann in Dalmatien findet Clauzel neben Marmont seine Wirksamkeit im Kriegen und Verwalten. Der Kaiser, wohlzufrieden, schickt ihn mit Junot und Massena in den schwierigen Krieg nach Spanien und Portugal. Bei Salamanka ist er Oberbefehlshaber, und obwohl schwer verwundet, sichert er den Rückzug über das Flußchen Tormes. Man erzählt zum Beweise seiner militairischen Geschicklichkeit, daß er auf einem Rückzuge von zwanzig Wegstunden vierzehn Tage zugebracht.

Als Napoleon mit dem 29. Bulletin von Moskau zurückkam, gab er Clauzel das Obercommando über die Armee von Nord-Spanien — in dieser Stellung bekam er denn auch 1814 von Wellington, gegen den er so viel gekämpft hatte, die Abdanfung des Kaisers notificirt, Clauzel will aber keine Notiz davon nehmen, bis er sie vom Kaiser selbst habe.

In den hundert Tagen erklärt er sich wiederum für Napoleon und erhält auch wieder das Pyrenäen-Departement und die südlichen Bezirke zum Commando; er ist so mild gegen die Royalisten, daß

Fouché ihn beim Kaiser verklagt, ohne daß indessen dieser Rücksicht auf die Klage nimmt. Nach Waterloo flüchtet Clauzel auf ein amerikanisches Schiff, und der Capitain desselben nimmt ihn ohne Bezahlung mit. König Christoph von Hayti und Präsident Pétion von da hatten in dankbarer Erinnerung an Clauzel's Wirksamkeit auf Domingo, der eine 100,000 Fr., der andere 100 Centner Kaffee Belohnung für den Schiffer ausgesetzt, der Clauzel retten würde.

Er kauft sich in Amerika an, und betreibt zwei Jahre lang eine Pflanzung, von 1817—19. Dann kehrt er nach Frankreich zurück, eine Ordonnanz schlägt den Prozeß gegen ihn nieder, und er lebt nach so viel Stürmen acht Jahre lang mit den Seinen ein ruhiges Familienleben auf dem Landgute Securieur.

1827 wird er zum Deputirten gewählt, und tritt zur Opposition. Nach der Juli-Revolution wird er Commandant von Algier, und unternimmt den Zug nach dem Atlas. Wiederum in einem andern Welttheile führt er die alten Fahnen, und läßt sie auf den afrikanischen Bergen unter Geschüßsalven und dem Rufe schwenken: „Vive la France!“

1835 wird er Marschall, und unternimmt bald darauf den Zug nach Maskara. Gegen Ausgang 1836 veranstaltet er die Expedition nach Constantineh, die in der schlimmen Jahreszeit verunglückt, ein Moskau in Duodez.

Auf so üble Weise wird wohl dies bewegte Franzosenleben schließen; denn die Regierung wird dem nicht geliebten Oppositions-Manne schwerlich Gelegenheit geben, die Scharte auszuweken; und andre Gelegenheit wird sich schwerlich finden, der Marschall müßte dann sein gekanntestes Terrain, Spanien, aufsuchen, um nicht mit einer Niederlage in's Grab zu gehn.

Das Wahrscheinliche ist, daß er ebenfalls, wie so viel übrige, die aus der Schlachtenzeit herüberlebten, zum Tode hinkt. Er ist nie besonders siegreichen Glück gewesen, wie dies überhaupt selten da war, wo der Kaiser nicht selbst erschien, und der letzte Schlag wird eine kriegerische Potenz, die Ludwig Philipp unbequem ist, vertrauensärmer machen.

Was auch gewonnen und verloren wird, Ludwig Philipp hat den Vortheil davon — das könnte längst ein Sprichwort sein. H. E.

IX.

Bringt das Mondlicht Kälte?

Schon im Jahrgang 1834 unserer Zeitschrift (IV. B. S. 253 f.) haben wir Umständliches über den Einfluß des Mondes auf die Witterung, auf Pflanzen, Thiere und Krankheiten der Menschen mitgetheilt, wodurch gezeigt wurde, daß dieser häufig und vielartig angenommene Einfluß keine physikalische Begründung hat und im Vorurtheil beruht. Arago 1)

- 1) Vergl. die eben erschienenen Unterhaltungen aus dem Gebiete der Naturkunde von Dr. Fr. Arago. Aus dem Franz. übersetzt von G. von Kemy. 1. Th. Stuttg. 1837. Eine Schrift, welche wir bei dieser Gelegenheit besonders unsern Lesern empfehlen möchten, weil sie auf eine allgemein faßliche Weise höchst interessante, besonders in neuerer Zeit vielfach berührte Gegenstände in der belehrendsten und erschöpfendsten Weise zur Sprache bringt. Wir nennen sie: 1) über Dampfmaschinen; 2) über die gebohrten oder sogenannten artesischen Brunnen (schon früher in den rh. Prov. Bl. fast vollständig im Auszuge mitgetheilt); 3) über den Wärmebestand unserer Erdoberfläche; 4) über den frostbringenden Mond; 5) über den Thau; 6) Temperatur der verschiedenen Thiergattungen; 7) über die ägyptischen Hieroglyphen.

D. S.

hat neuerlich die specielle Frage erörtert: ob das Mondlicht Kälte bringe? Die Antwort ist interessant, weil sie eine sehr allgemein angenommene Sache beleuchtet, wozu gewiß jeder gerne den Schlüssel in der Hand haben möchte, da die Schuldblosigkeit des Monds in diesem Falle weniger offen liegt und derselbe zur Anerkennung von jener nothwendig eines Vertheidigers bedarf. Hier folgt das Nähere darüber nach jenem französischen vortrefflichen Physiker.

Nach der Behauptung der Gärtner übt das Mondlicht in den Monaten April und Mai einen nachtheiligen Einfluß auf die jungen Triebe der Pflanzen aus. Nach ihren Beobachtungen werden des Nachts bei heiterm Himmel die Blätter und Knospen vom Mondlicht brandig, d. h. sie erfrieren, obwohl sich das Thermometer einige Grade über dem Nullpunkte erhält. Sie führen an, daß, sobald ein bedeckter Himmel die Strahlen des Monds auffange und verhindere, daß sie nicht bis zu den Pflanzen gelangen, dieser schädliche Einfluß nicht statt finde, wenn gleich die Temperatur-Verhältnisse im Uebrigen völlig dieselben seyen.

Diese Phänomene scheinen anzudeuten, daß das Licht unseres Satelliten eine Kälte erregende Kraft besitze. Wenn man jedoch die kräftigsten Linsen, die größten Brennspiegel gegen den Mond richtet und in deren Brennpunkt sehr empfindliche Thermometer aufstellt, so wird sich nicht die geringste Wirkung äußern, welche eine so sonderbare Annahme rechtfertigen könnte. Die Physiker haben daher auch die Kälte erzeugende Eigenschaft des Monds so wie den angeblichen Einfluß der Mondphasen auf den Wechsel der Witterung für Volks-Vorurtheile erklärt, während der Landmann das Vertrauen auf die Richtigkeit seiner Wahrnehmung nicht aufgibt. Eine schöne, von Hrn. Wells vor einigen Jahren gemachte Beobachtung ist aber im Stande, diese

scheinbar so widersprechenden Meinungen zu vereinigen.

Vor Hrn. Wells ist Niemand darauf gefallen, daß die auf der Oberfläche der Erde befindlichen Gegenstände des Nachts manchmal eine von der sie umgebenden Atmosphäre verschiedene Temperatur annehmen. Diese Thatsache ist jetzt über allen Zweifel erhoben. Wenn man kleine Quantitäten von Wolle, Eiderdunen u. der freien Luft aussetzt, so findet man häufig, daß deren Temperatur um 6, 7, selbst 8 Grad Celsius geringer ist, als die der sie umgebenden Luft beträgt. Mit den Pflanzen hat es dieselbe Bewandniß. Man darf daher von der Temperatur, welche das Thermometer in der freien Luft zeigt, allein keinen Schluß auf den Kälte-Grad ziehen, welche eine Pflanze in der Nacht erleidet. Die Pflanze kann einen heftigen Frost ausgestanden haben, wenn gleich die Temperatur der Luft sich beständig einige Grade über dem Nullpunkt erhalten hat.

Diese Unterschiede der Temperatur der festen Körper in der Atmosphäre erreichen aber 6, 7 bis 8° Cels. nur bei vollkommen heiterm Wetter. Wenn der Himmel bedeckt ist, so verschwindet dieser Unterschied entweder ganz oder wird doch unmerklich. ²⁾

Es ist also wohl kaum nöthig auf den auffallenden Zusammenhang noch aufmerksam zu machen, welcher zwischen diesen Erscheinungen und den An-

- 2) Die Erscheinung geben wir hier nur als ein Factum. Sie beruht auf der geringen wärmestrahlenenden Kraft eines heitern Himmels und auf den dadurch entstehenden verschiedenen Temperaturen bei Körpern von ungleichem Wärmeleitungs-Vermögen. Wer die Sache theoretisch verfolgen will, müssen wir auf Arago's ausführliche Abhandlung über den Thau verweisen, dessen Entstehung dieselbe Ursache hat. D. P.

sichten der Landleute über den Frost bringenden Mond besteht.

In den Nächten der Monate April und Mai beträgt die Temperatur der Atmosphäre häufig nicht über 4, 5 bis 6° Cels. Tritt dieser Fall ein, so werden die Pflanzen, wenn sie dem Mondlichte, d. h. einem heitern Himmel ausgesetzt sind, leicht erfrieren können, ungeachtet das Thermometer keinen Frost angibt. Findet im Gegentheile kein Mondschein statt, ist der Himmel bedeckt, so wird die Temperatur der Pflanzen nicht unter jene der Atmosphäre herabsinken, es wird kein Gefrieren derselben statt finden, ausser wenn das Thermometer Null angibt. Es ist also völlig wahr, wie die Gärtner behaupten, daß unter völlig gleichen thermometrischen Verhältnissen der Luft eine Pflanze erfrieren oder unbeschädigt bleiben könne, je nach dem der Mond sichtbar wird oder durch die Wolken verdeckt ist. Worin sie irrig sind, ist die Folgerung, daß sie diese Wirkung dem Einflusse der Lichtstrahlen des Mondes zuschreiben. Dieses Licht ist nur das Anzeichen einer heitern Atmosphäre; es ist in Folge der Unbewölcktheit des Himmels, daß die Pflanzen vom Froste leiden; der Mond wirkt hierbei gar nicht mit und die Erscheinung wird dieselbe seyn, wenn er untergegangen ist oder über dem Horizonte steht. Die Beobachtung der Gärtner war unvollständig, aber sie ist an sich nicht falsch.

X.

Literatur, Landkarten, Lithographien.

- 1) Ueber die Entwicklung und den gegenwärtigen Zustand des höhern Schulwesens in Preussen. Ein Beitrag zur Würdigung der Schrift des Hrn. Dr. Forinzer „zum Schutze der Gesundheit in den Schulen“ von

P. J. Seul, Oberlehrer am Gymnasium zu Coblenz.
 Coblenz bei J. Hölcher. 1836. IV. u. 125 Seit. gr. 8.

Diese Schrift betrifft einen Gegenstand, der in der letzten Zeit zahlreiche Federn in Bewegung gesetzt hat, auch bereits mehrfach in dieser Zeitschrift besprochen worden ist. Er ist es seiner großen Bedeutung wegen werth, und selbst noch scheinen die Akten darüber nicht geschlossen zu seyn. Die vorliegende Schrift sehen wir als einen nicht unbedeutenden Beitrag zu jenem Gaszikel an. Die meisten Stimmgeber in der Sache standen bis jetzt als Partheimänner des einen oder des andern Extremis der Ansicht da. Die Männer der klassischen Schulgelehrsamkeit insbesondere suchten im Kampfe — wir meinen ohne alle Noth — viel zu sehr ihren eigenen Herd zu vertheidigen, der weniger bedroht war, wie sie glaubten. Unser Verfasser ist dagegen ein Mann des Mittelwegs, und vieles, was er in klarer, wohlgeordneter, in der Lektüre freundlich ansprechender Darstellung schildert und vorschlägt, spricht unmittelbar an. Wir wünschen der Schrift recht viele Leser, die sie verdient, da sie den Vorhang zur Einsicht in die Sache recht vollständig aufrollt, und jedem einen klaren Blick in dieselbe gestattet. Die Urtheile der bloß grammatisch eingefleischten Schulfische sind es nicht, welche den im praktischen Leben stehenden Bürger belehren können: Seul's Urtheil aber kann es, kann ihm sagen, wie es mit der Erziehung seiner Kinder gehalten werden kann, und daß es nur Weniges bedarf, um die Wirklichkeit, wie sie bei der Gymnasial-Organisation in unserm Staate vorliegt, zur Stufe des vollkommenen Ideals zu steigern. Persönliche Tüchtigkeit der Lehrer, Entfernung von der bei Philologen so leicht hervortretenden Einseitigkeit wird mehr zur Erreichung des Zieles führen, als strenger Schematismus und Formalismus in den Anordnungen von oben. Letzter wird leicht zum starren Skellette, dem das Leben also auch die Einwirkung auf das Leben mangelt. Wie Preußen auf die richtige Ausbildung des Lehrer-Personals besonders in den beiden letzten Decennien hingewirkt hat, verdient die größte Anerkennung, und dadurch ist und wird fortwährend auf die beste Weise das Wesentlichste der Aufgabe recht eigentlich praktisch gelöst. Schulmänner, die Kopf und Herz auf der rechten

Stelle haben, werden das rechte überall treffen, wo die Form nicht beengt und freie Entwicklung des selbst Ueberdachten gestattet ist. A — Z.

- 2) Leben und Schicksale zweier Strafgefangenen. Nach der gekrönten Preisschrift: „Anton und Moriz“ von E. P. de Zussieu, frei übersetzt von J. B. Nitschhauer, Hofrath, Direktor der Provinzial-Arbeits-Anstalt zu Brauweiler u. s. w. Mit einer Abbildung. Hamburg bei F. Perthes. 1836. XXII. u. 160 Seiten gr. 8.

Ein Erzählungs- und zugleich Erbauungsbuch vorzüglich als Lektüre für Strafgefangene geeignet, welches nach Stoff, Haltung und Bearbeitung für seinen Zweck ganz besonders empfohlen zu werden verdient. Ein gebesselter Strafgefangener, als wackerer Bürger und wohlhabender Handwerksmann lebend, erzählt seiner Familie und seinen Freunden die Schicksale seiner Jugend und die einigen seiner frühern Kameraden in einer einfachen, klaren, warnungs- und erbauungsreichen Weise. Contraste werden darin dargestellt zwischen gebesserten jugendlichen Verbrechern und solchen, die in ihrem schlechten Lebenswandel verblieben und der Justiz endlich zum Opfer gefallen sind. Die Erzählungen sprechen unmittelbar das Gemüth an, sind auf das praktische Leben berechnet und athmen einen sehr guten religiösen Sinn. Die Verdeutschung ist fließend und läßt kaum ein französisches Original vermuthen. — Wir sind der Meinung, daß ein solches Buch großen Nutzen stiften könne, und wundern uns nur, daß nicht schon längst einer der zahlreichen Vereine zur Besserung der Gefangenen in Deutschland auf den Gedanken gekommen ist, ein solches Buch von ganz deutschem Schrot und Korn ausarbeiten zu lassen. Das in Frankreich gegebene Beispiel wird bei uns nicht ohne Nachahmung bleiben, wie wir sehr wünschen, obgleich die Lücke vorläufig durch die gegenwärtige Uebersetzung aus dem Französischen ganz angemessen ausgefüllt erscheint. Eine 23jährige Praxis im Gebiete des Gefängnißwesens hatte den Herrn Uebersetzer von der großen Nützlichkeit, welche das de Zussieu'sche Buch stiften könne, überzeugt, und diese sehr richtige Meinung bewog ihn zu jener Arbeit, was von ihm in dem „Zuruf an meine durch ihre Schuld

in Haft gerathene Mitmenschen, die sich zum Guten zu bekehren sollen“, womit das Buch beginnt, angemessen entspricht ist. In der That ist eine dauernde Besserung der Strafgefangenen nur dann zu bewirken, wenn man sie für das Gute empfänglich macht und ihr Gemüth durch moralische und religiöse Einwirkungen zu einer ernsthaften Sinnesänderung stimmt. Zwang und Arbeit sind nur sekundäre Mittel zu Erreichung dieses Zweckes und vermögen für sich allein keinen bleibenden Einfluß auf die Gesinnungen und den Charakter der Sträflinge zu äußern. Alle müßigen Stunden müssen auf eine für die Gefangenen heilsame Weise verwendet werden. Man benutze vorzüglich die langen Feiertags-Abende, um denselben aus Erbauungsbüchern — bei welchen wieder die erzählende Form die ansprechendste seyn möchte — vorlesen und das Gelesene näher erläutern zu lassen. Der so ausgestreute Samen wird bei der Mehrzahl Wurzel schlagen und mehr oder minder vollkommene gute Früchte hervorbringen. Ueberhaupt müssen die Bestrebungen der Gefangenenhaus-Verwaltungen besonders mit auf die Besserung der Gefangenen gerichtet werden, sollen sie das seyn, was eine humane Regierung und das Wohl der Menschheit von ihnen zu fordern berechtigt ist. Das vorliegende Buch ist den K. Regierungen zur Anschaffung in einigen Exemplaren für die größern Gefangen-Anstalten von des Herrn Ministers des Innern und der Polizei, Freiherrn von Rochow Excellenz bereits empfohlen worden. Möchten andere Staaten diesem Beispiele folgen! R.

3) Das System der Pilze. Durch Beschreibungen und Abbildungen erläutert von Dr. Th. F. E. Rees von Esenbeck und A. Henry. Erste Abtheilung. Mit einer schwarzen und 11 colorirten Tafeln. Bonn b. Henry u. Cohen. VI. und 74 Seiten gr. 8.

Die vorhandenen Werke über die Pilze mit Abbildungen enthalten entweder nur einzelne Gruppen derselben oder sind für den größern Theil derer, die sich angehend mit mycologischen Studien beschäftigen wollen, zu kostbar. Dieß bestimmte die Herren Verfasser das Werkchen zu bearbeiten, dessen erste Abtheilung uns vorliegt und welches mit einer zweiten geschlossen seyn wird. Sein wohlreicher

ter Zweck ist durch Beschreibungen, Abbildungen der Gattungen, das Auffuchen und Bestimmen eines unbebauten Pilzes im System zu erleichtern. Für diese Absicht bedurfte es keiner Aufstellung der Arten, zu deren Studium die schriftlichen Hülfsmittel gut und zahlreich genug in der Literatur vorhanden sind. Die Beschreibungen der Gattungen sind in gründlicher Wissenschaft aufgefaßt und wie folgt gegeben und die Abbildungen sowohl nach der Wahl der Repräsentanten, als nach der naturgetreuen und zierlichen Behandlung recht verdienstlich und ansprechend. So dürfen wir denn die Arbeit eben so sehr eine gelungene, als recht nützliche nennen, zumal da nirgend getreue Abbildungen im Gebiete der Naturgeschichte so nöthig seyn möchten, wie für das Reich der Pilze, womit viele Botaniker bisher sich gerade deshalb so wenig abgegeben haben, weil die Hülfsmittel nicht allgemein zugänglich waren. Zur Popularisirung dieses Studiums wird gewiß das Werkchen recht sehr beitragen. Wir möchten dasselbe aus voller Ueberzeugung angelegentlich empfehlen. R.

- 4) Erwiederung auf die in der liter. Zeitung (Berl. 1836. Nr. 46) befindliche Recension meiner Schrift: „Beitrag zur Geschichte der Philosophie. Mit Bezug auf die Geschichte unsrer Zeit“. Bonn, bei König und van Borcharen. 1836.

Dem R—g. unterzeichneten Rec. muß ich bemerken, daß Derselbe den Hauptzweck dieser Schrift entweder absichtlich ignorirt, oder irrtümlich verfehlt und falsch angegeben hat. Er sagt: mein „Hauptzweck gehe dahin, zu zeigen, daß die philos. Speculation seit Kant in Deutschland eine durchaus verkehrte Richtung genommen, indem sie, statt sich bei der von dem Königsberger Wissen erwiesenen Unbegreiflichkeit alles jenseits der unmittelbaren Sinnlichkeit Liegenden zu beruhigen, sich durch solches negative Ergebnis nicht abschrecken ließ, wie ewigen Aufgaben der denkenden Vernunft von Neuem vorzunehmen und auf immer andere und andere Bahnen dem hohen Ziele nachzustreben.“ Ich erwiedere: der Hauptzweck meiner Schrift geht dahin, zu zeigen, daß die Kantische Kritik ihrem Endergebnis nach bisher theils gänzlich verkannt, theils nicht angelegentlich genug beher-

niget worden, und daß eben aus dieser Verkennung für Europa einst Gefahr entstehen und jener Unphilosophie neuerdings der Weg gebahnt werden könnte, deren Einfluß auf Kirche und Staat die Geschichte unsrer Zeit so schrecklich erlebt hat.

Zur nähern Enthüllung dieses wissent- oder unwissentlichen Mißverständnisses diene Folgendes. 1) Die Kantische Kritik hat nicht (wie Rec. irrig selbst voraussetzt und auch mich voraussetzen läßt) die Unbegreiflichkeit des jenseits der Sinnlichkeit Liegenden erwiesen, sondern den Grund dieser Unbegreiflichkeit. Denn „diese selbst (wie im I. Abschn. m. Schrift, S. 21 ausdrücklich bemerkt ist) bedarf keines Beweises, weil sie Thatsache ist und so lange sie als solche nicht durch die Thatsache des Gegenbeweises widerlegt wird.“ Den Beweis einer offenkundigen Thatsache zu unternehmen, würde nicht bloß unphilosophisch gewesen sein, sondern durchaus unnütz und gegen alle innere und äußere Erfahrung. Aber den Grund dieser Unbegreiflichkeit nachzuweisen, d. h. tief zu ergründen, Woher und Warum das Uebersinnliche nicht mit menschlichem Verstande im wahren Sinne des Wortes begriffen werden kann: dieses ist (vergl. S. 47—48 m. Schrift) das Hauptergebniß und die Aufgabe, welche die Kantische Kritik sich zum Ziele genommen und auf eine unwiderlegbare Weise gelöst hat. 2) Die Kant. Kritik hat nicht (wie der Rec. fälschlich als meine Meinung aufstellt) „das „Unvermögen der Vernunft, Uebersinnliches zu begreifen, „daraus nachgewiesen, damit wir uns bei dem Sinnlichen „beruhigen und uns in Beziehung auf höhere, geistige „Bedürfnisse an dem Glauben halten, der allein hier ein „sicherer Leiter sei.“ Im Gegentheil, weil sich aus der Kant. Kritik unwiderlegbar ergibt, daß das Uebersinnliche, wenn es gleich den Einzeldingen der Natur in R. und Z. aufgefaßt und begriffen werden könnte, nicht übersinnlich sein würde: so wird eben durch dieses negative Ergebnis die innere Wesenheit (das Sein) des Uebersinnlichen bestätigt und die Ehrfurcht davor gegen die Trugschlüsse derer gesichert, welche sich bei dem Sinnlichen gern beruhigen und stolz auf ihre Fortschritte in den sogen. Sciences exactes geringschätzig auf die Aufgaben der denkenden Vernunft, d. h. auf die Gebiete psychologischer, Religion und Ethik wissenschaftlich erleuchtender

Forschung herabzublenden. 3) Die Kant. Ethik behauptet keinesweges, daß in Beziehung auf die höhern geistigen Bedürfnisse allein der Glaube ein sicherer Leiter sei; sondern im Gegentheil, sie erkennt das ewige Sittengesetz und die auf die allgemein gültige Wahrheit desselben gegründete geistige Freiheit und innere Würde der Menschennatur als höchstes Princip und behauptet, daß einzig und allein durch dieses Gesetz sich von Innen, d. h. unmittelbar in dem Selbstbewußtsein (Gewissen) des Geistes, die Offenbarung Gottes bewährt, sowie von Außen durch die Wunderfülle der Natur und durch die Geschichte der Gründung des Christenthums.

Zur „Steuer der Wahrheit“, das Hauptzweck und Meinung m. Schrift sich vornehmlich auf diese drei Momente stützt und darin gleichsam athmet und lebt, ersuche ich den Rec. das S. 21—23, 29, 47—48, 51—52, 97—108, 120—125, 183—189, 190—194 daselbst Vorgetragene einer aufmerksamern Prüfung zu unterwerfen. Ich habe mich bestrebt, diese drei Hauptpunkte so klar und deutlich auszubringen, daß nicht wohl Mißverständnisse darüber sich einschleichen können; es sei denn, daß irgend Jemand bösslicher Weise beabsichtige, die Schrift von vorne herein zu meuchelmorden, welche Lücke ich von Seite des Rec. nicht voraussetzen darf und auch nicht will, weil ich ihn nicht persönlich kenne und weil bekannt ist, daß die Eigenheiten und die Ansichten der Gelehrten, welche sich „nicht zu Anhängern des einfachen Verstandes gezählt wissen wollen“, mannigfach verschieden sind und unergründlich sonderbar.

Es ist richtig, für die Aufhellung der Geschichte älterer philos. Systeme ist in m. Schrift wenig zu finden; manches Erhebliche jedoch für die Aufhellung der geheimen Geschichte neuerer Philosopheme; auch fehlt es nicht an „Nachweisen des innern Zusammenhanges der Wissenschaft mit dem Leben.“ Gerade diese Nachweisen, weil sie aus dem Herzen geflossen, sind meinem Bewußtsein nach am wenigsten zu verkennen. Und sicherlich wird auch der unparteiisch Lesende, sowie keine Spur von jenem vorgespiegten Hauptzweck, so auch keine von „Verunglimpfung des Unerreichbaren“ in m. Schrift wahrnehmen, sondern vielmehr aufrichtiges Streben nach höherer Erkenntniß. Meines Wissens habe ich nirgend „mit Spitznamen gegen

dieses Bestreben um mich geworfen"; auch nirgendwo „vorgeschlagen, daß man der Speculation Einhalt thun „sollte, damit sie nicht ihre Schranken übersteige und den „Uneingeweihten Kergerniß gebe." Im Gegentheil, ich habe (S. 190) ausdrücklich erklärt, daß jeder denkende Kopf aus dem frischen Born seines geistigen Lebens schöpft und unmöglich innerhalb eines abgeschlossenen Kreises sich frei bewegen und mit Wiederholungen längst dagewesener und oft vernommener Sätze sich begnügen kann; und S. 182, daß, wenn Kant jetzt noch lebte, er manche Stelle seiner Schriften umändern, manchen schwerfälligen scholastischen Ausdruck verbessern, Vieles aus den Forschungen der Zeitgenossen mit Dank aufnehmen und ohne Hinterhalt bekennen würde, daß sein Weg nicht der einzige, anschließend rechte, und daß die Behauptung, von nun an sei die Wissenschaft der Philosophie vollendet allemal eine weltgeschichtswidrige Verirrung bleibt.

Ebenso wenig ist die Mäßigung m. Polemik zu verkennen. Sie beschränkt sich bloß hier auf Zurechtweisung einiger Zeloten, welche die Kantische Lehre, ohne sie zu verstehen, und aus leicht zu errathenden Gründen in Mißruf zu bringen trachteten; sodann auch Bloßstellung des Dünkels, der selbstgefällig sich eine solche Tiefe und Schärfe des Verstandes zutraut, daß er das Innere der Natur zu durchblicken und das Absolute zu begreifen wähnt, obgleich er sich unvermeidlicher Weise in solchem überhohen Fluge in Vorstellungs- und Ausdrucksarten verirrt, die kein bündig denkender Verstand sich verständlich machen kann. Was (S. 75—76 u. S. 109—112 m. Schrift) über die Unverständlichkeit des neuern philos. Vortrages und über die Möglichkeit bedenklicher Folgen desselben, besonders in Bezug auf die Stimmung unsrer westlichen Nachbarn erinnert worden, ist wahrlich nicht übertrieben, sondern nur gar zu zeitgemäß.

Nicht Kant und noch weniger meine Wenigkeit hat jemals „den sinnlosen Wahn bekämpfen zu müssen geglaubt, als ob die wahre, von Allen anzuerkennende Religiosität eine Feindinn in der Philosophie finde." Jeder redlich Gesinnte weiß, daß die höchste Höhe der Wissenschaft und ihr Zusammenhang mit dem Leben wesentlich Frömmigkeit des Geistes ist und als solche sich äußert in Wort und That. Diese Wissenschaft, diese allein „geht

ihren ersten Gang für sich und kennt kein Darum? Sie allein darf dieses und darf auch „unbekümmert sein, ob sie nebenher auch wohl noch nützlich sei.“ Wer von Versöhnung zwischen Religion und Vernunft spricht (lautet es S. 56 m. Schrift) kennt weder die eine, noch die andere. Er würdigt die erstere zu einem Hülfsmittel äußerlicher Ehrbarkeit herab, statt sie als den Anfang und den Ursprungsgrund innerer sittlicher Güte zu erkennen. Aber leere In-Ging-Bildung, phantastisch-dialektische Begriffsvergeistigung ist weder Wissenschaft, noch Vernunft und Religion. Vergl. G. A. Gabler de verae philos. erga relig. christ. pietate. Berol. 1836. pag. 6.

Doch genug. Ich würde, wenn diese Recension bloß eine schmale, nichtsagende wäre, sie unbeantwortet gelassen haben. Allein der Beifall, welchen m. Schrift bei Kennern in naher Umgebung gefunden, hatte meine Hoffnung ermunthigt und daher fühlte ich mich getäuscht. Statt in jenem sich doch sonst würdig auszeichnenden Literaturblatte mit einer gründlich belehrenden Beurtheilung beehrt, mit einer so treulos entstellenden und sich selbst widersprechenden heimgefußt zu werden. Wie könnte Jemand der Wahrheitsliebe eines Rec. trauen, der am Schlusse die Versicherung beifügt, daß er meine gute Gesinnung und anderweitige Tüchtigkeit anerkenne, da er doch nicht nur die gute Seite m. Schrift gänzlich unerwähnt läßt, sondern auch ungerechter Weise Dummheiten und Verkehrtheiten ihr aufbürdet, ja sogar böswillige Zwecke und Vorurtheile ihr unterschiebt?

Bonn, 27. December 1836.

Prof. Dr. J. Schramm, Kön. Bibliothekar.

XI.

Miszellen aus der Provinz.

Handlungs-Institut des Herrn Wetschi in Köln.

Bei den stets gesteigerten Anforderungen an eine wissenschaftliche Ausbildung zukünftiger Geschäftsmänner, und der unverkennbaren, nur lobenswerthen Richtung unserer Zeit, den höheren Gewerb- und namentlich den Handelsstand in geistiger und sittlicher Entwicklung hinter den Anforderungen des öffentlichen Lebens nicht zurück zu las-

sen, kann die Begründung und das Aufblühen von Lehranstalten, welche diesem Bedürfnisse wahrhaft und in würdiger Weise entgegen kommen, für jeden Freund der Erziehung und Menschenbildung nur eine erfreuliche Erscheinung sein.

Als eine solche Anstalt nennen wir das Handlungs-Institut des Herrn Wetschi in Köln, eines Mannes, der mit der gründlichsten Sachkenntniß und gereifter Erfahrung, einen unermüdblichen Eifer für den wichtigen Beruf, und die schönste Eigenschaft des Erziehers, durch theilnehmendes Wohlwollen auf Geist und Herz seiner Zöglinge zu wirken, in einem seltenen Grade verbindet; wie dieses keinem Freunde der Jugendbildung, der das Wesen dieser Anstalt näher kennen zu lernen Gelegenheit hatte, unbemerkt geblieben sein wird.

Die Lehrgegenstände, welche durchgehends von rühmlichst anerkannten Lehrern vorgetragen werden, umfassen alles, zur theoretischen Vorbildung eines Handelsbessenen Erforderliche; wobei die Bedingungen für die Pensionäre, mit Rücksicht auf das geräumige Local und die elegante Ausstattung desselben, nur sehr billig gestellt sind.

Die Gesamtzahl der Zöglinge, zu deren Aufnahme überhaupt nur die gewöhnlichen Vorkenntnisse aus einer guten Elementarschule erforderlich sind, ist auf 24, nämlich: auf 10 Pensionäre und 14 Stadtschüler festgesetzt, welche Einrichtung den Vorsteher der Anstalt befähigt, der geistigen, sittlichen und körperlichen Ausbildung der Zöglinge eine unausgesetzte, persönliche Aufsichtigung zu widmen; wobei vorzüglich zu erwähnen ist, daß Schüler, welche das besonders bildungsfähige, und für die Eindrücke einer väterlichen Erziehung vorzugsweise empfängliche Jugendalter — das sechzehnte Lebensjahr — überschritten haben, zur Aufnahme nicht mehr zugelassen werden: eine, für wohlmeinende Eltern, welche ernste, scheuvolle Sittlichkeit, Tugend und Unschuld den Ihrigen als ein unerseßliches Kleinod bewahren möchten, gewiß höchst beherzigenswerthe Sorgfalt!

Wir können deshalb diese Anstalt, welche zugleich mit der Schulerziehung die Freundlichkeit des Familienlebens, und mit dem Ernste und der Strenge des Lehrers — denn nur auf diesen Bedingungen ruht Erfolg und Würde der Erziehung — die Herzlichkeit des elterlichen Verhält-

isses im schönsten Einklange verbindet: und, wie in Bezug auf Unterricht, so auf Verpflegung, Wohnung und Sorgfalt für die Zöglinge alles Wünschenswerthe leistet und anbietet, aus eigener, voller Ueberzeugung und nach genauer Kenntniß derselben, dem einheimischen sowohl, als ausmärtigen Publicum bestens empfehlen.

Röln, im Februar 1837. Joseph Hauptolder.

Gelegenheit zu einem Secular- und einem Semi-Secular-Feste
in Bonn im Jahr 1837.

Vor beiläufig einem Jahrhundert befand sich das Rathhaus der Stadt Bonn, welches sehr geräumig war, selbst den Kurfürsten mitunter zum Absteigequartier diente, in Folge der Belagerungen der Stadt und seines Alters, in einem solchen Zustande, daß man sich zur Erbauung eines neuen, des jetzigen, entschloß. Dieses ward an der Stelle des alten errichtet, und der Kurfürst Clemens August legte dazu am 24. April 1737 unter großer Feierlichkeit den ersten Stein. Baulich ganz vollendet ward das Rathhaus aber erst im Jahr 1782.

Das schöne Institut der Lese- und Erholungs-Gesellschaft in Bonn, welches sich gegenwärtig in neuerbauten, geräumigen und zierlichen Lokalien eines festbegründeten, blühenden Zustandes erfreut, wurde am 2. December 1787, also am 2. Dec. 1837 vor 50 Jahren, unter dem Schutze und der unmittelbaren Theilnahme des damaligen Landesherrn Kurfürsten Maximilian Franz als Lese-Gesellschaft errichtet und überstand die zahlreichen Stürme und Bedrängnisse der an hemmenden Einflüssen und Begebenheiten ungewöhnlich reichhaltigen Zeitperiode muthvoll und kräftig, so daß jetzt dafür, in seinem erweiterten, schon im Namen angedeuteten Umfange, wodurch viele Bedürfnisse der Lektüre und der Geselligkeit der Universitäts-Stadt angemessen befriedigt worden, der längste Fortbestand augurirt werden darf.

Es ist wohl zu erwarten, daß diese Semi-Secular-Grinnerung angemessen festlich begangen werde; vielleicht gibt auch jene Secular-Grinnerung der Rathhaus-Grundsteinlegung eine ähnliche Veranlassung.

Ueber den Farbenwechsel der Federn beim Geflügel.

Im Decemberheft v. J. dieser Blätter, Seite 314 und 315 giebt Herr Boger Nachricht über die Veränderung der Federfarben bei einem Hahn und einigen Hühnern, und ersucht um Nachricht darüber, ob dergleichen Farbenwechsel bereits anderweitig wahrgenommen worden. Dieser Aufforderung so viel möglich zu genügen, theile ich meine eigne Erfahrung darüber hier mit.

Im Jahre 1830 traf ich auf einer Wanderung zufällig eine Bruthenne mit ziemlich angewachsenen Küchlein, sämmtlich sogenannte Tollen- oder Hauben-Hühner; (sonst in der Provinzial-Sprache auch wohl Nonnen genannt). Alle waren schön glänzend schwarz, mit einer weißen Tolle, die fast die doppelte Größe des Kopfes hatte. Ich vermogte den Eigenthümer, mir einen jungen Hahn davon zu überlassen, den ich 2 Jahre hatte, ohne die mindeste Veränderung an dem schönen Gefieder wahrzunehmen.

Im September 1832 begann er sich zu mausern, und ich war nicht wenig verwundert, an die Stelle der ausgefallenen schwarzen Federn, braune hervorkommen zu sehen, und zwar nicht etwa die bei Hühnern häufig vorkommende schöne, sondern eine häßliche salb-braune Farbe. Das in Folge dieser Veränderung über ihn verhängte Todes-Urtheil wurde einstweilen suspendirt; unterdessen hatten die Federn sich mehr und mehr gebleicht, und beim Beginne des Winters war der Hahn schön gelb geworden, wodurch er beim Leben erhalten wurde. Endlich im Sommer 1833 — ohngefähr im July — verlor er die gelben Federn, an deren Stelle schmutzig weiße traten. Es war die letzte Umwechselung seines Kleides, denn im Herbst desselben Jahrs fand ich ihn todt im Hühnerhause liegen, ohne vorher Krankheit bemerkt zu haben.

Obgleich ich in den Jahren 1830—1833 mehrmalen junge Hühner aufgezogen, so ist mir an seiner Nachkommenschaft doch eine ähnliche Erscheinung nicht vorgekommen.

Was die Ursachen solcher Abweichungen von der Regel seyn mögen, ist mir nicht bekannt. Allerdings giebt es bei vielen Vögeln Veränderungen ihrer Farben, aber diese sind dann der ganzen Gattung eigen. Der Kopf des Stieglitz ist bis zur ersten Verfärbung grau, wird dann aber theils roth, theils schwarz. Der Blutfinke (Dompfaffe)

ist bis zu derselben Zeit auf der Brust dunkelgrau, und zwar sowohl das Männchen wie das Weibchen, dann aber wird sie bei erstem schön dunkel rosenroth, bei letztem noch dunkler grau, wie sie war. Daß aber bei diesen beiden Gattungen viel daran liegt, worin ihre Nahrung besteht, ist daraus ersichtlich, daß der eingefangene Stieglitz innerhalb Jahresfrist im Vogelbauer die rothe Farbe der Kopffedern verliert, welche sich in gelb ändert, und daß die rothe Brust des Blutsinkens in der Gefangenschaft binnen derselben Frist fast aschenfarbig wird.

Wem ist es unbekannt, welche Veränderungen die schönen Farben des Pfauen in den 4 ersten Jahren seines Lebens erleiden, allein diese Veränderungen sind bei ihm Regel, nicht aber Ausnahme.

Vor einigen Jahren habe ich auf einem, eine halbe Stunde von hier entfernten Gute einen noch jungen Sperling mit halbweißen Flügeln gesehen, und besaß ein mir bekannter Freund von dergleichen Seltenheiten einen ganz weißen, den er selbst geschossen und dann ausstopfen laßen. Dergleichen Erscheinungen sind aber selten und von Herrn Boger ganz richtig Naturspiele genannt worden; deshalb dürfte es auch äußerst schwer seyn, darüber genügende Erklärung zu geben.

Sendersdorf, im Januar 1837.

Ristemann.

Ueber einen Aufsatz in den vorigjährigen rh. Prov. Bl. wegen
Messung von Gebäuden u. s. w.

Im diesjährigen (1836) Augusthefte der rheinischen Provinzialblätter findet sich eine Recension des vom Freiherrn v. Klein herausgegebenen Werkes: „Neue höchst einfache Methode, Berge, Gebäude und andere Gegenstände zu messen“, in welcher Recension Seite 188 der Beweis geführt werden soll, daß die von Hrn. v. Klein angebotenen Höhen in der Bildfläche, bei einer Entfernung von 2 pariser Fuß Entfernung vom Auge, nicht richtig seien, dessen Methode vielmehr nur eine rohe Approximation von Vergleichungsmaßen geben könne. Diese letztere Meinung möchte freilich Hr. v. K. selbst nicht zu widerlegen vermögen, indem aber der Hr. Recensent eine Formel giebt nach welcher die Rechnung mit Schärfe durchzuführen sei, enthält sein Werk gleichsam eine Herausforderung an den Leser zur Prüfung seiner Rechnung; wenigstens ist Ein-

sender dieses dadurch veranlaßt worden, sich ihrer Prüfung zu unterziehen und er glaubt nun sein Bedenken gegen ihre Richtigkeit hier mittheilen zu dürfen.

Eine Sondebarkeit liegt darin, daß die Höhe des zu messenden Gegenstandes so wie dessen Entfernung in rheinl. Fuß, dagegen die Entfernung der Bildfläche vom Auge in pariser Fuß, und die Bildhöhe bei dieser Entfernung in pariser Zoll und Linien angenommen werden.

Die vom Hrn. Recensenten gegebene Formel, nach welcher bei den angeführten Maßen

$$\text{die Bildhöhe } y = \frac{2 \times 144 \times 142,}{e_r}$$

(wo das angehängte r rheinländische Fuß, und e die Entfernung des Gegenstandes bezeichnet) ist an sich richtig: aber unrichtig sind die S. 188 in der dritten Spalte in pariser Zoll und Linien angegebenen Größen. Auch ist der beständige Logarithmus des Zählers in obiger Formel (S. 189) nicht 4,5817974 sondern 4,5967391, wie folgende kleine Rechnung zeigt:

$$\begin{array}{rcl} \lg 2 & \text{-----} & = 0,3010300 \\ \lg 144 & \text{-----} & = 2,1583625 \\ \lg 142 & \text{-----} & = 2,1522883 \end{array}$$

$$\text{-----} = 4,6116808$$

$$\lg \text{ der Maasverwandlung } = 9,9850583$$

$$\text{also beständiger Logarithmus des Zählers} = 4,5967391$$

setzt man im Nenner, $e=340$ rheinl.

Fuß, so ist:

$$\lg 340 \text{ -----} = 2,5314789$$

$$\lg \text{ der Maas-Verwandl. } = 9,9850583$$

$$\text{also hier } \lg \text{ des Nenners } \text{-----} = 2,5165372$$

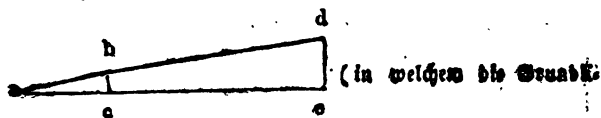
$$\text{und dann findet man } y = \text{-----} 2,0802019$$

= 120,283 Linien = 10 Zoll 0,283 Linien pariser Maasses, wogegen der Hr. Recensent 9 Zoll 8,2 Linien gefunden haben würde.

Einfacher stellt sich die Rechnung wenn man die in rheinl. Maas angegebene Entfernung und Höhe des Gegenstandes gleich verab in pariser Maas umwandelt,

Wenn noch das Endresultat in pariser Maas gegeben werden soll.

Sei in dem rechtwinkligen Dreieck



nie a c horizontal und die Höhen b c und d c perpendicular angenommen werden)

a c die Entfernung des Gegenstandes $= c$

a b die Entfernung der Bildfläche vom Auge $= b$

d c die Höhe des Gegenstandes $= h$

b c die Höhe in der Bildfläche $= y$

so hat man die einfache Proportion $c : b = h : y$ also

$$y = \frac{b \times h}{c}.$$

Setzt man nun $b = 2 \times 144 = 288$ pariser Linien
und $h = 142$ rheinl. = 137,19764 pa-

riser Fuß, so ist $y = \frac{288 \times 137,19764}{c}$

$$\begin{array}{rcl} \text{Es ist aber } \text{Lg. } 288 & \text{-----} & = 2,4593925 \\ \text{Lg. } 137,19764 & \text{-----} & = 2,1373466 \end{array}$$

also der beständige Lg. des Zählers wieder = 4,5967391
und demnach findet man:

Bei der Entfernung des Gegenstandes (e)		Die Höhe des Gegenstandes, in der Bildfläche bei 2 pariser Fuß Entfernung vom Auge, in pariser	
in rheinl. Fuß	macht in pariser Fuß	Zoll	Linien
340	328,501	10.	0,283
390	376,810	8.	8,862
945	913,041	3.	7,276
1670	1613,522	2.	0,489
1903	1838,642	1.	9,490
2000	1932,361	1.	8,448
2700	2608,688	1.	3,147
3700	3574,868	0.	11,053
4800	4637,667	0.	8,520
5000	4830,903	0.	8,179
5700	5507,229	0.	7,175
7200	6956,500	0.	5,680
10400	10048,278	0.	3,932
13400	12946,819	0.	3,052

Die übrigen von dem Hrn. Recensenten angegebenen Positionen hat Einsender dieses nicht weiter nachrechnen mögen. Düsseldorf, $\frac{1}{12}$. 36. 8 + t.

XII.

Landwirthschaftl. Notizen a. d. Auslande.

Dünger-Gewinnung durch Einstreuen von Erde in die Viehstallungen.

Ueber den thierischen Dünger, seine Vermehrung und vollkommnere Gewinnung vermittelt Einstreuen mit Erde in die Viehstallungen, beschrieben und empfohlen von Albrecht Bloß, Besitzer des Gutes Schieray, L. preuß. Amtsrath, Ritter des rothen Adlerordens 4. Klasse und Mitglied mehrerer landw. Gesellsch. Breslau. W. G. Korn. 1835. 8. 31 S. (Preis 45 Kr. T. M.)

Das Central-Blatt des landwirthschaftlichen Vereins in Bayern, Mai 1836, enthält darüber folgende interessante Recension:

Wir glauben, es ist hinreichend den, allen gebildeten Landwirthen rühmlichst bekannten Namen des verehrten Herrn Verfassers zu nennen und den Titel seines Schriftchens mitzutheilen, um allen Lesern dasselbe bestens zu empfehlen. Den Inhalt noch näher, als es der Inhalt bereits thut, mitzutheilen, ist kaum möglich, da wir sonst dem größten Theil des Inhalts abschreiben müßten.

Der Hr. Verf. hat völlig Recht, wenn er sagt: das Einstreuen mit Erde in die Viehstallungen sei das beste Mittel, alle thierischen Excremente auf das Vollständigste zu sammeln und zu erhalten, und eine solche Düngergewinnung sei zugleich das kräftigste Mittel zur Verbesserung der Felder. Dabei ist das ein so einfaches und wohlfeiles Mittel zur Emporbringung der Wirthschaft, daß es jedem thätigen Landwirthe zu Gebote steht.

Ehe ich noch besagtes Schriftchen kannte, habe ich bei Eintritt der Winterfütterung mich bloß der Erde als Einstreumittel in meinen Stallungen bedient. Hr. Bloß bestreut den ganzen Stand des Thieres mit Erde und bedeckt diese mit etwas kurz gemachtem Stroh. Ich beobachte folgendes Verfahren:

1) Im Rinderstall gebe ich eine Schicht Erde in die Urinrinne, welche längs des Standes hinter den Thieren durch die ganze Länge des Stalles hinläuft. Der Urin läuft von selbst in die Erde, die festen Excremente werden in die Rinne hineingezogen. Täglich wird diese Schicht Erde erneuert und dann der so gesammelte Dünger alle Mittwoch und Sonnabende aus dem Stalle auf die Düngerstätte gebracht. Stroh wird aber gar keines gestreut, so wie auch unter das Thier weder Stroh noch Erde kommt. Das Kind liegt auf dem trockenen Stande, und wird, wenn es sich beschmutzt, abgeputzt und nöthigenfalls gewaschen. Alles Stroh wird daher nur zur Fütterung verwendet. — So geht auch nicht ein Tropfen des so fruchtbaren Urins verloren; und da von Zeit zu Zeit auch die Düngerstätte mit Erde befahren wird, auf welche wieder der Erddünger aus dem Stalle gebreitet wird, so theilt sich auch dieser untern Erde die Kraft des Düngers mit, und das Ganze wird so nothwendig eine recht kräftige Düngermasse werden. Der Vortheil dabei ist:

a) Ersparung des Streustrohes, wodurch die Futtermittel wieder äußerst ansehnlich vermehrt werden; b) vollkommen vollständige Auffangung und Gewinnung aller Excre-

mente; und c) außerordentliche Vermehrung des besten, kräftigsten Düngers.

Meine Erdbausen habe ich nicht, wie Herr B., mit Pferdemist bedeckt, sondern einen Theil davon unter Dach gebracht, um bei nassem Regenwetter trockene Erde in den Stall bringen zu können. Bei trockenem und Frostwetter wird vom großen Haufen die Erde, und oft in Stücken wie ein Kopf groß, in den Stall geschafft. Hier thaut die Erde auf, zerfällt, nimmt alle Excremente vollständig auf u. s. w.

2) In die Schaffställe lasse ich gleich die Erde $\frac{1}{2}$ bis 1 Schuh hoch auf einmal einfahren, und stelle die Schafe unmittelbar darauf, ohne in der Regel auch nur eine Hand voll Stroh zu streuen. Nur wenn es nöthig, wird etwas ganz wenig Stroh auf die Erde gezettelt. Selbst jetzt im halben Dezember lasse ich Erde einfahren; bei dem starken Froste ist die Erde in sehr große Stücke gebrochen; diese liegen wie bei einer Pflasterung neben und auf einander im Stalle, thauen in 1—2 Tagen durch die Stallwärme auf, zerfallen, und kommen dann die Schafe darauf zu stehen, so wird das Ganze eben und fest getreten, der Urin und alle flüssigen Theile der Excremente ziehen sich in die Erde, und die Thiere haben einen trockenen Stand und ein trockenes Lager, wobei die Wolle nicht im Geringsten verunreinigt wird.

Die Erde wird nur immer in die eine Hälfte des Stalles geführt, während die Schafe in der andern Hälfte etwas zusammengedrängt stehen. So wie der neue Vorrath an Erde es wieder erlaubt und die früher eingeführte Erde bereits größtentheils gesättigt ist u., wird auf's Neue Erde eingefahren, und das so oft wiederholt, als es die Verhältnisse nur erlauben.

Also auch im Schaffstalle erspare ich das Streustroh fast gänzlich; denn das ganz wenige, das dazu verwendet wird, ist nicht der Rede werth.

Ich glaube meine Robot nicht vortheilhafter jetzt verwenden zu können, als mit Erdgraben und Erdeinfahren in die Schaffställe, in welche bereits seit dem Herbst zweimal, jedesmal gegen einen Schuh hoch, Erde eingefahren wurde.

Die Erde selbst habe ich unmittelbar ganz in der Nähe der Stallungen in solcher Menge vorgefunden, daß der Vorrath Jahre lang dauern wird. Der größte Frost hindert uns nicht am Erdgraben oder vielmehr Brechen; denn die Erde bricht in ganzen, großen Stücken.

Es wird nicht fehlen, daß Herrn Bloch's Schriftchen begierig gelesen und von allen nur etwas über das Gewöhnliche sich erhebenden Landwirthern fleißig befolgt wird. Die Sache hat Anfangs viel scheinbare Schwierigkeiten und Hindernisse; aber einmal ernstlich versucht, verschwinden diese alle, — man wundert sich, daß man dieses einfache und wohlfeile Streumittel nicht schon längst angewendet hat, und freut sich im Voraus über die große Strohsparung und die eben so große Futter- und Düngervermehrung. Herr Bloch hat diesen Erddünger, wie auch nicht zu bezweifeln, nach seiner Erfahrung im Jahre 1834 als sehr kräftig und fruchtbar gefunden, und ist derselbe gewiß auch noch nachhaltender, als der gewöhnliche Stroh Dünger.

Josaphat, bei Tabor, im Dez. 1835. E. André.

XIII.

Wissenschaftliche Notizen a. d. Auslande.

Erfindung des Compaß.

Der Franzose Rey hat eine Abhandlung geschrieben, worin er den Compaß als eine französische Erfindung darstellt. Er bezieht sich auf eine Beschreibung, welche Guyot de Provins gegen das Ende des XII Jahrhunderts davon gegeben hat und auf die Lilie, welche allgemein zur Bezeichnung der Nordlinie auf der Compaß-Rose angenommen ist.

Neue Entdeckungen in Pompeji.

Neuest hat man in Pompeji drei Skelette gefunden, welche einem alten Bewohner dieser Stadt, seiner Frau und seiner Tochter angehört zu haben scheinen, die von der herabgefallenen Asche erstickt sind, während sie ihre kostbarsten Gefellen auf die Straße zu bringen im Begriffe waren. Am Skelette des Mädchens fand man einen goldenen Ring und ein paar Ohrgehänge mit Perlen verziert. Das Haus, unter dem Namen Casa di Castor e Pollux bekannt, ist eines derjenigen, worin man die reichste Erndte von Alterthümern gemacht hat. Vor einiger Zeit fand man darin 64 Urnen von Silber und ein kostbares Gemälde, die Toilette eines Hermaphroditen vorstellend. Am 24. Aug. v. J. entdeckte man in demselben Hause an der Mauer des Viridarium ein anderes merkwürdiges Gemälde: Venus und Adonis in colossalen Figuren. Die Composition ist über 9 Palmen lang.

Inhalt des ersten Bandes, vierten Jahrgangs neuer Folge.

Einige Notizen über Kölns christliche Vorzeit.	3
Sagen aus dem Rasthale	33
Rheinsage. Vom Hrn. Emanuel Geibel.	101
Die Legende vom heiligen Rupert. Von Louise v. Pölnitz	215
Geschichtliches und Antiquarisches. Ueber den Namen der Ubier. Vom Hrn. Pennes. — Anfrage an Züllich und Umgegend. — Zwei Bemerkungen. — Die Monogramme der Steinmetzen.	125
Die Restauration der kölnischen Kirchen. (Vorgetragen im Vereine bildender Künstler zu Köln.) Vom Herrn Ernst Beyden, Sekretär des Vereins. 139.	206
Das Gemälde des Bartholomäus de Bruyn aus Köln, auf dem Hochaltar der Kirche zu Xanten.	221
Ueber frühere Steuerfreiheit, Gewinn- und Gewerbesteuer in den vormaligen Herzogthümern Züllich und Berg. Vom Hrn. Friedensrichter Heister zu Zülpich	160
Ueber Lebensversicherungs-Anstalten.	227
Ueber Einrichtung von Lyceen als Vorbildungs-Anstalten für akademische Studien. Vom Hrn. Joseph Haupolder	249
Wissenschaftlicher Congreß von Frankreich und Zusammenkunft desselben für 1837 in Reg.	262
Ein Wort zur Würdigung der von Hrn. Dr. Dünker ausgesprochenen Ansichten über den Unterricht in den alten Sprachen. (Siehe November-Heft der rhein. Prov. Blätter 1836).	167
Welche Stelle nimmt das Tanzen unserer Zeit unter den nothwendigen Leibesübungen der weiblichen Körperbildung ein	177
Die Gewerbe, ihr Einfluß, Schwung und Betrieb. Vom Herrn Dr. Desberger	48
Ueber die Noth der Weinbauern.	76
Ueber die Errichtung von Weinmärkten in der Rheinprovinz.	97

Bringt das Mondlicht Kälte?	288
Ein Wort über die Spielsucht	281
Marshall Glauzel	283

Literatur, Landkarten, Lithographien.

Plate, B., Lorentino von Medici. Trauerspiel	183
Püg, B., Grundriß der Geographie und Geschichte des Mittelalters	194
Reck, Dr. Fr. A., Geschichten, Sagen und Kartungemälde des Rheins	195
Riebahn, Dr. J. G. von, Statistik und Topographie des Regierungs-Bezirks Düsseldorf	196
Seul, P. J., über die Entwicklung und den gegenwärtigen Zustand des höhern Schulwesens in Preußen	291
Ristelhüber, J. B., Leben u. Schicksale zweier Strafgefangenen, nach dem Franz. von de Jussieu	293
Rees von Esenbeck, Dr. L. F. L., u. Henry, A., das System der Pilze	294
Erwiederung auf eine Recension von Prof. Dr. J. Schramm's Beitrag zur Geschichte der Philosophie	295

Miszellen aus der Provinz.

Hat Philipp Melanchthon einem angeblich zu Köln am Johannistage 1535 gehaltenen Convente der Freimaurer gewohnt? ...	103
Der Dombau zu Köln	103
Korrespondenz-Nachricht aus Kreuznach.	113
Straßen-Bettelei u. ihre Abwendung betreffend	114
Die merkwürdige Nacht vom 12. auf den 13. November 1836	116
Boden-Cultur im Reg. Bez. Düsseldorf.	119
Ueber das Ausbleiben der Segkartoffeln in manchen Gegenden des Westerwaldes	120
Wohlthätigkeit und Menschenliebe im Reg. Bezirk Köln	200
Ballraffianum in Köln	200
Das Pompier-Korps in Köln am Rhein ...	203

Die Heil-Anstalt für weibliche Kranke im Elisabethen-Kloster zu Düsseldorf.	206
Handlungs-Institut des Herrn. Wetschi in Eöln	299
Gelegenheit zu einem Sekular- und einem Semi-Sekular-Feste in Bonn im Jahr 1837.	301
Ueber den Farbenwechsel der Federn beim Geflügel	302
Ueber einen Aufsatz in den vorjährigen rheinischen Prov. Bl. wegen Messung von Gebäuden u. s. w.	303

Miszellen aus andern Provinzen und dem Auslande.

Die Ackerbauschule auf dem Hof Adamsthal bei Wiesbaden	121
Das Fallen und Legen des Flachses	210
Sicheres Mittel gegen Mäuse in Gärten und bei jungen Obstbäumen, auch Maulbeerbäumen	210
Ueber eine zweckmäßige Methode, den Klee zu ärnten	211
Kultur des feinsten Hanfes	212
Dünger-Gewinnung durch Einstreuen von Erde in die Blehstallungen	306
Erfindung des Compaß	309
Neue Entdeckung in Pompeji	309
Verzeichniß der Herren Mitarbeiter zur neuen Folge der rh. Prov. Bl.	122
Verkehr der Redaktion	124

Allgemeiner Anzeiger

zu den Rheinischen Provinzialblättern. 1837. 88. Heft.

Subscriptions-Anzeige

für Mineralogen, Physiker, Chemiker, Pharmaceuten u. a.

Die

Gestalten der Individuen

der anorganischen Natur

als Glieder eines Ganzen,

in ihrem gegenseitigen Zusammenhange und ihren Ueber-
gängen combinatorisch vollständig dargestellt

von

Dr. M. A. F. Prestel.

Ein unentbehrliches Hülfsmittel zur Erleichterung des
Studiums der Mineralogie und Krystallographie.

Erste Lieferung,

enthaltend die ein-, zwei- und dreifachen vollständigen Com-
binationen des Isometrischen = Tesseräal = Ein und
Einachsigen Systems in 165 Figuren.

Subscriptions-Preis für jede Lieferung 22 1/2 Sg. netto.

Fast bei jedem Naturforscher, von welchem in neuerer
Zeit das Gebiet der Mineralogie und Krystallographie
bearbeitet und erweitert ist, findet man eine von allen
übrigen abweichende und nur ihm eigenthümliche Termin-
ologie und Bezeichnung. Wenn man nun auch eingeste-
hen muß, daß einem jeden Forscher das Recht zusteht, die
Kunstwörter und Zeichen in den genannten Wissenschaften
seinem Principe und Systeme gemäß zu entwickeln; so
läßt sich auf der andern Seite nicht verkennen, daß dar-
durch das Studium sehr erschwert wird, und nicht allein
die verschiedenen mineralogischen und krystallographischen
Lehrbücher, sondern auch die große Menge der, in den Zeit-
schriften für Physik, Chemie, Pharmazie u. s. f., vorkom-
menden Monographien einzelner Mineralspecies und Krystall-
gruppen nur von wenigen benutzt werden können. Vor-
züglich fühlbar möchte dieses Pharmaceuten, den beim Berg-
und Hüttenwesen Angestellten und andern Geschäftsleuten
sein. Dieser Uebelstand ist um so empfindlicher, da dem-

selben nicht, wie in andern Wissenschaften, durch Wörterbücher abgeholfen werden kann. Ließe sich dieses auch bei der Terminologie thun, so ist es doch bei der Bezeichnung ganz unmöglich. — Diesem Mißstande kann nur auf dem einzigen, im oben angezeigten Werke eingeschlagenen Wege abgeholfen werden. Dieses enthält nämlich alle Krystallformen, welche nach den Naturgesetzen, so weit wir sie bis jetzt kennen, möglich sind. Jede derselben ist mit einer Nummer und ihre Flächen sind mit Buchstaben bezeichnet. Auf der beiliegenden Tabelle aber findet sich dieselbe Nummer; neben dieser stehen die Benennungen und Bezeichnungen von Hausmann, Haüy, Leonhard, Naumann, Moos und Weiß. Hierdurch ist aber Jeder, auch wenn er in die Krystallographie minder eingeweiht sein sollte, in den Stand gesetzt, sowohl für jede von ihm beobachtete Gestalt den ihr, nach jedem der genannten Krystallographen, zukommenden Namen und die ihr oder ihren Flächen angehörenden Zeichen, als auch zu einem beschriebenen Krystalle zu den Namen und Zeichen die Gestalt zu finden und sich letztere zu veranschaulichen.

Andererseits soll dieses Werk das ganze Reich der Krystallformen als ein großes Ganze, die einzelnen Glieder desselben aber in ihrem gegenseitigen mathematischen Zusammenhange und Uebergängen dem Blicke entfalten. In dieser Beziehung wird es auch jedem Freunde der Naturbeschreibung willkommen sein.

Da das Werk eine bis jetzt sehr fühlbare Lücke in der Wissenschaft ausfüllt, so glauben wir auf die zu einem solchen Unternehmen erforderliche Theilnahme des Publikums rechnen zu können. Sobald wir uns hiervon überzeugt haben, und die Anzahl der Subscriptionen zur Deckung der Kosten hinreicht, wird sogleich die erste Lieferung des ganzen Werkes, welches bereits zum Druck vorliegt, erscheinen.

Das Ganze wird auf feines Papier gedruckt. Jede Lieferung besteht aus zwei Blättern in Imperial-Folio, von denen das eine die Gestalten eines Krystallsystems, das andere aber die Nummern, Namen und Zeichen jener Gestalten enthält.

Jede Buchhandlung (in Köln die J. P. Bachem'sche Hofbuchhandlung) nimmt Subscriptionen an. Der spätere Ladenpreis wird für jede Lieferung 1 Rthlr. betragen.

Emden, im Dezember 1836.

Fr. Kakebrand.



Nachstehende em

Der Ballsaal für alle

Preis: 10 Sgr. 10 Sgr. 10 Sgr.

2. Heft: Tänze nach Melod.

Preis: 10 Sgr. 10 Sgr. 10 Sgr.

Melodien der Oper: „Rob. & J. noch nicht

Ausführung eingerichtet.

Der

Für alle, die es wissen

welche in vorbenannten

Neue N. arat

Preis: 15 Sgr.

Freunde der Musiklehre

gegenüber. Eine intere

Forstungen berühmter

der Gelehrten von

empfindungen des Todes

gen, Abnungen, Gesehe

gen von merkwürdigen

aus der Welt.

in Meisters arbeitete,

in die neueste, son

Für Flöte.

Der Ballsaal.

Sammlung auserlesener Tänze für eine Flöte mit willkürlicher Begleitung einer zweiten. 1s und 2s Heft. Für eine Flöte.

Preis: 10 Sgr.

Enthält 35 vortreffliche Tänze.

Der angehende Violinspieler.

Sammlung äusserst leichter und angenehmer Stücke zum Theil nach den beliebtesten Melodien aus den neuesten Opern etc. für die ersten Anfänger im Violinspielen eingerichtet. Lieferung I.

Preis: 10 Sgr.

Für Guitarre.

Der Ballsaal.

Sammlung auserlesener Tänze für Guitarre, zu leichter Ausführung eingerichtet. 3 Hefte. Preis: à 10 Sgr.

Für Orgel.

Der Fugen - Freund.

oder Sammlung von Musterfugen der berühmtesten Meister älterer und neuerer Zeit. Lief. I. u. II. Preis: à 10 Sgr.

Diese Sammlung liefert die Meisterstücke von J. S. Bach, Händel, Mozart, C. Ph. E. Bach, Vogler, Graun, Albrechtsberger, Kirnberger, Scarlatti u. A.

Guitarre - Schule.

oder leichtfassliche Anweisung zum Gitarrespiel für alle Diejenigen, welche ohne Beihülfe eines Lehrers dasselbe erlernen wollen. Nebst instructiven Uebungsstücken. (Mit Abbildung des Griffbrettes einer Guitarra.) Von J. E. Häuser. Preis: 15 Sgr.

Neue Pianoforte - Schule.

oder theoretisch-praktische Anweisung, das Pianofortespiel nach neuer erleichternder Methode in kurzer Zeit richtig, gewandt und schön spielen zu lernen. Nach J. N. Hummel's Grundsätzen. Für Musiklehrer und Anfänger, so wie auch zum Selbstunterricht. Von J. E. Häuser. qu Quart geh. 27½ Sgr.

Die große vortreffliche Pianoforteschool können nur die Lehrer und Schüler sich anschaffen; noch weniger Schüler, die wenig Zeit haben, dieses voluminöse Werk durchzugehen verdient der Verfasser Dank. dat. ex. 1830.
Im December 1830.

Gr. Kassebrand.

- 3) Rees von Osenbeck, D. L. F. L., u. Henry, S.
 A., Das System der Pilze. 294
- 4) Erwiederung auf eine Recension von Prof.
 D. J. Schramm's Beitrag zur Geschichte
 der Philosophie. 295

XI. Miscellen aus der Provinz.

- Handlungs-Institut des Herrn Wetschli in
 Cöln 299
- Gelegenheit zu einem Secular- und einem
 Semi-Secular-Feste in Bonn im Jahr 1837 301
- Ueber den Farbenwechsel der Federn beim Ge-
 flügel. 302
- Ueber einen Aufsatz in den vorigjährigen rhein.
 Prov. Bl. wegen Messung von Gebäuden
 u. s. w. 303

**XII. Landwirthschaftliche Notizen aus dem Aus-
 lande.**

- Dünger-Gewinnung durch Einstreuen von Erde
 in die Viehstallungen 306

XIII. Wissenschaftliche Notizen aus dem Auslande.

- Erfindung des Compass 309
- Neue Entdeckungen in Pompeji. 309

Ankündigung.

Die neue Folge dieser Zeitschrift hatte mit dem Schlusse 1836 bereits drei Jahre lang unausgesetzt ihre echt patriotische Tendenz: „sowohl das heutige als das vergangene innere und äußere Leben der Provinz möglichst vollständig zur Anschauung zu bringen, und diejenigen auswärts gewonnenen Kenntnisse und Erfahrungen, welche dem Lande ersprießlich seyn können, in diesem zur Anwendung und Benutzung zu fördern“, verfolgt, und in der von Jahr zu Jahr sich vermehrten Abonnenten-Zahl erfreute sie sich der besten Anerkennung ihres Strebens. Monatlich erscheint ein Heft von 6 bis 8 Bogen; drei Hefte bilden einen Band, zu welchem Titel und Inhaltsverzeichnis gegeben werden. Der besonders geringe Abonnements-Preis bleibt drei Thaler für das ganze Jahr, wofür die Rheinischen Provinzial-Blätter im ganzen Preussischen Staate durch alle Königl. Postanstalten und alle soliden Buchhandlungen bezogen werden können. Wenn die Abonnements pränumerando auf den Post- oder Postwärterämtern der Empfangsorte Statt finden, so können die Besteller sich versichert halten, die Hefte eben so prompt wie die Zeitungen und ohne Bestellgeld oder andere Nebenkosten zu empfangen.

Der „Anzeiger“, welcher den Heften gratis beigegeben werden soll, steht amtlichen und Privat-Bekanntmachungen aller Art, gegen eine Gebühr von 1 Sg. 3 Pf. für die Zeile, offen.

Beiträge zu dieser Zeitschrift, selbst Notizen von dem geringsten Umfange, an die Adresse des Herrn Herausgebers nach Bonn, direkte oder durch Vermittelung des Unterzeichneten, eingesandt, werden jederzeit eine dankbare Aufnahme finden, wenn sie der Tendenz der Provinzial-Blätter entsprechen. Auf ausdrückliches Verlangen wird auch Honorar bezahlt. Was sich nicht zum Abdrucke eignet, soll — wenn es begehrt wird — bald zurückgesandt werden. — Schriftsteller, Buchhändler, Buchdrucker, Kupferstich- und Steindruck-Verleger u. s. w., welche ihre Erzeugnisse bald in der Zeitschrift angezeigt oder beurtheilt sehen möchten, werden eingeladen, dieselben dem Herrn Herausgeber auf dem Wege des Buchhandels durch den Verleger oder mit der Post portofrei zugehen zu lassen.

J. P. Bachem,

Hof-Buchhändler und Buchdrucker.

